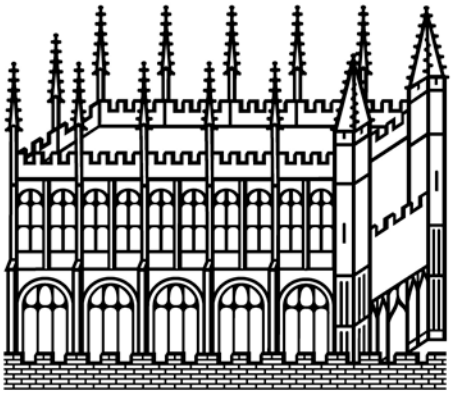


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

ER 994 A. 4

ST. GILES, OXFORD OX1 3NA

~~UNS. 34 d. 22~~

11/11

Friedrich von Hardenberg.

Friedrich von Hardenberg.

Friedrich von Hardenberg

(genannt Novalis).

Eine Nachlese

aus den Quellen des Familienarchivs

herausgegeben
von einem
Mitglied der Familie.

Zweite Auflage.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1883.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
3 APR 1957
OF OXFORD
LIBRARY

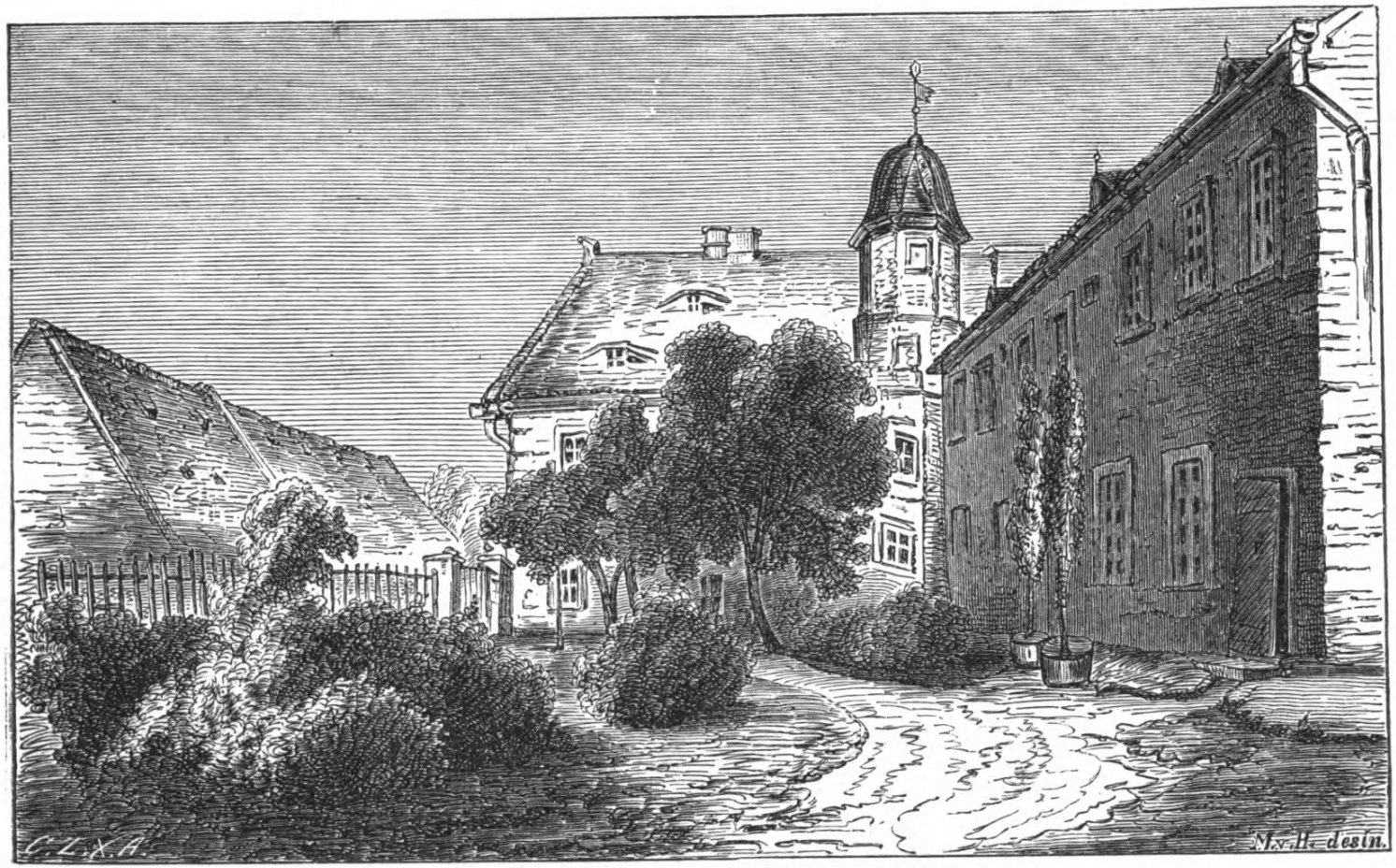
Vorwort

zur erſten Auflage.

Als eine Nachleſe führt die gegenwärtige Schrift ſich ein. Die Biographie und Charakteriſtik des Dichters, welche L. Tieck zu ſeiner Zeit geliefert hat und welche die zumeiſt benutzte Quelle der Literarhiſtoriker geworden iſt, darf im Allgemeinen als eine treue und zutreffende bezeichnet werden. Gleichwohl läßt dieſelbe erhebliche Lücken offen, ja in mancher Beziehung ſind die ausgeſprochenen Anſichten ſchief und objektiv falſch. Es geht dieß aus Documenten und Briefen hervor, die ſich theils im Familienarchiv, theils in anderweitigem Privatbeſitz befunden haben. Das Säcularjahr der Geburt des Dichters hat die Veranlaſſung dazu gegeben, die Lücken zu ergänzen, die Irrthümer zu berichtigen. In erſter Reihe war dieß das Intereſſe der Familie, welche die Ehre hat,

Novalis zu ihren Vorfahren zu zählen. Allein die romantiſche Schule, und dies hervorragende Mitglied derſelben inſonderheit, hat noch immer zahlreiche Freunde, denen durch neue Mittheilungen ſicherlich ein willkommen geheißener Dienſt geleiſtet wird. Es iſt dem Dichter im Monat Mai vorigen Jahres auf dem Friedhofe zu Weißenfels ein Denkmal geſetzt worden. Dieſem Denkmal von Stein will das gegenwärtige ſich anreihen. Es iſt der geſchickten Hand des Bildhauers gelungen, die Züge des leiblichen Angeſichts des Verklärten wohlgetroffen aus Marmor zu meißeln; möge es auch unſerm Verſuch nicht ganz mißlungen ſein, ein treues Lebens- und Charakterbild deſſelben zu entwerfen. Darauf iſt wenigſtens das Streben gerichtet geweſen.

Im Januar 1873.



Friedrich von Hardenberg's Geburtshaus.

Erſtes Kapitel.

„Man kann nur werden, inſofern man ſchon iſt.“ Novalis.

Wenn man das Leben eines Menſchen nicht nur in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſondern vielmehr in ſeiner inneren Entwickelung darſtellen will, ſo muß man die Familie, der er entſproſſen, den Ort, welcher ſeine erſte Kindheit geſehen, alſo gewiſſermaßen den Hintergrund des Bildes, wenigſtens in einigen Zügen zeichnen; denn Heimath und Familie prägen dem Einzelnen, ſowohl in den höheren wie niederen Ständen unverkennbar ihre Eigenthümlichkeiten ein.

Im Wipperthale, an den letzten Ausläufern des Harzes, liegt ein Dorf und ſeitwärts davon ein ehemaliges Kloſter, welche beide Ober-Wiederſtedt heißen. Das Kloſter wurde in dem Bauernkriege hart gefährdet und friſtete von da an nur mühſam ſeine Exiſtenz. Die letzten Bewohnerinnen deſſelben flüchteten in andere Aſyle, oder wandten ſich der evangeliſchen Kirche zu; das Kloſter ward ſäculariſirt und kam in die Hände der Grafen von Mansfeld.

Kurz vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges

kam Wiederſtedt als Pfand in den Beſitz der Herren von Blankenburg und durch Heirath der einen Tochter in die Familie der Freiherren von Hardenberg; der Sohn des erſten Beſitzers, Chriſtoph Hildebrand von Hardenberg, fügte im Jahr 1683 dem alten Kloſter einen neuen Anbau hinzu, und in dieſem Hauſe ward faſt 100 Jahre ſpäter Georg Friedrich Philipp von Hardenberg geboren.

Sein Vater, Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg, der vierte Sohn von Anton Gottlieb und der Katharine Sidonie von Heynitz, war den 9. Januar 1738 geboren und ſein Vater ſtarb 1752. Die weſentlichſte Erziehung dieſes ſeines jüngſten Sohns blieb alſo der Mutter überlaſſen, wenn auch ihr zweiter Sohn Friedrich Wilhelm ihr rathend zur Seite ſtand. Er brachte den Bruder nach Schulpforta; Erasmus ſtudirte dann in Göttingen und erlernte mehrere Jahre den Bergbau praktiſch in den Manſfelder Kupfer- und Silbergruben. Sein Oheim und Vormund, der Bruder ſeines Vaters, bewog ihn, das Bergweſen aufzugeben und in der Hofkanzlei zu Hannover als Auditor einzutreten. Dies Fach aber erſchien ſeiner feurigen, lebhaften Natur zu trocken, zu reizlos, und ſo nahm er im vorletzten Jahre des ſiebenjährigen Krieges Dienſte in der Hannöver'ſchen Legion. Seine Mutter hatte nach dem Tode des Vaters die Verwaltung von Wiederſtedt ſelbſt übernommen; da ſie aber nicht viel davon verſtand und, von eigenwilliger Gemüthsart, Niemand, am wenigſten Verwandte um Rath fragen mochte, ſo gerieth ſie in die Hände eines Inſpectors, Namens Reißner, der ſie auf's Aeußerſte betrog, ſo daß die Söhne Jahre lang keine Ein-

nahmen aus dem Gute erhielten. Der älteſte Sohn zog von Wiederſtedt fort, da ihm der Ort durch den Verdruß in dieſen Verhältniſſen verleidet wurde. Die beiden folgenden Brüder waren nicht in der Lage, ſich um das Gut zu bekümmern, denn der eine war deutſcher Herr und machte den Krieg als Adjutant des Erbprinzen von Braunſchweig, der zweite als Lieutenant in Sachſen-Gothaſchen Dienſten mit. So geſchah es, daß der Jüngſte, Erasmus, gleich nachdem der Friede von Hubertsburg geſchloſſen war, um ſeinen Abſchied in Hannover einkam und Wiederſtedt zu bewirthſchaften übernahm. Der Mutter gegenüber zeigten die Brüder eine großmüthige Pietät. Sie dankten ihr herzlich für alle Mühe, die ſie durch die Ober-Vormundſchaft gehabt, und verbrannten die Acten, die mehr als Einen Fehler und die unbegreifliche Verblendung der alten Frau, dem betrügeriſchen Inſpector noch bis zuletzt Vertrauen zu zeigen, in ſich bargen. Erasmus fand ſchwere Arbeit in Wiederſtedt vor, theils die Laſten der Kriegsjahre, theils den Schaden, den die ſchlechte Verwaltung verurſacht hatte, einigermaßen wieder gut zu machen.

Er war 26 Jahr alt, als er ſich mit Friederike von Oldershauſen aus Förſte im Hannöver'ſchen verheirathete. Eine Schweſter ſeines Vaters, Frau von Rheden von Haſtenbeck, hatte ihm den Vorſchlag gemacht, eine der beiden Oldershauſiſchen Töchter zu heirathen. Als er dahin abreiſte, ſagte ihm die Tante: „Vetter, ich werde jetzt ſehen, ob Er geſcheidt iſt!“ und da er als Bräutigam zurückkehrte, fragte ſie ihn: „Wie heißt die Braut?“ „Friederike!“ „Nun, Vetter, dann iſt Er geſcheidt ge-

weſen und hat die kluge, geiſtreiche der ſchönen vorgezogen!“ Er aber entgegnete lachend, er habe keine Wahl gehabt, denn die ſchöne Schweſter habe ihm bald zu verſtehen gegeben, daß ihr Herz nicht mehr frei ſei. Trotzdem war die Ehe eine ſehr glückliche, er liebte ſeine Gattin über Alles und die kluge Frau übte einen ſehr günſtigen, ſänftigenden Einfluß auf ſein lebhaftes, leidenſchaftliches Temperament; ihr Tod ward der Wendepunkt ſeines Lebens.

Im Frühjahr 1769 brachen in Wiederſtedt die Blattern aus. Hardenberg ging mit ſeiner jungen Frau, in deren Familie dieſe Krankheit ſchon mehrere Opfer gefordert, nach Greiz zu der ihnen befreundeten Familie des Grafen Reuß; kaum dort angekommen, erkrankte die junge Frau dennoch an den Blattern, und dieſelben machten in wenigen Tagen ihrem Leben ein Ende. Sie ſtarb am 22. Mai 1769.

Ihr Tod erſchütterte den jungen Mann auf's Tiefſte; er erſchien ihm zuerſt als eine Strafe von Oben über ſein weltliches, Gott entfremdetes Herz. Er ging nach Wiederſtedt zurück, wo jetzt die Blattern mit großer Heftigkeit wütheten; binnen kurzer Zeit ſtarben viele Perſonen in dem kleinen Dorfe, und faſt in jedem Hauſe lagen Kranke. Die Leute waren muthlos, keiner wollte mehr die Kranken pflegen, die Todten berühren. Da trat Hardenberg ins Mittel; er ſorgte für einen Arzt und Arzenei, legte ſelbſt mit ſeinem Diener die Todten in die Särge, pflegte die Kranken und ſorgte für leichte Nahrung, für friſche Luft; ſein Beiſpiel ermuthigte die Verzagten, ſo daß bald wieder ein beſſerer Zuſtand eintrat. Vielleicht war dieſe gewaltige

Anſpannung ſeiner Thatkraft von wohlthätigen Folgen für ſein Gemüth; die Geiſter der Trauer wichen, aber die lebhafte religiöſe Bewegung, welche der Tod der geliebten Frau hervorgerufen, blieb und ward nach und nach der Mittelpunkt ſeines Denkens. Wir laſſen ſeine eignen Bekenntniſſe folgen, die ungefähr um 1780—1790 niedergeſchrieben ſind: „Nach einem ſehr weltlichen Leben erwachte ich zuerſt 1769 durch eine ſehr heftige Erſchütterung beim Tode meiner Frau und empfand eine heftige Unruhe über den Zuſtand meines Herzens. Die fromme Erziehung meiner ſeligen Mutter hatte mir principia eingeflößt, welche mir ſchon in zarten Jahren ſtarke Eindrücke in meine Seele gemacht, und dieſe hatte mir der langmüthige Gott auch während meines Gehens in der Irre erhalten. Sie wachten nun wieder auf und machten mir vielen Kummer. Ich ſah den traurigen Tod meiner Frau als eine beſondere Strafe Gottes an und wünſchte ſehnlich, über die Frage belehrt zu ſein: ‚Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?‘ Mein erſter Gedanke war: ich will mich beſſern und durch einen ſtrengen Wandel das wieder gut machen, was ich in meiner Jugend verſäumt habe. Ich fühlte wohl, daß ich damit meine Schuld nicht abtragen könnte, und dieſe Ueberzeugung trieb mich zu dem einigen Grunde unſrer Hoffnung, zum Verdienſt Jeſu Chriſti. Auf dieſes ſetzte ich ein feſtes Vertrauen und meine einzige Zuflucht in meiner Sündennoth, und dieſer Troſt ward kräftig in meiner Seele. Allein ich verlor ihn oft, wenn ich durch vergebliche Bemühungen in meiner Beſſerung niedergeſchlagen wurde. So viel Mühe ich mir gab, ſo ſehr überzeugte mich meine

traurige Erfahrung, daß ich nur die groben Ausbrüche der Sünde vermied, aber der unglückliche Stoff blieb und ließ bei jeder Verſuchung zur Sünde ihren Sieg befürchten. In der Zeit bekam ich die Schriften des engliſchen Methodiſtenpredigers Dodridge *) zu leſen, und der brachte mich von Neuem in das Selbſtwirken. Ich folgte ganz ſeinem Plane und ergab mich Gott meinem Herrn auf recht ſolenne Weiſe durch ein ſchriftliches Bündniß **), welches ich alle Mal erneuerte, wenn ich zum heiligen Abendmahle ging. Allein eben ſo oft ſah ich zu meinem Entſetzen, daß ich keinen Schritt weiter kam, ſondern ich mußte mich immer mit dem innerlichen Hang zur Sünde quälen. Dies machte mir denn viele Zweifel, ob auch mein Glaube rechter Art ſei, und ob ich mich mit Grund des Verdienſtes meines

*) Phil. Dodridge, geb. 1702 als zwanzigſtes Kind eines nonconformiſtiſchen Geiſtlichen und der Tochter eines deutſch-böhmiſchen nach der Schlacht am weißen Berg nach England ausgewanderten Theologen, Namens Baumann. Dodridge gab ſeine Schriften, darunter viele Predigten, zwiſchen 1730 und 1750 heraus, war von 1730 bis zu ſeinem zu Liſſabon erfolgten Tode Prediger zu Northampton.

**) Die Sitte dieſes Bündniſſes ſtammt aber nicht zuerſt von Dodridge, er hat ſie vielleicht von ſeinem deutſchen Großvater überkommen. Denn ſchon im 17. Jahrhundert in den Jahren 1671 bis 1704 kommt ſie bei einem Hauslehrer auf dem Hardenberge vor. Er führt ſie auf den berühmten Theologen Heinrich Müller zurück, der Profeſſor und Prediger an der Hauptkirche zu Roſtock war. Er ſagt: „Dies Gelübde ſteht vorn in Mülleri Evangel. Herzensſpiegel“. Heinrich Müller (geb. 1632 zu Lübeck, geſt. 1675) iſt der Verfaſſer von vielen ſehr bedeutenden theologiſchen Schriften, die zum Theil in unſrer Zeit neu aufgelegt ſind; jedoch findet ſich in dieſen neuen Auflagen der Rath wegen des Gelübdes oder Bündniſſes nicht, die Vorrede fehlt darin.

Heilandes getröſten dürfe. Daß unſer Glaube ohne Werke todt ſei, war mir ein fürchterlicher Satz, und weil ich dieſe Werke bei mir nicht fand, ſo war der daraus folgende Schluß traurig genug für mich. Schon zu der Zeit ward ich mit einem Freunde der Brüdergemeinde bekannt, dem ich hierüber meine Gedanken klagte, aber ſeine Antwort wollte mir damals noch nicht ſchmecken —."

Leider brechen an dieſer Stelle ſchon die Bekenntniſſe ab, wir müſſen ſie anderweitig ergänzen. Hardenbergs Mutter ſtammte aus Churſachſen. In ihrer väterlichen und mütterlichen Familie war eine herzliche Frömmigkeit zu Hauſe. Die letzten Ausläufer der Spenerſchen Richtung waren in beiden Häuſern, Heynitz und Lucovien, vertreten und hatten auf Hardenbergs erſte Kinderjahre gewirkt. Die Zinzendorfſchen Erweckungen fielen in ſeine Jugendzeit, und noch iſt Gellerts Einfluß zu ſpüren, der die Schriften von Dodridge lebhaft empfohlen hat. So ſehen wir alle dieſe frühen, bewußten und unbewußten Eindrücke, durch den Schmerz über den Tod der geliebten Frau erregt, in Hardenbergs chriſtlicher Entwickelung ſich geltend machen. Sein heftiger, leidenſchaftlicher Charakter, ſein feuriges Temperament haben die inneren Kämpfe bei ſeiner Bekehrung jedenfalls höchſt eigenthümlich verlaufen laſſen und es hat lange gedauert, bis eine größere Milde, Klarheit und innerer Friede in ſeinem Gemüth heimiſch wurden. Im Einzelnen geſchah es bei ihm wie bei Wesley und den engliſchen Methodiſten im Großen und Ganzen, die auch erſt durch Zinzendorf und die Herrnhuter zu einer milderen, evangeliſchen Auffaſſung gelangten.

In seinem äußeren Leben trat auch ein Wendepunkt ein, er lernte seine zweite Frau kennen.

Seine Mutter lebte zu der Zeit in Gera und hatte eine arme, junge Verwandte ins Haus genommen, um ihr im Haushalt zur Hand zu gehen. Aug. Bernhardine von Bölzig war früh verwaist. Die Schwestern ihrer Mutter hatten das arme Kind Jahre lang um ihr mütterliches Erbe verkürzt, so daß ihr nur durch Sammlung bei mitleidigen Freunden die kleine Ausstattung verschafft wurde, deren sie zum Antritt einer Freistelle in dem evangelischen Stift zu Altenburg zum Zweck ihrer Erziehung bedurfte.

Erasmus ward in Gera zum Besuch erwartet, und eine Bekannte seiner Mutter traf denselben Tag das junge Mädchen auf dem Vorsaal: „Nun Bernhardine, wenn Sie den jungen reichen Vetter fangen will, so setze Sie die abscheuliche Haube ab, die Sie da trägt", äußerte sie lachend zu dem Mädchen. Entrüstet, daß sie ihr eine solche Absicht zutraue, behielt sie die getadelte Mütze auf.

Bei Tisch sah der Vetter die junge Verwandte zuerst. Die Haube schien er nicht zu beachten; er fragte die Trägerin ganz freundlich: wie sie denn mit Vornamen heiße? Auf ihre Antwort: „Bernhardine", versicherte er: Das sei ein Name, bei dem einem Zeit und Weile lang würde, ob sie denn nicht noch einen Namen habe? Und als sie „Auguste" sagte, entgegnete er rasch: „Gut, dann nenne ich Sie Auguste". Sie fühlte sich sehr gekränkt, daß er ihren Namen änderte, aber sein bestimmtes Wesen hatte ihr doch einen tiefen Eindruck gemacht. Wenig Wochen später warb er um ihre Hand, am 1. Juli 1770 ward

die Hochzeit in Wiederſtedt gefeiert, am Nachmittag dieſes Tages ließ er in dem Garten daſelbſt eine Allee von jungen Linden pflanzen, die heute ſeinen Urenkeln Schatten geben.

Die Ehe war eine ſehr glückliche, aber die ſchnelle Veränderung des Namens war charakteriſtiſch geweſen. Der Wille des Mannes dominirte ſo vollſtändig, daß die Frau ihm gegenüber faſt willenlos erſcheint. In äußerlich ſehr dürftiger Lage aufgewachſen, von Natur hingebend und liebevollen Gemüths, artete die Unterwürfigkeit gegen ihren Mann und die Liebe zu ihren Kindern in Willensſchwäche aus, deren Nachtheile ſich beſonders in der Stellung zwiſchen Vater und Kindern fühlbar machten. Die Heftigkeit und Ungeduld des Erſtern, verbunden mit ſeinen ſtrengen Grundſätzen, machte ihn oft zu herbe gegen die Letzteren; die ſchüchterne Mutter ſuchte aus Furcht die Fehler der Kinder vor ihm zu verbergen und zu verſchweigen, legte aber dadurch freilich den Grund zu dem ſpäter oft hervortretenden Mangel an Vertrauen der Söhne gegen den Vater; dabei war ſie jedoch ein geiſtig fein organiſirtes Weſen mit einem entſchieden poetiſchen Talent. Aus dem Jahr 1784 folgt hier ein kurzer Abriß ihres Lebens von ihrer Hand:

„Den 5. Oktober 1749 erblickte ich zu Leipzig das Licht der Welt. Mein Vater war Karl von Bölzig, meine Mutter Erdmuthe Albertine v. d. Schulenburg. Meine lieben Eltern legten mir in der Taufe die Namen Auguſte Bernhardine von Bölzig bei.

„Den 1. Juli 1770 im zwanzigſten Jahre meines Alters trat ich in die glücklichſte, zufriedenſte Verbindung mit meinem

beſten lieben Mann Erasmus von Hardenberg, er war 32 Jahr alt; in Wiederſtedt ward ſie vollzogen.

„Am 20. April 1771 zu Wiederſtedt ſchenkte uns Gott in unſrer glücklichen Ehe eine Tochter, welche in der heil. Taufe den Namen bekam: Caroline Sophie Sidonie Charlotte.

„Den 2. Mai 1772 zu Wiederſtedt machte uns Eltern Gott die Freude und ſchenkte uns einen Sohn, welcher in der heil. Taufe den Namen bekam: Georg Friedrich Philipp.

„Den 9. Auguſt 1774 ſegnete Gott unſre Ehe wieder mit einem Sohne, und als er durch die Taufe in den Bund mit Gott aufgenommen, bekam er den Namen: Chriſtian Anton Wilhelm Erasmus.

„Den 13. März 1776 erfreute uns Gott zu Wiederſtedt wieder mit einem Sohne, welchen wir dem Herrn in der heil. Taufe zum ewigen Eigenthum gaben und wo er den Namen bekam: Gottlob Albrecht Karl.

„Den 16. Mai 1779 zu Gera im Voigtlande gab uns Gott eine Tochter, welche wir, als ein neues Pfand ſeiner Liebe und Gnade, aus ſeinen Händen mit herzlicher Dankbarkeit annahmen; ſie bekam in der heil. Taufe den Namen: Auguſte Sidonie.

„Den 28. Juli 1781 zu Schlöben gab uns Gott einen Sohn; möchte doch dies Kind ganz vor dem Herrn gedeih'n, wachſen und blühen zu ſeiner Ehre bis ins ewige Leben. In der heil. Taufe bekam er den Namen: Georg Anton.“ (Von elf Kindern war dies der Einzige, der die Mutter überlebt hat.)

„Den 1. April 1783 zu Schlöben erfreute uns Gott mit einer Tochter, welche zu früh und sehr schwach zur Welt kam, so daß wir sehr um ihr Leben bangten; jedoch die Gnade des Herrn, die in den Schwachen mächtig ist, hat sie uns bis jetzt erhalten. Möchte sie doch dereinst, als ein Wunder der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn, nur dem leben und sterben, der für sie gestorben und auferstanden ist. In der heil. Taufe erhielt sie den Namen: Auguste Benigna Elisabeth.

„Schreib ihre Namen, Herr Jesu, auf's Beste
Ins Buch des Lebens ein!
Und binde ihre Seelen fein feste
Ins schöne Bündelein
Der'r, die theils hier noch grünen,
Theils vor Dir leben frei.
So will ich von Dir rühmen,
Daß Dein Herz treue sei!"

Friedrich war ein zartes Kind; in seinen ersten Jahren schwächlich, ohne doch eigentlich krank zu sein; er war träumerisch, still und ward im Lernen sowohl von der Schwester Caroline, wie von dem jüngern Bruder Erasmus übertroffen. In Folge dessen hielt ihn der Vater für unbegabt; die Mutter aber hing mit besondrer Liebe an ihm, die der Sohn mit der innigsten Zärtlichkeit vergalt. Aus dieser Zeit sind mehrere Gedichte der Mutter vorhanden, in denen sie als liebevoller Advocat des Kindes auftritt; in einem derselben, was zum Geburtstag des Vaters gedichtet ist, ungefähr 1779 oder 1780, spricht sie ein Vor-

ahnen ſeines Dichterberufs deutlich aus. Natürlich aber muß man die damalige ſteife und ungelenke Art zu dichten, und ihre Gedanken einzukleiden, abrechnen.

Der kleine Fritz an ſeinen Papa.

„Papa, haſt Du denn auch als Knabe,
Haſt Du auch ſonſt
Das Glück gehabt, das ich ſchon habe,
Der Mädchen Gunſt?
Papa, Dir kann ich es wohl ſagen:
Mir Glücklichem
Ließ ſich nur noch vor wenig Tagen
Ein Mädchen ſehn.
Von jenen vielen Bildern allen,
Die Du mir giebſt,
Hat mir noch keins ſo wohlgefallen,
So allerliebſt.
Mein Mädchen trägt nicht bunte Kleider
Und iſt doch ſchön,
Jung wie ich ſelbſt, unſchuldig, heiter,
Zum Malen ſchön.
Ohn' alles Gold und Edelſteine
Und ſtolze Pracht,
Hat die Natur ſelbſt dieſe Kleine
So ſchön gemacht.
‚Ich bin die Eine von den Muſen',
So ſagte ſie,
‚Die in der Kinder jungem Buſen
Zuerſt ganz früh
Den Trieb zur Wiſſenſchaft entzündet;
Durch mich allein
Reimt ſchon der Knabe, denkt, empfindet,
Und dichtet fein.

Auch iſt mit mir und meinen Schweſtern
Der Unterſchied:
Sie können dichten, lügen, läſtern;
Allein mein Lied
Iſt lauter Wahrheit, Treu' und Tugend
Und Zärtlichkeit,
Unſchuldig, eine ew'ge Jugend
Und Heiterkeit.'
Papa, ſie will gern bei mir bleiben,
Erlaub es ihr!
Dies Mädchen kann die Zeit vertreiben,
Sie ſpielt mit mir.
Wir wollen mit einander ſingen
Und fröhlich ſein;
Ihr Lied iſt Wahrheit, was wir ſingen,
Trifft Alles ein:
Daß dieſer Tag noch oft wie heute
Zurückekehrt
Und daß Dein Herz viel Ruhm und Freude
An mir erfährt."

Das alte Haus in Wiederſtedt war aber ebenſowohl geeignet, Träumereien zu befördern, wie auch als Tummelplatz fröhlicher Kinder zu dienen. Wie ſchön ſpielte es ſich in dem dämmerigen großen Hausflur, in den langen Gängen, auf der ſteinernen Wendeltreppe mit den kleinen runden Fenſterſcheiben, durch welche das Licht ſo ſeltſam gebrochen hereinfiel, und welche vom Thurm herab durch die kleine verborgene Thür in den engen Hof geleitete, wo eine Menge alter hochſtämmiger Fliederbäume im Frühling ſo köſtlich blühten. Dann das eigentliche alte Kloſter, freilich jetzt in eine Scheune verwandelt, mit den ſchönen

Fenſterbogen, von Weinranken umzogen, und Haus und Hof belebt von den Spukgeſchichten, die die alte Kinderfrau ſo ſchön zu erzählen wußte! Fürwahr, es war eine fröhliche Kinderzeit, ein glückliches Leben; und das war ganz der Ort, auf die Phantaſie des Knaben einzuwirken; während er auf der andern Seite im Verkehr mit den Dorfbewohnern, welche zum größten Theil Bergleute waren, früh in ein ernſtes, mühſames und gefahrvolles Leben blickte.

Die Eltern lebten in Wiederſtedt ganz zurückgezogen von allem geſelligen Verkehr, da Hardenberg das Leben in der Welt, die Geſelligkeit, dem Chriſten unziemlich und gefährlich achtete. Anfangs ſuchte die Frau ihn zu beſtimmen, ihr wenigſtens einen kleinen nachbarlichen Verkehr zu geſtatten — ihr feines weibliches Gefühl ließ ſie ahnen, daß es ſpäter für ihre Kinder ſehr nachtheilig ſein würde, wenn ſie ganz ohne Beziehungen zu ihres Gleichen aufwachſen ſollten —; aber da es der Mann verweigerte, ſo fügte ſie ſich auch hier ſeinem Willen. Allein es kamen doch oft Verwandte auf längere oder kürzere Zeit zum Beſuch nach Wiederſtedt, und beſonders waren es zwei Männer, die ſo auf die Erziehung der Kinder einen Einfluß gewannen. Der Erſte war der Stiefbruder der Frau von Hardenberg, Hauptmann von Bölzig. Er hatte als preußiſcher Offizier den ſiebenjährigen Krieg mitgemacht, war Invalide geworden und ſtand bei einer Invalidencompagnie in Schleſien, ſpäter in Bielefeld. Er beſchäftigte ſich auf's liebevollſte und eingehendſte mit den Kindern der Schweſter. In ſeinen begeiſterten Schilderungen von dem

großen Könige und ſeinen Helden, von den Schlachten, die er ſelber mitgefochten, trat zum erſten Male die Weltgeſchichte in voller, ſelbſterlebter Wirklichkeit an die beiden Knaben heran; ein Hauch der kraftvollen preußiſchen Vaterlandsliebe, aus der ſich nach einem Jahrhundert das deutſche Nationalbewußtſein wieder entwickelt hat, berührte ihre jungen Seelen und weckte Gedanken in ihnen, die ſich noch ſpäter verfolgen laſſen. Und auch die Saite, die Friedrich II. in dem Bewußtſein ſeines Volkes angeſchlagen, volle Freiheit in Religionsangelegenheiten, klang in den Schilderungen des Oheims Bölzig hell hindurch, denn er verabſcheute jeden Zwang in religiöſer Hinſicht, und noch in ſpätern Jahren ſchreibt er einmal an den Schwager und zieht eine Parallele, wie viel mehr wahre Gottesfurcht und Sittlichkeit unter dem freien Regiment Friedrich's d. Gr. geherrſcht habe, als zu den Zeiten des Wöllner'ſchen Edikts.

Der Zweite, der auf die Erziehung der Kinder von großem Einfluß war, weil er auf den Vater einwirkte und von dieſem ſelbſt wie ein Vater verehrt und geliebt wurde, war Hardenberg's älterer Bruder, Friedrich Wilhelm von Hardenberg, deutſcher Herr und Landcomthur zu Lucklum im Braunſchweigiſchen. Er war bedeutend älter als Erasmus, und als ihr Vater ſtarb, hatte der ältere Bruder ſich mit treuer Liebe des jüngeren angenommen und weſentlichen Einfluß auf ſeine ſpätere Erziehung gehabt. So kam es, daß er für Hardenberg ſtets nicht blos der Bruder, ſondern auch eine bedeutende Autorität war. Sein ehrenfeſter, edler Charakter, ſeine hohe Bildung machten

ihn auch ganz hierzu geeignet. Dabei vereinigten gleiche religiöse und politische Ansichten die beiden Brüder, mit dem einzigen Unterschied, daß der Comthur nicht die Neigung zum Sectenwesen theilte, die bei Erasmus entschieden vorhanden ist. Auch der Comthur hatte, wie schon erwähnt, als Adjutant des Erbprinzen von Braunschweig den siebenjährigen Krieg mitgemacht.

So war Friedrich in sein neuntes Jahr getreten; aber trotz aller Mühe, die man sich gab, der Entwickelung seines Geistes zu Hülfe zu kommen, blieb er doch derselbe anscheinend unbegabte Knabe, der nichts lernen konnte oder wollte. Da erkrankte er schwer an der Ruhr. Die Folgen der Krankheit fesselten ihn mehrere Monate an Zimmer und Bett; als aber endlich alles überstanden war, verließ ein ganz neuer Mensch die Krankenstube. Nicht nur sein Körper hatte sich entwickelt: sein Geist schien wie aus einem Schlafe erwacht zu sein; er zeigte sich plötzlich als ein munteres, thätiges, geistreiches Kind. Mit früher ungeahnter Lust fing er zu lernen an, und nach einem Jahre hatte er sowohl die Schwester Caroline wie auch den Bruder Erasmus überholt.

Der Vater hatte nun innige Freude an dem Sohn, er nahm ihn von jetzt an oft auf seine Reisen mit, so auch auf eine Tour nach Niedersachsen zu dem Comthur nach Lucklum und den anderen Hannöver'schen Verwandten. In dieser Zeit 1781 war der spätere Kirchenrath Christian Schmidt als Begleiter engagirt. Dieser nennt Friedrich damals „einen aufgeweckten, selbstthätigen, originellen, geistvollen Knaben", — ein Beweis, wie schnell seit der Krank-

heit ſeine geiſtige Entwickelung fortgeſchritten war; denn auf dieſer Reiſe hatte er ſoeben erſt ſein neuntes Jahr vollendet. Auch der Comthur bemerkte mit Freuden die Veränderung in dem Neffen, auf den er von da an die ſtolzeſten Hoffnungen ſetzte und der lange Jahre ſein Liebling war.

Friedrich lernte von dieſer Zeit an mit großem Eifer und Fleiß; in ſeinen Freiſtunden las er am liebſten Gedichte. Beſonders aber liebte er Mährchen; er übte ſich, ſie zu erfinden und ſie ſeinen Brüdern zu ihrem höchſten Ergötzen zu erzählen.

Mit dem Jahr 1783 trat ein Ereigniß ein, welches das ſchöne Leben im Hauſe zwar nicht ganz zerſtörte, aber doch den ungünſtigſten Einfluß auf daſſelbe ausübte. Frau von Hardenberg erkrankte ſchwer an den Folgen einer zu frühzeitigen Niederkunft. Zwar ſchwand die Lebensgefahr nach einigen Wochen, aber es blieb eine Art Hypochondrie zurück, die zeitweiſe in Schwermuth auszuarten drohte und, verbunden mit körperlicher Hinfälligkeit, die ſonſt ſo kräftige, lebensfriſche Frau für mehrere Jahre unfähig machte, ſich um ihren Haushalt zu bekümmern. Es traten Monate ein, wo ſie entweder in völliger Theilnahmloſigkeit verharrte oder durch alles aufs Aeußerſte erregt und geängſtigt wurde. Mann und Kinder trugen natürlich ſchwer an dieſem Leid; Caroline, die älteſte Tochter, ein Mädchen von 14 Jahren, trat in die entſtandene Lücke und führte unter Aufſicht des Vaters den großen Haushalt mit einer weit über ihre Jahre gehenden Treue und Hingebung. Aber natürlich konnte ſie dem Vater nicht die Gattin, den

heranwachſenden Knaben nicht die Mutter erſetzen. Dazu raubte das fortwährende Kränkeln der Mutter dem Familienleben ſeinen ſchönſten Reiz, Heiterkeit und harmloſe Fröhlichkeit, und drückte demſelben den Charakter der Unbehaglichkeit auf.

Zwiſchen dem Vater und Caroline bildete ſich in dieſer Zeit ein ſchönes vertrauendes Verhältniß aus. Die Tochter theilte vollſtändig die religiöſen Anſchauungen des Vaters, während ſich jetzt zuerſt ein Auseinandergehen mit Friedrich zeigt. Ein Freund der Familie, der Kreisamtmann Juſt, ſagt hierüber in dem kurzen Lebensabriß, den er von dem Dichter entworfen: „Seine Eltern waren nach Sinn und Meinung Freunde der Brüdergemeinde und fühlten ſich dabei gut und glücklich. War es ihnen zu verdenken, daß ſie dieſes Gut auch auf ihre Kinder vererben wollten? Mit der älteſten Tochter ward ihr Wunſch erfüllt, nicht ſo damals mit dem älteſten Sohne. Er ſollte von dem Prediger zu Neudietendorf in der chriſtlichen Religionslehre unterrichtet werden. Sein kindlicher Sinn, ſein chriſtliches, auch wohl frommes Gefühl hätte dabei ſeine Rechnung gefunden. Aber ſein nun erwachter, hoch emporſtrebender, nach Selbſtſtändigkeit und Wiſſenſchaft ringender Geiſt, wie konnte er ſich in die engen Grenzen beſchränken laſſen, die hier der Glaube dem Forſchen und Wiſſen ſetzt?“

Hier aber trat nun der Oheim vermittelnd ein und nahm die geiſtige Selbſtſtändigkeit des Sohnes dem Vater gegenüber in Schutz. Er ließ Friedrich auf längere Zeit zu ſich nach Lucklum kommen, und dieſer Aufenthalt hat bedeutend auf ſeine geiſtige Entwicklung gewirkt. Der

Comthur beſaß eine ausgezeichnete Bibliothek, die Friedrich, ſo jung er war, nicht unbenutzt ließ; er ſtand mit vielen bedeutenden Männern in nahem Verkehr; ſeine Stellung als Landcomthur nöthigte ihn, ſeinem Hausweſen einen großartigen Stempel aufzuprägen, was durch ſeine angeborene Gaſtfreiheit noch unterſtützt wurde. Seine gewiſſenhafte Sorgfalt für den Neffen ließ ihn aber bald andre Uebelſtände erkennen, die demſelben bei ſeiner großen Jugend noch gefährlicher hätten werden können, als die Differenz mit dem Vater. So ſandte er ihn denn nach Jahresfriſt nach Wiederſtedt zurück. Er ſchreibt ſpäter an den Bruder: „Es iſt mir lieb, daß ſich Fritz wieder findet und in's Gleis kömmt, aus welchem ich ihn gewiß nicht wieder herausnehmen will. Mein Haus iſt für ſeinen jungen Kopf zu hoch geſpannt, er wird zu ſehr verwöhnt, und ich ſehe zu viele fremde Leute und kann nicht verhindern, daß an meinem Tiſche viel geſprochen wird, was ihm nicht dienlich und heilſam iſt.“

In den Jahren 1785 und 1786 fanden lebhafte Verhandlungen von Seiten des Landtags-Ausſchuſſes zu Dresden mit Hardenberg durch den Grafen Schulenburg von Kloſterode ſtatt, der ihn gern für ein ſtändiſches Amt gewonnen hätte. Er ſchlug es aus, weil die Nähe des Hofes und die katholiſche Geiſtlichkeit in Dresden, die ſehr eifrig im Proſelytenmachen war, ihn moraliſche Gefahren für ſeine Söhne befürchten ließ. Denn in jener Zeit trat ein ſcharfes Mißtrauen zwiſchen dem evangeliſchen Lande und dem katholiſchen Hofe unverkennbar hervor. Ein geiſtreicher ſächſiſcher Edelmann charakteriſirte die Folgen des

Uebertritts der Fürſtenfamilie und die Beziehungen, die die polniſche Königskrone für Sachſen geſchaffen, dahin: „daß die adligen Familien, die ſich dem Hof anſchloſſen und eine Rolle ſpielten, durch den Verkehr mit Polen, Italienern und Franzoſen, von denen es in Dresden wimmelte, ſchlecht und frivol wurden, während der Landadel, der ſich auf ſeine Güter zurückzog, zu verbauern anfing". Wegen der Erziehung der Söhne erſchien Hardenberg der Aufenthalt in einer Stadt wünſchenswerth und ſo trat er 1787 in ſächſiſche Dienſte als Salinendirector der drei Salinen Artern, Köſen und Dürrenberg, kaufte ein Haus mit Garten in Weißenfels und ſiedelte dorthin über, da er von da ſowohl die Salinen wie auch ſeine beiden Güter leicht erreichen und verwalten konnte.

Durch ſein Amt kam er hier wieder mehr in Verkehr mit Andern, ſowie auch durch ſeine ſchon erwähnten Beziehungen zu der Brüdergemeinde, die er ſeit einigen Jahren gepflegt hatte, obwohl er nie wirkliches Mitglied der Gemeinde geworden, ſondern immer in dem Verhältniß „der Freunde" geblieben iſt. Allein trotzdem war er weit entfernt, einen eigentlichen geſelligen Verkehr für ſeine Familie anzuknüpfen; er glaubte auch jetzt noch, ein ſolcher zieme einem Chriſten nicht. Als ſpäter ſeine Frau wieder ganz geſund war, änderte dies nichts an dem ganz ſtillen, abgeſchloſſenen Leben; die Töchter waren noch faſt Kinder, die einzige erwachſene Caroline theilte die ſtrengen Anſichten des Vaters; ſo ſuchten ſich die Söhne ihren Umgang allein, und das war inſofern wenig günſtig, als davon ein ſtetes, faſt unwillkührlich eintretendes Verbergen ihrer jugendlichen Vergnügungen vor dem Vater die Folge war.

Friedrich ſollte nun bald die Univerſität beziehen; um ihn hierzu genügend vorzubereiten, ließ ihn der Vater noch eine Zeit lang das Gymnaſium zu Eisleben beſuchen, das damals unter der Leitung des als Pädagogen bekannten Rectors Jani ſtand. „Novalis *) war den 17. Juni 1790 ſogleich in der Prima des Eisleber Gymnaſiums aufgenommen. Bis 1845, wo die Prima zur Aula umgewandelt ward, ſtand ſein Name eingegraben in der eichenen Tafel der genannten Klaſſe. Er wurde unter die beſondre Aufſicht Jani's geſtellt und wohnte wahrſcheinlich in ſeinem Hauſe. Der Lectionsplan von 1790 iſt noch vorhanden, ſo daß wir nachweiſen können, in welchen Gegenſtänden Friedrich Unterricht empfing. Die Primaner hatten wöchentlich 35 Lectionen, wovon drei dem Griechiſchen und elf dem Latein gehörten; außerdem wurden manche Lectionen lateiniſch gehalten, bei denen man ſpäter billig die deutſche Sprache wieder eingeführt hat. Geleſen wurden damals nebeneinander: Cicero de oratore, Livius und Tacitus, wöchentlich in zwei Stunden; Cicero de officiis, Sallust; ferner Virgil, Aeneis und Horaz eine Stunde; Ovid und Seneca, abwechſelnd eine Stunde; Griechiſch las man: Xenoph., Cyrop., Demosth., ad o. Septimen, Homer und Pindar, je eine Stunde wöchentlich. Mit dieſer Art Lectüre zu leiten ſtand aber Jani nicht allein, anderwärts geſchah es ebenſo. — Nach der Ausgabe, welche Jani vom Horaz veran-

*) Die folgenden Notizen ſind wörtlich einer Vorleſung entnommen, welche Profeſſor Dr. Schmalfeld 1867 im Alterthums-Verein zu Eisleben gehalten.

ſtaltete, dürfen wir auf die Art ſeiner Behandlung dieſes Dichters in der Klaſſe ſchließen, daß er, obgleich nur eine Stunde in der Woche geleſen, doch Bedeutendes bei den Schülern erreichte. — Um Jani's willen war zu jener Zeit ein großer Andrang zu der Schule in Eisleben. Selbſt Engländer fanden ſich ein. Er wirkte ſehr anregend, ja begeiſternd. Dieſe Eigenſchaft führte vorzugsweiſe das Privatſtudium der Schüler herbei, der Stundenplan ſagt davon kein Wort; daß daſſelbe aber ſtattfand, macht die Tradition gewiß. — Als Jani ſtarb, ging Novalis mit noch 19 andern Schülern zur Univerſität ab. Damals fand noch kein Abiturienten-Examen ſtatt, das Zeugniß des Rectors, des Inſpectors genügte zur Aufnahme auf den Univerſitäten."

Friedrich erinnerte ſich ſtets mit großer Freude an dieſe Zeit in Eisleben; außer Jani, an dem er mit dankbarer Verehrung hing, bewahrte er einem andern Manne daſelbſt, deſſen Andenken noch jetzt in der kleinen Stadt nicht ganz erloſchen iſt, eine lebhafte Erinnerung, — dem Amtmann Büttner, einem juriſtiſch und humaniſtiſch fein gebildeten, jovialen Mann. Ein Brief an denſelben von Friedrich aus der erſten Zeit in Jena beweiſt es. Er iſt ohne Datum.

„Nie war ich auf etwas ſtolzer, nichts wünſchte ich in den heißeſten Stunden der Begeiſterung mehr, als die Freundſchaft edler, geiſtreicher Männer. An ihnen hing ich mit vollem Enthuſiasmus, ſie waren meine Ideale, ſie zu erreichen der ſtolzeſte Wunſch meiner Seele. Schon eine Schrift eines ſolchen Mannes konnte mir die feurigſte Liebe einflößen, ſeine perſönliche Bekanntſchaft ſtellte ich

mir als das höchſte Glück hienieden vor. — Ihre Bekanntſchaft, beſter Herr Amtmann, realiſirte meine Ideen, und währte ſie gleich nur kurz, ſo war ſie doch hinreichend, um ſich mit unauslöſchlichen Zügen in meine Seele zu graben. Ihre herzliche Theilnahme an jugendlichen Freuden des Menſchenlebens, Ihre horaziſche Bonhommie, Ihr Entferntſein von ſtolzer Zurückhaltung bezauberten mich, auch ohne den deutſchen Geiſt, der jedes Wort von Ihnen charakteriſirte und Ihnen gleich Zutrauen und Hochachtung gewann.

„Nehmen Sie dies Alles für innigen Erguß meiner Empfindung, die mich überwältigt.

„Aeußerſt ungern verließ ich Eisleben und ſchied zugleich aus unſrer perſönlichen, ſo eben erſt erblühenden Freundſchaft und nur die Hoffnung, ſie einſt mit mehr realen Anſprüchen von meiner Seite erneuern zu dürfen, erheitert mich, und daß Sie mir die Erlaubniß gaben, Ihnen zu ſchreiben, berührte die Saite meines freudigſten Wunſches.“

Hardenberg bezog 1790 die Univerſität Jena, um Jura zu ſtudiren. In jener Zeit blühte hier ein friſches, geiſtiges Leben, dem ſich der empfängliche Jüngling mit voller Seele hingab. Durch Reinhold und Schmidt wurde ſeine Neigung zur Philoſophie geweckt, ſie übte eine unwiderſtehliche Gewalt auf ſeinen lebhaften Geiſt; auf ſeine äſthetiſchen Anlagen aber wirkten die Vorleſungen, ſowie die perſönliche Bekanntſchaft Schillers mit wahrhaft elektriſcher Kraft, und weckten bisher ſchlummernde Gaben.

Aus dieſer Zeit ſtammen auch einige der wenigen Briefe von Friedrich an ſeine Mutter, die überhaupt erhalten ſind.

Friedrich an ſeine Mutter.

„Jena, den 9. Auguſt 1791.

„Wie viel bin ich Dir nicht ſchuldig, wie viel thateſt, litteſt Du nicht für mich. Jede Handlung meines Lebens ſollte Dir danken, und doch wie ſchwach ſind wir, wie oft reißt uns eine blendende, jugendliche Täuſchung fern von dem Wege der Pflicht und nur die Thränen der zärtlichen Mutter folgen uns. — Ja, Geduld muß das Loos jeder Mutter ſein, denn ohne dieſelbe, was würde aus uns, die der geringſte Windſtoß in ihren Grundſätzen erſchüttert und wankend macht? — Wer mit menſchlichem Gefühl beſtände nicht freudig ſelbſt den ſchwerſten Kampf, den Kampf mit ſich ſelbſt, wenn ſie ihm winkt, die ihm auf Erden alles iſt, die Zuflucht in Bedrängniſſen, die einzige Seele oft, die ihm ohne Intereſſe ſich ſelbſt aufopfert.“

Friedrich an ſeine Mutter.

„Jena 1791, ohne Datum.

„Ich weiß, daß Du es ſo gern ſiehſt, wenn ich an Dich ſchreibe, ob ich Dich gleich verſichere, daß auch ſonſt die Erinnerung an Dich mir die glücklichſten Stunden macht, wenn meine Phantaſie ſchwelgt und Dein Bild mir lebendig vorſchwebt, wenn alle die ſchönen Scenen der Vergangenheit und Zukunft, die ich mit Dir erlebte und erleben werde, vor mir ſtehen und jeder Zug in ihnen belebt iſt, wenn gar der Schleier der Zukunft ſich hebt und ich Dich als Schöpferin aller jener kühnen Entwürfe ſehe, die eine allzu kühne Zuverſicht in meine Kräfte wagt; denn

wem danken alle Männer beinahe, die etwas Großes für die Menſchheit wagten, ihre Kräfte? Keinem als ihren Müttern! Du trugſt beinahe alles zur Entwicklung meiner Kräfte bei, und Alles, was ich einſt Gutes thue und wage, iſt Dein Werk und der ſchönſte Dank, den ich Dir bringen kann."

In Jena trat bei Friedrich die Jurisprudenz völlig in den Hintergrund; dies blieb von Vater und Oheim nicht unbemerkt. Letzterer hatte den Wunſch, den Neffen zum Staatsmann auszubilden; daher waren ihm die litterariſchen Paſſionen desſelben unangenehm.

Da Michaelis 1791 der zweite Bruder Erasmus von Pforta zur Univerſität abgehen ſollte, ſo beſchloß man, beide Brüder zuſammen nach Leipzig zu ſchicken.[x] Mit welchen Entſchlüſſen Friedrich dorthin ging, zeigt nachſtehender Brief, welchen er an Reinhold gerichtet hat.

„Ich werde in drei Wochen nach Leipzig abgehen und dort nach einer gänzlich veränderten Weiſe zu leben anfangen. Jurisprudenz, Mathematik und Philoſophie ſollen die drei Wiſſenſchaften ſein, denen ich dieſen Winter mich mit Leib und Seele ergeben will und im ſtrengſten Sinne ergebe. Ich muß mehr Feſtigkeit, mehr Beſtimmtheit, mehr Plan, mehr Zweck mir zu erringen ſuchen, und dies kann ich am leichteſten durch ein ſtrenges Studium dieſer Wiſſenſchaften erlangen. Seelenfaſten in Abſicht der ſchönen Wiſſenſchaften und gewiſſenhafte Enthaltſamkeit von allem Zweckwidrigen habe ich mir zum ſtrengſten Geſetz gemacht. ‚Lerne dich ſelbſt erkennen!' ſoll mein memento mori ſein,

[x] cf. Raics Novalis Briefw. S. 18–19. N.

und ‚Lebe verborgen!‘ der Wahlſpruch meines praktiſchen Lebens. Schiller zeigte mir höhere, reizendere Zwecke in dem Studium dieſer ernſteren Wiſſenſchaften, für die jeder nur einigermaßen an Kopf und Herz geſunde und unverdorbene Menſch ſich feurig und lebhaft intereſſiren muß. Er lehrte mich, dem Wink meines Schickſals lauſchen und ihm gehorſam ſein. Er zeigte mir, daß man könne, was man ſolle, und daß wahre Größe des Geiſtes und echte ſittliche Schönheit des Charakters mit eingeſchränkten Zwecken, wenn man zu Höherem Beruf hätte, unverträglich ſei! Ich brauche mich auch deswegen nicht an Kopf und Herz von meiner Brodwiſſenſchaft verkümmern zu laſſen; Muſen und Grazien können immer die vertrauten und nützlichen Geſpielen meiner Nebenſtunden bleiben, Lieblingen derſelben immer wärmer mein Herz entgegenſchlagen. Ihre Werke werden immer einen unausſprechlichen, Sinn und Geiſt hinreißenden, über Alles erhabenen Zauber für mich behalten.“

Erasmus, mit welchem Friedrich nun nach Leipzig zog, hatte von Jugend auf eine zarte, ſchwankende Geſundheit; er war eine feurige, ſinnliche Natur, an Verſtand und Witz dem Bruder nicht nur ebenbürtig, ſondern ſogar überlegen; dabei hatte er ein warmes und liebevolles Herz. Beide Brüder verband von Jugend auf die zärtlichſte Liebe, die Studentenzeit in Leipzig zog dieſes Band noch inniger und feſter zuſammen.

Beide genoſſen das akademiſche Leben und die fröhliche Studentenfreiheit mit vollen Zügen. In Leipzig traten ſie in eine größere Geſelligkeit. Hardenberg's Perſönlichkeit

entwickelte ſich hier ſchnell; unbewußt und ohne daß er es wollte, ſpielte er eine glänzende Rolle in der beſſern Geſellſchaft. Hier faßte er zum erſten Male eine leidenſchaftliche Neigung für ein junges Mädchen, die jedoch nicht erwidert wurde. Dieſes Ereigniß und der eben damals ausbrechende franzöſiſche Krieg bewirkte eine plötzliche Unterbrechung ſeiner Studien: eine lebhafte Kriegsluſt bemächtigte ſich ſeiner; aber obgleich jugendliche Uebereilung und Unbeſonnenheit mit im Spiele war, ſo iſt doch der Brief, den er hierüber an ſeinen Vater ſchreibt, merkwürdig, da er zeigt, mit welchem Ernſt der zwanzigjährige Jüngling über ſeine Beſtimmung dachte. Ein ſpäterer Brief an Erasmus giebt den weiteren Verlauf der Sache an. —

„Voll Zutrauen nahe ich mich Deinem Herzen. So lange ich denken kann, haſt Du verſprochen, mir mehr Freund als ſtrenger Vater zu ſein. Ich hatte nie mehr Bedürfniß, ein erfahrenes Herz zu finden, das mich zutraulich aufnähme, als jetzt. Vorwürfe, lieber Vater, und gerechter Tadel ſind überflüſſig, denn ich habe mir hundertmal Alles lebendig vorgeſtellt, was Du und die ſtrenge Stimme meines eigenen Bewußtſeins mir ſagen können. Du weißt ſchon, was ich wünſche, wonach ich ein heißes Verlangen trage. Soldat zu werden iſt jetzt die äußerſte Grenze des Horizonts meiner Wünſche. Die Erfüllung dieſer Hoffnnng wird die fieberhafte Unruhe ſtillen, die jetzt meine ganze Seele bewegt. Du, beſter Vater, biſt die größeſte und faſt einzige Schwierigkeit, die ich zu überwinden habe. Habe ich den Weg zu Deinem Herzen gefunden, und löſcht dieſer ſchnelle jugendliche Entſchluß nicht alle

Funken einer zärtlichen Liebe zu mir darin aus, die schon zwanzig Jahre alt ist und mehr aus dem innern Fond Deines Charakters als aus der Natur entstanden ist, so glaub' ich auch, diese überwunden zu haben, so glaub' ich, daß nichts mehr der Ausführung meines Vorhabens entgegensteht. Ehe ich meinen Entschluß fest faßte, habe ich freilich innerlich sehr mit der Vorstellung gekämpft, daß ich im höchsten Grade undankbar gegen Euch, liebe Eltern, erscheine, daß ich Euch liebe Hoffnungen zerstöre und Euer Herz an der verwundbarsten Stelle angreife; aber als ich nachher bedachte, daß nicht der gegenwärtige Augenblick, sondern gerade die Aussicht des ganzen Lebens mich bestimmen müsse, daß das Glück und die Ruhe von meinem Leben und ein großer Theil des Eurigen an diesem Entschlusse hinge, indem ich mir von ihm den vortheilhaftesten Einfluß auf die Bildung und Consistenz meines Charakters verspreche, daß denn doch bald Zeiten kommen würden, wo Euch das Alles klar und kräftig einleuchten würde, und Ihr mit der Wendung meines Schicksals gewiß würdet zufrieden sein; als ich dies Alles bedachte, so war auch mein Entschluß da, mit der freudigen Hoffnung, daß Ihr mir zutrauensvoll die Hand bieten und mein ohnedem verwirrtes Herz durch eine Härte und Kälte, durch einen Mangel an freiem Zutrauen und herzlicher Theilnahme, der Euch sonst so fremd war, nicht noch mehr niederdrücken würdet. Diesem innerlichen Kampfe mußt Du es auch zuschreiben, daß Du nicht der Erste warst, dem ich mein volles bedrängtes Herz ausschüttete; ich konnte mich erst nicht überwinden, eine Schüchternheit und Zurückhaltung gegen Dich

fahren zu laſſen, die Dein ſtrenger Sinn vielleicht ſeit langer Zeit ſchon als einen feſten Eindruck zurückgelaſſen hat. So freundſchaftlich und warm Du zuweilen biſt, eine ſo hinreißende Güte Du ſo oft äußerſt, ſo haſt Du doch auch ſehr viele Augenblicke, wo man ſich Dir nur mit ſchüchterner Furchtſamkeit nähern kann und wo Dein feuriger Charakter Dich zu einer Theilnahme treibt, die zwar Ehrfurcht, aber nicht freies, unbefangenes Zutrauen gebietet. Nicht gerade Deine Hitze meine ich, aber jene tiefe, erſchütternde Empfindung, die Dich ergreift, wenn Du in einer anſcheinenden Ruhe und Kälte biſt. Und dies fürchte ich am meiſten. Nichts iſt mir unerträglicher und peinlicher, als Dich kalt und verſchloſſen zu ſehen; ach, ich habe auch zu oft Dich im höchſten Grade wohlthätig, offen, zutraulich, herzlich und als die Güte ſelbſt gekannt, wo jedes Deiner Worte Liebe einflößte und die ſanfteſte Ueberzeugung ſich in jedem Herzen erwärmte. Wenn ich wüßte, daß Du immer ſo gegen mich wärſt, ſo wäre kein glücklicherer Menſch als ich, ſo ſollte auch kein Wort ſich für Dich in meinem Herzen verſtecken. Doch ich breche hier ab, um mich zu meinem Entſchluß zu wenden und über ihn Dir Alles zu ſagen, was ich zu ſagen habe.

„Vor allen Dingen muß ich Dir ein Mißtrauen benehmen, als ob ich ſchon lange mit dieſem Vorſatz umgegangen ſei. Ich kann Dir auf's heiligſte verſichern, daß er erſt ſeit Weihnachten mich ergriffen hat. Vorher habe ich nie daran gedacht, ſondern mich mehr davor als vor einer Maßregel gefürchtet, die Ihr ergreifen würdet, wenn mein Fleiß Euren Erwartungen nicht entſprechen würde.

Die Entſtehungsgründe ſind kurz folgende. Bis Weihnachten war ich fleißig geweſen, das kann ich freiherzig geſtehen. Als ich nach Weihnachten zurückkam, ſo war ich ein paar Tage krank, mißmuthig und unzufrieden mit mir. Ich war zwanzig Jahre alt und hatte noch nichts in der Welt gethan. Mein bisheriger Fleiß erſchien mir ſelbſt in einem verächtlichen Lichte und ich fing an, mich nach Reſſourcen umzuſehen. Da ſchoß mir zuerſt, wie ein fliegender Gedanke, der Wunſch durch den Kopf, Soldat zu werden. Es blieb aber jetzt Alles noch im tiefſten Hintergrunde ſtehen. Dann hatte mein Bruder wieder einen Anfall von Hypochondrie. Ich redete ihm zu, er ſprach vom Soldaten. Ich redete ihm dieſe Sache ſo ziemlich aus, aber mir noch tiefer ein. Dieſer Wunſch trat immer heller und lebendiger hervor und fing an, mich zu beunruhigen. Jetzt war's, daß ich, verzeihe meiner Juvenilität, mich in ein Mädchen verliebte. Die erſte Zeit ging noch Alles recht gut; aber dieſe Leidenſchaft wuchs ſo ſchnell empor, daß ſie in kurzer Zeit ſich meiner ganz bemächtigt hatte. Mich verließ die Kraft, zu widerſtehen. Ich gab mich ganz hin. Ueberdies war's die erſte Leidenſchaft meines Lebens. Vielleicht iſt Dir das nicht ſo fremd und analoger, als ich glaube, da Du doch ein äußerſt empfindliches und heftiges Temperament haſt; aber Du biſt ſchon von früh an vertrauter mit der Idee der Pflicht geweſen, und meine Phantaſie iſt vielleicht ungebändigter, als es die Deine war. Genug, ich gerieth in einen Zuſtand, in dem ich noch nie war. Eine Unruhe geißelte mich überall, deren Peinlichkeit und Heftigkeit ich Dir nicht anſchaulich zu machen vermag. Hin und

wieder gab es doch eine kühlere Minute, wo mir das Gefühl von Pflicht, von meiner Beſtimmung, die Erinnerung an Euch einfiel und meine innere Pein um die Hälfte vermehrte, weil ich zu gut ſah, daß ich nicht ſo ſein ſollte und doch Mangel an Kraft fühlte, mich herauszureißen, weil ich zu unzertrennlich mit der Empfindung der Liebe verbunden war, weil ich gern Beides verknüpft hätte und doch keine Möglichkeit vor mir ſah. Vierzehn Tage habe ich faſt nicht ordentlich geſchlafen, und ſelbſt dieſen kurzen Schlaf machten mir lebhafte Träume peinlich. Da kam der Entſchluß zur Reife. In dieſer Epoche ſah ich Dich, Deine kurze Anweſenheit machte meine innere Situation verwirrter. Damals ſchrieb ich zuerſt Alles an meinen Onkel. Nachgerade legte ſich dieſes Seelenfieber, aber mein Entſchluß blieb. Meine Leidenſchaft iſt jetzt ganz erloſchen und Du kannſt jetzt vor den Recidiven dieſer Leidenſchaft ſicher ſein. Sie hob ſich ſelber auf, als ſie auf einen Grad geſtiegen war, von dem Du Dir keine Vorſtellungen machen kannſt. Einige Wunden hat ſie noch zurückgelaſſen, die nur die Zeit vernarben kann; aber es bleibt mir ewig eine der merkwürdigſten Zeiten meines Lebens. Daß ich in dieſer ganzen Zeit Nichts that, kannſt Du Dir leicht vorſtellen, und Du wirſt darüber nicht ärgerlicher ſein als über die ganze Geſchichte. Ich könnte hierüber noch eine ganze Menge Bemerkungen machen; aber Dein Herz, Dein Selbſtgefühl, Deine Güte, Erfahrung und Menſchenkenntniß macht ſie mir überflüſſig. Mein Entſchluß ſoll mich nun ganz allein beſchäftigen. Die Entſtehung deſſelben haſt Du nun geſehen, und aus ihr ergeben ſich leicht die meiſten

Motive. So aufmerkſam ich ſchon ſeit langer Zeit auf mich bin, ſo gut ich vorher glaubte, mich ganz zu kennen, ſo hat mir doch erſt dieſe Begebenheit die Augen geöffnet. Von meiner Leidenſchaftlichkeit wußte ich wenig. Ich glaubte nie, daß mich Etwas ſo allgewaltig in ſo kurzer Zeit unmerklich ergreifen, mich ſo in meiner innerſten Seele gefangen nehmen könnte. Ich habe nun die Erfahrung gemacht. Bin ich ſicher, daß nicht heute oder morgen mich wieder ſo ein Unfall trifft? Als Soldat bin ich gezwungen, durch ſtrenge Disciplin meine Pflichten gewiſſenhaft zu thun; überdem ſind es größten Theils mechaniſche Pflichten, die meinem Kopfe und Herzen alle möglichen Freiheiten geſtatten; als Civiliſt, Gott im Himmel! wie würde das mit meinen Geſchäften ausſehen, wenn ſolche Pauſen von gänzlicher Kopfabweſenheit kämen. Ich würde Euch, mich ſelbſt und meine Pflichten täuſchen, obendrein unglücklich ſein und keinen Troſt haben. Ich muß noch erzogen werden, vielleicht muß ich mich bis an mein Ende erziehen. Meine leidenſchaftliche Unruhe und Heftigkeit würde ſich auf Alles erſtrecken, und leider würden die trockenen Geiſtesarbeiten davon den wenigſten Nutzen haben. Im Civilſtande werde ich verweichlicht. Mein Charakter leidet zu wenig heftige Stöße, und nur dieſe können ihn bilden und feſt machen. Schon dieſe heftige Leidenſchaft hat auf meinen Charakter und meine Einſicht einen, wie ich mir ſchmeichle, vortheilhaften Einfluß gehabt. So ein Charakter wie der meinige bildet ſich nur im Strome der Welt. Einem engen Kreiſe kann ich nie meine Bildung danken. Vaterland und Welt muß auf mich wirken. Ruhm

und Tadel muß ich ertragen lernen. Mich und Andere werde ich gezwungen, recht zu kennen, denn nur durch Andere und mit Anderen komme ich fort. Die Einſamkeit darf mich nicht mehr ſchmeichelnd einwiegen. Es will der Feind, es darf der Freund dann nicht ſchonen. Dann fange ich erſt an, meine Kräfte zu üben und männlich zu werden. Männlichkeit iſt das Ziel meines Beſtrebens. Nur ſie macht edel und vortrefflich, und wo könnte ich ſie eher für mich finden als in einem Stande, wo ſtrenge Ordnung, pedantiſche Unbedeutendheit und Ein Geiſt zu Einem großen Ziele führt, wo das Leben immer nur als Medium erſcheint, und das Princip der Ehre das Selbſtgefühl ſchärft, die Empfindungen veredelt, den Wetteifer erhöht und den Eigennutz aufhebt, wo man faſt immer mit ſeiner letzten Minute umgeht. Wenn man da nicht geweckt wird zum Ernſt, zur Männlichkeit, zu klugem Gebrauch ſeiner Kräfte und ſeiner Zeit, wenn da nicht der Charakter Conſiſtenz und Bildung und Größe erhält, ſo müßte man auf der unterſten Stufe der menſchlichen Würde, der menſchlichen Natur ſtehen. Ich hoffe, daß Du jetzt ſchon einſehen wirſt, daß nicht eine kindiſche Vorſtellung vom Soldaten mein Hauptbeweggrund geweſen iſt. Ich weiß zu gut, was ich aufopfere und was ich erhalte, wozu ich mich entſchließe und was ich verlaſſe. Ich weiß, daß der Soldatenſtand kein Roſengarten iſt, aber was gerade Andere daran ſcheuen, das zieht mich an und läßt mich den heilſamſten Einfluß für meine Bildung davon hoffen. Vorher will ich noch Einiges über Beſtimmung überhaupt erinnern, wovon ich feſt überzeugt bin, daß es mit Deiner Denkungsart nicht

contraſtirt. Du weißt zu gut, wie lange man ſich über ſeine eigene Beſtimmung täuſchen kann, und wirſt mir daher keinen weſentlichen Vorwurf machen, daß ich nicht eher auf dieſen Entſchluß verfiel. Man iſt ſo lange unbeſtimmt und gleichgültig in der Wahl ſeines Gegenſtandes, bis man durch ſich ſelbſt, durch ein individuelles Bedürfniß ſeine Richtung erhält. Manche und die Meiſten eigentlich haben ſo wenig Sinn für eigentliches Bedürfniß, daß ſie ſich gutwillig vom erſten beſten äußeren Gegenſtand beſtimmen laſſen, ohne ſich zu fragen, ob dieſe Leitung ihnen auch angemeſſen iſt, oder vielmehr, ob ſie zu dieſer Beſtimmung paſſen. Die Edlen unter ihnen werden durch dieſe verfehlte Wahl unglücklich, die minder Edlen laſſen ſich's freilich nicht zu Herzen gehen, ſehen es hundertmal nicht ein und verderben den Platz, auf dem ſie ſtehen, und verkürzen die Linie, die ihnen ihre falſch gewählte Beſtimmung vorſchreibt. Erlaube mir daher doch, daß ich dem Rufe jetzt folgen kann, den ich aus meinem Herzen und den Gegenſtänden um mich her höre. Höre ich zur Unzeit, nun ſo kann ich mir doch ſelbſt Vorwürfe machen und habe nicht nöthig, unwillig auf einen Andern zu ſein. Du denkſt ferner zu hell, als daß Du nicht überzeugt ſein ſollteſt, daß der Civilſtand eigentlich nicht um ein Haar vorzüglicher ſei, als der Soldatenſtand, ſondern daß der Mann den Stand mache; ich gehe alſo ſchnell über dieſen Vorwurf hinweg. Das thätige Leben, in das ich nun trete, wird meinem brauſenden Kopfe und meinem unruhigen Herzen höchſt willkommen ſein. Meine Grundſätze und Ideen werden geprüfter, ſchärfer gedacht, tiefer empfunden werden. Die

wilde, leidenſchaftliche Hitze wird ſich legen und nur eine ſanfte, gemäßigte Wärme zurückbleiben. Der üppige Gedankenſtrom wird ſich verlieren, aber er wird deſto reicher werden. Die Erfahrung wird ihre Hand an meine Bildung legen, und in ihrem hellen Lichte wird manche romantiſche Jugendidee verſchwinden und nur der ſtillen, zarten Wahrheit, dem einleuchtenden Sinn des ſittlich Guten, Schönen und Bleibenden den Platz überlaſſen. Mein Sinn wird Charakter, meine Erkenntniſſe werden Grundſätze, meine Phantaſie wird Empfindung, meine Leidenſchaftlichkeit wohlthätige Wärme, meine Ahnungen werden Wahrheit, meine Einfalt, Einfachheit, meine Anlage wird Verſtand, meine Ideen werden Vernunft. Siehe, lieber Vater, das iſt der Zweck, den ich habe; mißbilligen kannſt Du ihn unmöglich, und das gewählte Mittel ſcheint mir das zweckmäßigſte zu ſein. Ich glaube mit dieſem ſchon alle jene Einwürfe entkräftet zu haben, die Du mir etwa in Rückſicht der Verhältniſſe meines Charakters zum Soldatenſtande machen könnteſt. Mir wird die Subordination, die Ordnung, die Einförmigkeit, die Geiſtloſigkeit des Militärs ſehr dienlich ſein. Hier wird meine Phantaſie das Kindiſche, Jugendliche verlieren, was ihr anhängt, und gezwungen ſein, ſich nach den feſten Regeln eines Syſtems zu richten. Der romantiſche Schwung wird in dem alltäglichen, ſehr unromantiſchen Gange meines Lebens viel von ſeinem ſchädlichen Einfluß auf meine Handlungen verlieren, und nichts wird mir übrig bleiben, als ein dauerhafter, ſchlichter Bonſens, der für unſere modernen Zeiten den angemeſſenſten, natürlichſten Geſichtspunkt darbietet. Was die Strapazen betrifft,

ſo weiß ich, daß ich ſie ausdauern werde, wenn ich ſie ausdauern ſoll, und ſo fürchte ich mich nicht davor. Was die Todesfurcht betrifft, ſo müßte in mir kein Tropfen Deines Blutes fließen, wenn ſie mich zurückhalten ſollte. Bei mir kommt auch noch aus gewiſſen individuellen Hinſichten, die Du auf keinen Fall mit mir theilen kannſt, eine Gleichgültigkeit gegen das Leben mit hinzu, die Dir paradox vorkommen wird, weil Du mich nicht ganz kennſt. Ich bin feſt überzeugt, daß man in der Welt mehr verlieren kann als das Leben, und daß das Leben nur von uns ſeinen Reiz erhält, daß es immer nur Mittel und faſt nie Zweck ſein darf, und daß man oft wenig verliert, wenn man von dieſem Stern abtritt. Meine Handlungen, hoffe ich, ſollen Dir zeigen, daß hierin mehr als Tirade iſt. Was das Zerſchießen und das Zerhauen angeht, ſo bleibt mir auch in dieſem Falle noch immer die Zuflucht zu den Wiſſenſchaften, die bisher das Glück meines Lebens ausmachten und gewiß jetzt nicht aufhören werden. Von ihnen und von dem ſorgfältigen Studium meines Handwerks verſpreche ich mir die Ausfüllung der vielen Stunden, die mir der Dienſt übrig läßt, und dies wird allein ſchon genug ſein, die Langeweile und den Müßiggang zu verbannen, der die Geißel der meiſten Officiere iſt. Mein Geiſt und ſeine Bildung iſt ohnedem mein heiligſter Zweck; äußere Veränderungen und körperliche Unfälle werden alſo dieſem nie entgegenſtehen, wenn ſie nicht mittelbar die Freiheit ſeiner Bewegung und ſeiner Entwickelung hemmen.

„Ich habe ſonſt noch vielerlei überdacht, ob jemand reellen Schaden von meinem Entſchluß haben könnte, aber

ich habe nichts gefunden. Euch wird's im Anfang ſchmerzen, meinen angefangenen Lauf unterbrochen zu ſehen, mich, den Ihr ſo zärtlich liebt, dem ungewiſſen Kriegsglück anvertraut zu ſehen, zwei Jahre Hoffnungen und Depenſen umſonſt gehabt zu haben; aber hängt nicht die ganze Lebenszeit des Menſchen an unſichtbaren Fäden zuſammen? kann Euch beim feſten Glauben an die Vorſehung das Erſte wahre Unruhe machen? und vergeßt Ihr das Zweite nicht gern, wenn Ihr mich nun endlich auf einer feſten Bahn ſeht und mein Glück und meinen Charakter geborgen und Eure Hoffnung gegründet, ſo daß jeder gelungene Schritt Euch der beſte Dank wird? Ach dann werden Zeiten kommen, wo wir uns mit gerührtem Herzen umarmen werden, und froh ſein über das Vergangene und heiter entgegenſehen den kommenden Stunden; wo Du einſehen wirſt, daß meine innere Stimme Recht hatte, und daß mich ein ſchützender Engel ſo führte. Erleichtere mir alſo, beſter Vater, meinen jetzigen Entſchluß, und mache mir das Herz nicht ſchwer mit Deinem inneren verhaltenen Kummer, das ohnehin Hoffnung und Kraft und Muth bedarf, denn die bisherige unthätige Ruhe hat es verzärtelt. Es wird dich nicht gereuen, mir entweder meinen letzten, oder meinen erſten männlichen Weg verkürzt und erleichtert zu haben. Komm' ich nicht wieder, ſo bin ich doch meinem Schickſal gefolgt, das mir kein längeres Leben gönnte, und auch dann wirſt Du der Vorſicht Plan ſtill verehren. Sehe ich Euch wieder, ſo hoffe ich, Du ſollſt mir noch einmal Dein ganzes Zutrauen ſchenken, und wir wollen gewiß noch manchen fröhlichen Tag mit einander verleben. Mein Onkel iſt von

allem dieſen ſchon unterrichtet; ſeine Antwort hat mich entzückt, wegen der Wärme und Theilnahme, mit der er zu mir ſprach. Er glaubte, es ſei bloße Grille; ich habe ihm eben ſo detaillirt geantwortet, wie ich Dir jetzt ſchrieb. Sieh, beſter Vater, das iſt nun Alles. Ich hoffe, Du läſſeſt mir diejenige Gerechtigkeit widerfahren, die mir zukommt, und erkennſt zwar in mir den leidenſchaftlichen jungen Menſchen, aber auch das freie, offene Herz, das es nicht gern mit anderen, aber auch nicht gern mit ſich ſelbſt verdürbe, und ſo gern weiſer, beſſer und glücklicher ſein und machen möchte. Ich habe das uneingeſchränkteſte Zutrauen in die Güte Deines Herzens und in Deine Zärtlichkeit für mich. Laß mich in Dir ganz den Vater und den Freund finden, und verbanne jeden aufſteigenden Unwillen gegen mich ſogleich aus Deiner Bruſt. Lege auch ein gutes Wort für mich ein bei meiner Mutter und bei meinem Onkel, und verzeihe allen meinen Thorheiten und den Licenzen meiner Jugend.

„Ich ſchließe voll der freudigſten Hoffnung, und bitte Dich, mit mir je eher je lieber Abrede zu nehmen wegen meiner Placirung. Nur je eher je lieber von Leipzig hinweg und zu meiner Beſtimmung!“

Zu dieſem Brief gehört ein anderer von einem Herrn von Berger an Friedrich, Ratzeburg, den 6. Februar 1793. Er ſieht hier die Kehrſeite des Standes, in den er einzutreten ſo glühend wünſcht, in den Klagen des jungen Officiers, daß er, ſtatt am Feldzug Theil zu nehmen, verurtheilt iſt, in einer kleinen Garniſon zurück zu bleiben. Wer weiß, ob dieſer Brief nicht auf den ſpätern Entſchluß

zum Weiterſtudieren influirt hat? — Der Brief iſt aber noch werthvoller wegen der Schilderung, die Herr von Berger von Friedrich entwirft, der ihm Mittheilung über ſeine Neigung gemacht hat.

„Der Zuſtand, in dem Du Dich ſeit einiger Zeit befindeſt, ſcheint mir einer genauen Unterſuchung werth. Du ſagſt, daß Dein Herz von einer Leidenſchaft entflammt iſt, die Dich zugleich glücklich und unglücklich macht, und die Dir nicht allein alle Ruhe, ſondern zugleich alle Thätigkeit raubt. Ich glaube es gern, daß Du für Alles in der Welt die ſeligen Gefühle, welche die Liebe Dir giebt, nicht entbehren möchteſt. Aber liegt hier nicht auch vielleicht Täuſchung zum Grunde? Sollte nicht das Bedürfniß zu lieben Dir mehr werth ſein, als der Gegenſtand ſelbſt? Unterſuche dies genau und hintergeh' Dich nicht.

„Ich weiß es aus eigner Erfahrung, und Du kannſt es auch an anderen jungen Männern wahrnehmen, daß eine feurige Phantaſie, die ſich gern hohe Bilder und liebliche Ideale entwirft, uns leicht zu dem Truge führen kann, daß, wenn wir in irgend einem Gegenſtande nur einen Zug, und ſollte es auch der unbedeutendſte ſein, von dem unſerer Seele vorſchwebenden Bilde finden, wir gern glauben, alles gefunden zu haben, und uns ſo lange täuſchen, bis wir durch ein Ungefähr aus dem ſchönen Traum erwachen und mit Schreck bemerken, daß alles nur ein leeres Hirngeſpinſt unſrer Einbildungskraft war.

„Du, lieber Hardenberg, haſt gewiß vor Andern Urſache, bei ſolchen Anläſſen auf Deiner Hut zu ſein, da

Dein lebhaftes Temperament und Dein Dichtergenie Dich noch weit leichter irre führen können, als jeden Andern.

„Ich habe zwar nicht das Glück, Deine Julie zu kennen, und wage noch weniger, sie nach ihrer Schwester zu beurtheilen, aber prüfe sie genau und bedenke, daß das Band, welches man einmal knüpft, auf ewig uns fesselt, und dann unser Glück oder Unglück auf ewig entschieden ist.“

Friedrich an Erasmus.

„Weißenfels, 16. März 1793.

„Keiner fühlt es inniger als ich, wie sehr ich an dem Fehler des Egoismus krank liege, der freilich allen Leuten meines Sinnes sehr natürlich ist und fast sich aus ihrer innersten Natur entwickelt. Ich bin daher den Leuten vielen und wahren Dank schuldig, wenn sie über diesen Splitter hinwegsehen und mir doch gut sind. Ich werde auch mit jedem Tag aufmerksamer auf diese Auswüchse des an und für sich edleren Selbstgefühles, das allemal mehr als gewöhnliche Anlagen begleitet, und ich hoffe, daß diese strenge Selbstkritik das liebe Ich immer mehr beschränken wird.

„Verzeih, daß ich so viel von mir selbst rede in dem Augenblick, wo ich gegen die Selbstsucht mein wahres Gefühl äußere; aber ich war es Dir schuldig, der aus Freundschaft für mich so oft und gern sein Selbst vergißt. Was Du mir vom Onkel schreibst, kommt mir nicht unerwartet. Der Vater hat es mir schon gesagt. Gestern vor acht Tagen kam von Hardenberg ein zweiter Brief an, in dem er schrieb, daß ich gleich kommen sollte, um Fahnenjunker zu

werden, freilich mit den beſten Ausſichten auf baldiges Avancement.

„Sonntag früh wollte mein Vater nach Artern. Jetzt fing er erſt an mit mir zu reden. Das erſte Wort, das ich von Churfürſt-Küraſſieren fallen ließ, wurde gleich wegen der Koſten ad acta gelegt und die Perſpective des Fahnenjunkers blieb allein; er ſchickte Alles an den Onkel und entließ mich mit ſorgenbelaſtetem Herzen. Tauſend Projecte liefen durch meine Seele. Um Alles gehörig überlegen zu können, ritt ich den Sonntag noch nach Leipzig. Montag Nachmittag kam ich nach Weißenfels zurück. Um Dich nicht zu ermüden, überlaſſe ich's Deinem Scharfſinn und der Kenntniß meines Charakters, die Gründe auszumitteln, die mich beſtimmten, fortzuſtudiren. Einer der Hauptgründe war, daß ich zu gut ſah, wie langſam und eingeſchloſſen meine militäriſche Laufbahn trotz alles Glücks bei unſerm mittelmäßigen Vermögen ſein würde, und wie ich meinen Hauptzweck doch noch eher beim Studiren erreichen würde, beſonders weil die Leidenſchaft des Ehrgeizes, die in mir jetzt noch nicht ſehr hell brennt, ſich mit gewiſſen Jahren erſt entzündet und dann zur unerträglichen Peinigerin wird; und dann auch, daß mir noch Vieles an innerlicher und äußerlicher Bildung fehlt, um eine freie Rolle bloß durch Verſtand in der Welt zu ſpielen, was doch ſelbſt bei Ergreifung des Militärſtandes im Anfang meine Lieblingsidee war, die ich aber nicht recht durchdacht hatte. Meine Mutter ergriff mit beiden Händen meinen abgeänderten Entſchluß, freilich nicht in Leipzig, ſondern in Wittenberg weiter zu ſtudiren. Mein Vater kam, und

einige Vorwürfe abgerechnet, die Du auswendig wiſſen kannſt und die höchſt natürlich ſind, hatte ich Urſache, mit ſeiner Humanität zufrieden zu ſein.

„Was Du mir von den Abſichten meines Vaters mit Dir ſchreibſt, ſehe ich von einer andern Seite an, als Du. Ich ſehe da einen Kreis der Beſchäftigung für Dich, der weder höchſt mühſam, noch eingeſchränkt iſt. Du verſicherſt, Dir ſo Dein Daſein vielleicht etwas enger, als Deine Thatkraft ſonſt in Geſellſchaft der Phantaſie ſtrebte und vielleicht träumte; und ich finde da ein ganzes Leben voll Thätigkeit vor Dir, das gar nicht den kleinen Horizont hat, den Du ſiehſt. Kannſt Du ſo viel über Deine Einbildungskraft gewinnen, daß ſie Dir nicht immer andere Zuſtände vorſpiegelt, die eine gewiſſe, blos ideale Behaglichkeit haben, und hingegen der Vernunft und Empfindung ſo untergeordnet iſt, daß ſie Dir blos zur Verſchönerung und innern Unabhängigkeit von der Außenwelt dient: ſo wirſt Du muthig und feſt die Bahn gehen, die der Genius Deines Schickſals Dir vorzeichnet. Mir ſcheint dieſer Plan ſehr zweckmäßig in der Folge Deines Lebens zu liegen und zu ſeiner willigen Ausführung von Deiner Seite blos eine gewiſſe feſte Beſtimmung zu Etwas, Vorſtellung von der Macht und dem Zauber der Gewohnheit, Abziehung der Phantaſie von fremden, nicht genug gekannten Gegenſtänden und Beſchränkung auf Eine Stelle zu gehören, zu der ſich Jeder bequemen muß, und die jedem lebhaften Kopf im Anfang unerträglich wird, und ſollte er mit dem Kabinetsminiſter anfangen.

„Selbſtſtändigkeit und die Ruhe, die aus ihr entſpringt,

iſt Folge und Urſache zugleich von einer einmal gewählten Lebensart, die zu unſern Kräften und Bedürfniſſen paßt. An dem Letzteren zweifelſt Du; aber — verzeihe mir, aus wahrer jugendlicher Unkunde des Lebens. Glaube mir, wir können Alles aus uns ſelbſt herausbilden, und Nichts von innerlicher Zufriedenheit und Beſtändigkeit iſt an eine äußerliche Stelle gebunden. Man hat Langeweile und Verdruß, findet Unbedeutendheit und Leerheit, martert ſich mit kränkelnder Empfindung und Phantaſie, ebenſo gut in den vielſeitigſten Verhältniſſen, wie in dem beſchränkteſten Zirkel. Ich will nicht behaupten, daß man alle ehrgeizigen Neigungen dieſen Ideen unterordnen ſoll; aber der Charakter unſeres Lebens, der deutliche Fingerzeig unſeres Schickſals, Zwecke, die mit unſerm Weſen innig verwebt ſind, treue Unterſuchung deſſen, wozu uns unſere Organiſation und alle Umſtände und Verhältniſſe der Außenwelt zu beſtimmen ſcheinen, können und müſſen allein unſerer Wahl Leitung und Richtung, unſeren Ausſichten Grenzen, unſerer Gedankenwelt Anordnung und Beſtimmung geben.

„Auch mein und faſt der Meiſten Lieblingsfehler iſt, Alles in uns und Eins in Allem haben zu wollen; wir ſuchen Alle mehr, als wir für unſere Bedürfniſſe nothwendig brauchen. Wir ſehen dann oft den Wald vor lauter Bäumen nicht, und ſtreben nach etwas, das wir nicht anſchaulich, ſondern nur begriffsweiſe begehren, und verfehlen dadurch des leiſen Winks, den uns die Natur gab. Unterſuche Dich ſelbſt und ſage Dir dann aufrichtig, ob viele Dinge, die Du wünſcheſt und die Dir ſelbſt

Sorgen und Pein machen, wirklich ſo vorhanden ſind, und ob Du ſie auch wirklich nöthig bedarfſt, oder ſie weſentlich entbehrſt. Lieber Erasmus, folge der Natur mehr. Ich habe gefunden, daß der unbehaglichen Sehnſucht nach einem andern Zuſtande und der Unzufriedenheit mit unſerm jetzigen allemal Unwiſſenheit, Eingeſchränktheit und Schwäche zum Grunde liegt. Es iſt nur ſchwer zu unterſcheiden, was Natur iſt, und was ſie nicht iſt. Um dies zu erfahren, kann ich Dir nichts Beſſeres empfehlen, als ſorgfältige Unterſuchung deſſen, was Du wirklich biſt. Ungeduldig mußt Du freilich hierbei nicht ſein; denn ſelbſt dieſer langſame Gang unſerer Bildung und Entwicklung iſt Natur. Ihr getreulich folgen, nie ungeduldig ſein, immer das Gute anerkennen, was wir haben, und nicht von der kranken Empfindung und Phantaſie Parallelen ziehen laſſen, die höchſt unnütz, ſchädlich und unwahr ſind, nicht zu raffiniren auf Empfindung oder Situation, nichts unterdrücken, was geſundes und wahres Gefühl iſt, unbefangen ſich und ſeine trüben Launen zu beurtheilen, thätig der Natur entgegenzukommen und ſich vor jeder Ueberſpannung in Acht zu nehmen: das iſt es, was uns zu thun bleibt, und wahrlich, es iſt genug. Das nil admirari des Horaz und zweckmäßige, anhaltende Beſchäftigung ſind große Hilfsmittel, ſeinen Charakter feſt und ſeine Ruhe, Unbefangenheit und gute Laune dauerhaft zu machen. Der Augenblick erſchöpft nicht das Univerſum, die Gegenwart befängt nicht unſer ganzes Daſein, wenn wir nicht wollen.

„Reine Willenskraft, ohne alles Gewicht von raffinirten Gefühlen, iſt das, wodurch wir einzig leben und

handeln können. Sie iſt das Element des Mannes, der ohne ſie kein Mann iſt. Sie iſt es, durch die wir geſund ſind und werden.

„Denn gewiß nur die Harmonie unſerer Kräfte, die nur durch ſie möglich iſt, macht uns zu wahren Menſchen, zu echten Weſen in der Reihe der Dinge und dem wunderbaren Zuſammenhang der moraliſchen und phyſiſchen Welt. Wo kranke Phantaſie, da iſt auch kranke Empfindung und kranker Verſtand. Eins wird durch das Andere geſund. So wirkt auch Geſundheit des Körpers und der Seele in einander, obgleich nie, oder höchſt ſelten, Krankheit des Körpers weſentlich nachtheiligen Einfluß auf das Gemüth haben kann, wenn reine, feſte, ewige Willenskraft da iſt.

„Doch es iſt genug; Du ſelbſt wirſt Dir dies Alles anſchaulicher machen können, und mußt es, wenn es nicht für Dich unwahr ſein ſoll und umſonſt. Kein Menſch giebt mehr, als er weiß und als er darſtellen kann. Bei der Verſchiedenheit jedes Charakters kommt überdem bei dem Andern Vieles in Anſchlag, was ich überſehe und mir nicht eigenthümlich iſt. Daher muß jeder Menſch ſeine Philoſophie aus ſich ſelbſt heraus bilden.

„Noch bin ich auch ſelbſt zu unausgebildet, zu unbeſtimmt, zu verwirrt in der Wahl der Begriffe, als daß ich in der Darſtellung deutlicher und glücklicher ſein ſollte.“

Um dieſen Brief ganz zu verſtehen, muß hier eingeſchaltet werden, daß Friedrich's geliebter Bruder Erasmus gefährlich erkrankt war, und daß der Arzt nach ſeiner Wiederherſtellung von weiterem Studium entſchieden ab-

rieth, da eine ſitzende Lebensart ihm ſchädlich ſein würde. Der Vater wünſchte, daß er ſich dem Forſtfach widmete; und Erasmus ging nach Hubertsburg, daſſelbe dort praktiſch zu erlernen, während Friedrich allein in Wittenberg ſtudirte. Hier einige Briefe von ihm an Erasmus und ſeine Eltern aus dieſer Zeit.

Friedrich an Erasmus.

„Der Vater wird Dir ſchon Deine Stelle fixirt haben, und wahrſcheinlich ſtehſt Du ſchon an der Abreiſe. Glück auf den Weg, Erasmus; an keine Lebensart iſt das ſchlichte Wohlbefinden gebunden. — Aus Deinem Herzen kann ich Dir gutes Wetter und guten Weg prophezeien, und es hängt in der That von Dir allein ab, mich zum Lügner zu machen. — Mit einem Kompaß orientirt man ſich auf allen Meeren, — mit geſunder, praktiſcher Denkungsart, ohne viele Weitläufigkeiten und Subtilitäten, kommt man durch die ganze Welt.

„Kaufe Dir Franklin's Jugendjahre und laß dies Buch und ſeinen Genius Deinen Begleiter ſein; Du wirſt mir für dieſe Bekanntſchaft danken.

„In Dir und Deinen Kräften mußt Du Alles, was Dir fehlt, jeden Wunſch aufſuchen. Du kannſt, wenn Du ehrlich und fleißig zu Werke gehſt, nie einen Fehlgriff thun. Zu Deiner Jagdbibliothek empfehle ich Dir ferner den Horaz; auswendig mußt Du ihn kennen, und in ſeiner Geſellſchaft aſſecurire ich Dir Dein ganzes Leben gegen die Langeweile. Ich hoffe, Dir bald mit gutem Beiſpiel vorgehen zu können, und Dir zu zeigen, was guter Wille und

uneingeſchränkte Betriebſamkeit der Wahrheit vermag; wie man mit redlicher Ueberzeugung, mit einem Herzen voll Zuverſicht und Liebe und einem Bischen Verſtand über Alles Herr wird, und auf Grundſätzen zu fußen anfängt. Doch muß man bei ſeinen Erfahrungen immer nur bis an den Hals in's Waſſer gehen und Beſonnenheit genug haben, ſich dann wenigſtens noch mäßigen zu können. — Ich ſage Dir das jetzt Alles, weil Du wieder einen entſcheidenden Schritt in's Leben wagſt, bei dem ſehr viel auf die Grundſätze, wenigſtens auf die Stimmung, ankommt, in der Du ihn thuſt. Meiner innigen Liebe zu einem gewiſſen Erasmus mußt Du meine Redſeligkeit und mein Moraliſiren zu Gute halten."

Friedrich an ſeine Mutter.

„Wittenberg, 28. Juni 1793.

„Wie innig kann ich Dir zu Deinem Hochzeitstage Glück wünſchen. So ein Glück iſt das Ziel meiner fernſten, aber liebſten Wünſche. Dieſer Sinn für Familienglück, der in mir ſo kräftig und lebendig iſt, wird auf das Schickſal meines Lebens gewiß einen wohlthätigen Einfluß haben und am Erſten die wilden Auswüchſe meiner Phantaſie beſchneiden, die mich beſtändig innerlich unſtet und flüchtig machen. Dieſen Sinn recht rein auszubilden, ihm vorzuarbeiten, ſo viel ich kann, im dunkeln Gewebe meines Schickſals, ſoll mein Hauptzweck ſein, und nur das widerwärtigſte Loos, die Loskettung von Allem, was mich an's Leben knüpft, könnte mir das Ziel verrücken. Ich hab' ihn von Euch, dieſen Sinn, der jetzt ſchon in mir oft

leidenſchaftlich wird und ſich in die lächerlichſten Träume verliert. Die Familie iſt mir noch näher wie der Staat. Freilich muß ich ein thätiger Bürger ſein, um eine Familie an mich knüpfen zu können. Aber mir iſt das Letztere näherer Zweck als das Erſtere. Man iſt auch am allervollkommenſten Bürger des Staates, wenn man zuerſt für ſeine Familie ganz da iſt. Aus dem Wohlſein der einzelnen Familien beſteht der Wohlſtand des Staates. Nur durch meine Familie bin ich unmittelbar an mein Vaterland geknüpft, das mir ſonſt ſo gleichgültig ſein könnte, wie jeder andere Staat. O ich fühle ſie ganz, die Süßigkeit des Berufs, Stütze einer Familie zu ſein, und darum plagt mich auch oft mein wildes, leidenſchaftliches Temperament bis zum höchſten Ueberdruß. Es ganz zu ſein, erfordert unendliche Talente, Kraft des Geiſtes, Sinnenkraft, eine Fülle des Herzens und eine unbeſchreibliche, unnachahmliche Beſtimmtheit des Charakters. Wie weit ich von alle dem trotz aller zufälligen Bildung meiner Seele bin, kann ich ſelbſt am beſten beurtheilen. — Ich bringe nichts dazu mit, als ein leidenſchaftliches Gefühl für ſtille, häusliche Glückſeligkeit. Vielleicht erleichtert mir das noch den Weg zu dieſer Beſtimmung. Eine freundliche Ahnung ſagt mir, ich bin dazu geboren, und ſelbſt mein äußeres Schickſal flößt mir kein Mißtrauen ein. — Ich bin voll Glauben und Zuverſicht, und erwarte Alles, wenn ich meine ruheloſen Launen bezwinge. — Fleißig bin ich jetzt, und deswegen iſt mir nicht bange, beſonders da es mir leichter wird, als ich ſelbſt es mir vorſtellte. — Der Vater wird zu Michaelis gewiß zufrieden ſein.“

Friedrich an Erasmus.

„Uns Beiden geht es ſonderbar! Wir ſpielten in Leipzig brillante Rollen auf dem Theater der Welt. — Jetzt regrettirt der Eine in Wittenberg, knackt lateiniſche Nüſſe und ſtreut Bücherſtaub auf ſeinen Scheitel. — Der Andere gähnt in einem Holzwinkel hinter den Huronen, treibt das ehrwürdige Handwerk der alten Deutſchen, hängt ſeine Flinte über die Schulter und lebt halb erſtorben für die Zwecke der Zukunft. — Die Hoffnung und unſer Ziel müſſen uns begeiſtern. Die Kräfte der Seele müſſen ſich ſammeln und ſetzen, deſto überraſchender wird uns die Zeit des Genuſſes kommen. Die Zeit ertragen zu lernen iſt ein Hauptgeheimniß des Lebens, und die Einförmigkeit iſt eine Schule für Jünglinge, denen die Natur ein wenig Aether und zu viel Empfänglichkeit für die angenehmen Eindrücke gab. Auf Michaelis werden wir Beide ungleich an Kraft gewonnen haben, und damit iſt der erſte Schritt zum männlichen Leben geſchehen.“

Friedrich an Erasmus.

(März 1793.)

„Ich lebe jetzt hier ſehr vergnügt. Wittenberg feſſelt mich jetzt ordentlich an ſich. Alle Stunden, die mir nicht Beruf und Fleiß ausfüllt, lebe ich in geſelligem Genuß. Kommerſtedt und ich leben in hoher Eintracht. Haben unſere Zeit ſehr gut eingetheilt. Ich vorzüglich ſehe kein anderes Buch an. Mein Repetent Mangold iſt bei mir jetzt Mode. Du wirſt mich in vielen Dingen verändert

finden. Ich bin jetzt viel gründlicher und lebenskluger als vorher. Ich freue mich sehr auf Michaelis und noch mehr auf mein Examen. Der Philisterstand ist herrlich. Die überspannten jugendlichen Ideen sinken dann von selbst in die Grenzen einer bestimmten Wirksamkeit und Thätigkeit."

„Wittenberg, den 12. März 1793.

„Dein Brief war mir sehr angenehm, ohngeachtet der Hypochondriakus an allen Ecken herausguckte. Armer Schelm, Du dauerst mich. Ich fehle Dir. Wären wir beisammen, so sollte die Schwindsucht bald zum Fenster hinaus. — Ja, Lieber, wenn Dein Handwerk Dich nicht curirt, so mußt Du das Uebel von einer andern Seite angreifen — und die ist kurz: Du mußt Dich nicht so vor Krankheiten und vor dem Tode fürchten, und Beides besonders nicht in einem so ernsten Lichte ansehen.

„Du mußt Dich nur dahin zu bringen suchen, daß Du während der grübelnden Launen fest daran denkst, daß es Schwäche und Nervenspannung ist; — dies nur immer geduldig wiederholt, ist der erste Anfang. Zerstreuende Thätigkeit ist der zweite Schritt, der, wie ich gern zugebe, sehr mühsam ist. Gewohnheit thut da Alles. So kannst Du Dich schließlich auch an's Lachen über Deine Schwachheiten gewöhnen. Gutta cavat lapidem. Glaube mir, in solchen gering scheinenden Gemeinsprüchen trifft man oft auf das älteste, gediegenste Gold der Lebensweisheit. Sei überzeugt, fortgesetzter Kampf mit Dir selbst muß Dich belohnen. Nur hüte Dich vor allgemeiner Unzufriedenheit; es ist erstens der Traum aller Träume; und zweitens mit

einem ſolchen grilligen Herzen wie jetzt wäreſt Du in der beneidenswürdigſten Lage vielleicht noch unglücklicher als jetzt, denn da hätteſt Du dann nicht einmal mehr zu wünſchen, und Wünſchen iſt eine wahre Panacee des Lebens. Auf's Frühjahr wollen wir zuſammen vergnügt ſein und Du ſollſt Deine Litanei vergeſſen. Stärke Deinen Körper und denke etwas Kluges, oder gar Nichts. — Ich glaube wohl, daß es dort knapp mit Deiner Geſellſchaft iſt. — Ich wollte Dich bald curiren, wenn ich Geld und Freiheit hätte; eine tüchtige Reiſe ſollte Dir die Welt in einem ganz anderen Lichte zeigen. Schreibe mir bald wie der alte Erasmus — zufrieden und männlich."

Indem aber Friedrich ſo den Bruder aufzurichten ſuchte, hatte er ſelbſt einen harten Stand gegen ſeinen Vater. Es war natürlich, daß Söhne, indem ſie aus einem ſo ſtrengen Vaterhauſe traten, die Feſſeln deſſelben fröhlich abſtreifend, des Guten auch etwas zu viel thaten. Friedrich muß wohl leichtſinnig gewirthſchaftet haben, ſo daß ſeine Ausgaben die Einnahmen überſtiegen. Natürlich faßten ein Paar ſo ernſte Männer, wie der Vater und Oheim, die Sache ſchärfer auf, als ſie es verdiente. Friedrich's Antwort auf einen ſtrengen Brief des Vaters iſt zu charakteriſtiſch für den zweiundzwanzigjährigen Jüngling, als daß wir ſie hier nicht ganz einfügen ſollten.

Friedrich an ſeinen Vater.

(Mai 1793.)

„Ich kann nichts thun, als mich ärgern, daß ein leichtſinniger Zug meines Charakters, den man herrlich finden

würde, wenn ich reich wäre, für Dich eine Quelle ſo vielen Kummers und ſo mannigfacher Sorgen wird. Aber erlaube mir, Dir noch einmal meine aufrichtige Meinung hierüber, ſowie über Deine Drohung von dem baldigen Verluſt Deines Zutrauens und der Erwähnung meines Onkels zu ſagen. Du beurtheilſt mich hierbei wirklich ganz einſeitig, denn Du zählſt nichts als meine jungen Jahre, wirfſt mir unaufhörlich die oftmaligen Verſprechungen vor, bedenkſt aber nicht, daß natürlich Willenserklärungen erſt mit dem Charakter Feſtigkeit erlangen, Entſchlüſſe von Dauer nicht in einer Jünglingsſeele, ſondern kaum in der zehnten Mannesſeele zu Stande kommen. Kannſt Du die Jugend oder das Knabenalter nach den Jahren zählen? Einige werden früher, Andere ſpäter männlich. Die früher Männlichen werden gemeinlich auch eher überreif, oder bleiben nachher ſtehen; die ſpäter Männlichen bleiben zwar länger in den Knabenſchuhen ſtehen, aber dann geht's auch deſto ſchneller in's männliche Alter hinüber. Die Schritte, die ich ſeit einem Jahre in dieſer Rückſicht gethan, können Leute bemerken, die nicht vorher gegen mich eingenommen ſind, wenn ſie freilich nicht beſtimmen können, ob ich dadurch gewonnen oder verloren habe. Denn dies iſt der Zeitpunkt, wo es mit dem Charakter kritiſch genug ausſieht. Oft bringt man, wenn man zu ſehr getrieben wird, aus den Kinderſchuhen zwar Kenntniſſe und Verſtand heraus; aber das Herz iſt zurückgeblieben. Wer weiß, ob Deine Briefe nicht in wenigen Jahren gar ſeltſam gegen die jetzigen abſtechen, ob ſie nicht gegen Dinge predigen, die ſie jetzt empfehlen. Ich kenne ſelbſt meine Uebergänge zu gut.

Ich weiß ſicher, daß ich Dich nicht überreden werde, daß meine jetzigen Entſchlüſſe natürlich zehnmal feſter ſein müſſen, als ſie es vor einem Jahre waren. Immerhin, wenn Du nur bald einſiehſt, daß ich jetzt richtig geſehen und wahr geſprochen habe. Wie iſt es möglich, daß Du wirklich im Ernſt einem jungen Menſchen Dein Zutrauen rauben willſt, der doch wenigſtens nicht ſchlecht denkt, und der nur nicht zum beſtimmten Termine Mann wurde — und um eines Fehlers willen, der nicht allein gemeinſchaftlicher Erbfehler der Jugend, ſondern auch äußerſt gewöhnlich unter Männern und Greiſen iſt, der allerdings im höchſten Grade verderblich iſt, aber, wenn er alles Zutrauen rauben ſollte, eine Kälte und ein Mißtrauen in die Welt einführen würde, das mehr ſchadet als der alte Fehler. Fern ſei von mir jede leere Entſchuldigung. Traue mir nur nicht zu, daß ich es nicht höchſt lebhaft empfände, wie ich mit meinem Gelde beſſer und ſparſamer wirthſchaften müßte. Ich habe Dir ſchon mündlich bezeugt, wie ſehr ich meinen Leichtſinn verabſcheue — in vier Wochen kann ich Dir freilich keine entſcheidenden Beweiſe meiner feſten Entſchlüſſe hierüber geben —, und wenn Du mir die Reiſe ſo hoch anſchreibſt, ſo ſollen ſich Dir gewiß die wenigen Thaler ſo gut verintereſſiren, daß Du mir zu Michaelis keine ſaure Miene mehr darüber machſt. Freilich wiederhole ich ſchon wieder, Du wirſt mir nicht glauben, Du wirſt Dich daran nicht erinnern laſſen wollen, daß unmündige Leute nicht gültige Verſprechungen machen können, weil man von der Lubricität ihres Charakters ſchon in den Geſetzen überzeugt iſt, und daß zu einem männlichen Entſchluſſe platterdings ein ſehr

feſter Charakter gehört, den ich ſelbſt jetzt noch nicht ganz habe, aber auch darauf rechne, daß man hier relativ urtheilt.

„Gewiß wirſt Du und der Onkel Euer, wie Ihr meint, unwiderrufliches Urtheil über mich noch einmal zurücknehmen, und dann bitte ich mir dieſen Brief wieder aus.

„Was Du mir von dem fortdauernden Unwillen des Onkels ſchreibſt, iſt mir zwar nicht neu, aber doch eben ſo befremdend als neu; und wie leicht iſt mir dieſes Befremden zu verzeihen, wenn ich das recapitulire, was ich ſchon vorhin geſagt: ich beging voriges Jahr einen übereilten und in mancher Rückſicht, wie Du mir ſelbſt ſchon zugegeben, ſehr verzeihlichen Streich. Daß der Onkel noch nach einem Jahre daran gedenken kann, iſt ein Zug, der mit ſeiner gewohnten Herzensgüte ſonſt incompatibel iſt und den ich mir gar nicht erklären kann.

„Wär' ich ein Menſch, ſchon tief in's männliche Alter vorgerückt, der eine unverzeihliche, völlig erwieſene Undankbarkeit gezeigt hätte, wer könnte dann mit meinem Onkel hadern? Aber ein Mangel an Zutrauen von einem jungen, höchſt übereilten Menſchen, der in mancher Rückſicht auf's Aeußerſte gebracht war, und glaubte, der Mann, zu dem er bittend gehen ſollte, ſei Urheber alles Uebels; der voraus überzeugt war, ſeine Bitte ſei vergebens: — dies ſoll verrathen, daß an einem jungen Menſchen nichts iſt, daß nichts aus ihm werden wird? dies ſoll ihm die Verachtung eines Mannes, den er liebt, in einem Alter zuziehen, wo man jede Erniedrigung doppelt fühlt, wo man ſich ſo mancher glücklichen Kräfte bewußt iſt und ohnmöglich ſich

mit einer ascetiſchen Strenge kann verdammen laſſen? Sage, lieber Vater, mußt Du mir nicht beiſtimmen? Dein Herz, ich weiß es zu gut, fühlt die Ungerechtigkeit dieſes Benehmens und kann ſelbſt an dem trefflichen Manne dieſe Hartnäckigkeit nicht ganz entſchuldigen, wenn er auch zehnmal Dein Bruder oder gar Dein Vater wäre, vorzüglich da man von ſo einem erfahrenen, gütigen Manne ein ganz fleckenloſes Betragen erwarten darf, aber nicht die Entſchuldigung, daß es ein Zug iſt, der jetzt unüberwindlich iſt. Wenn noch ſolche Leute unüberwindliche Züge und Neigungen haben, wer kann uns dann mit Recht Vorwürfe über Leichtſinn und paſſagere Unordnungen machen? Doch ich verlaſſe dieſe für mich ſo unangenehme Materie, von der ich mir nur gegen einen ſo gütigen Vater, wie Du biſt, der mich ſelbſt zur offenſten Freimüthigkeit aufgefordert hat, ſo frei zu reden erlaube.

„Als ich dieſen Brief anfing, war ich wieder im Begriff, ein Palliativ zu ergreifen, um mir fernere Vorwürfe zu erſparen. Du ſchreibſt mir ſo aufgebracht, daß ich wirklich Willens war, die hieſigen Schulden noch wieder heimlich zu decken; aber ich habe mir's beſſer bedacht. Ich will mich dieſem Unwillen ausſetzen, um nie wieder Vorwürfe über Heuchelei zu erhalten. Willſt Du ja nicht zahlen, ſo muß ich freilich ſehen, wie ich mir helfe; aber Du weißt dann doch Alles. Der Protonotar wird Dir hiermit die ſämmtlichen rückſtändigen Rechnungen ſchicken und ich erwarte Deine Entſchließung. Für dieſen Sommer wirſt Du zufrieden ſein müſſen, denn ich ſchränke mich ſo ſehr ein, als ich kann.

„Was meinen Fleiß belangt, ſo hab' ich keinen Treiber mehr nöthig. Ich hoffe, dieſen Sommer mehr zu lernen, als ich je gelernt habe. Die Arbeit ſchmeckt mir. Staatsrecht, Statiſtik, Völkerrecht und Referiren füllen meine Stunden völlig. Mich treibt eine Sehnſucht nach einer Anſtellung, wo ich bald von Deinem Beutel unabhängig bin. Die Wahl der Mittel überlaſſ' ich Dir gänzlich und erinnere nur, daß Sachſen jetzt die unvortheilhafteſte aller Ausſichten darbietet. Ubi bene, ibi patria.“

Zweites Kapitel.

„Lange währte der Zweifel, es konnte Keiner ihn ſchlichten,
Mancher ſchöne Kryſtall brach in dem feindlichen Stoß.
Nur die Liebe beſitzt den Talisman ewigen Friedens.
Da nur, wo ſie erſcheint, fließen die Maſſen in Eins.“

Novalis.

Die franzöſiſche Revolution hatte inzwiſchen nach und nach auch in Deutſchland alle Geiſter und Gedanken erregt und die leidenſchaftlichſte Partheinahme dafür oder dagegen hervorgerufen.

Hardenberg und ſein Bruder gehörten natürlich zu Denen, die ſich mit Grauen von den neuen Ideen abwendeten.

„Die Franzoſen werden noch toll“, ſchreibt Hardenberg an ſeine Frau; und als er in der Zeitung die Nachricht von der Hinrichtung des Königs las, ſchleuderte er das Blatt von ſich und brach, auf's Tiefſte erſchüttert, in die Worte aus: „Nun ich die Schandtthat habe leſen müſſen, will ich auch nie wieder eine Zeitung in die Hand nehmen.“ Er hielt Wort; ſpäter ließ er ſich nur berichten, was die Zeitungen brachten, er rührte keine wieder an. Gleichwohl aber konnte er nicht umhin, Gottes ſtrafende Gerechtigkeit in den wilden Thaten, die geſchahen, zu erkennen; vornehmlich aber für das königliche Haus die Buße

für die Bartholomäusnacht und die Sünden und Frevel Ludwig's XIV. und XV.

Der Comthur war ein noch eifrigerer Gegner; er beſchäftigte ſich überall mehr mit Politik, als der Bruder. Einzelne Notizen aus ſeinen Briefen kennzeichnen ſeine Anſchauungsweiſe ſehr deutlich.

An Hardenberg.

„Les nouvelles de la France sont horribles. On se perd dans les conjonctures. Les choses sont à leur comble. Louis XVI est cruellement puni des pêchés de ses predecesseurs.

„Unſer guter und übrigens achtungswerther Freund Ferronnée iſt ein enthuſiaſtiſcher Demokrat und freut ſich von Herzen über die verunglückte Flucht der königlichen Familie, ‚es möge ihnen auch gehen wie es wolle'! Ein Mann, außerdem ſo ſanft und ſo weich! Was thut der Partheigeiſt nicht und der heimliche Groll, nicht von alt-adlicher Geburt zu ſein! Du kannſt leicht denken, daß er mich nicht bekehrt hat; ich habe ihm meine Meinung recht derb geſagt, ſo daß ich ihn ſtille machte; bekehrt habe ich ihn gewiß nicht.

„Die Nachrichten des Maſſacre vom 3ten überſteigen allen Glauben; über 1500, darunter 200 Prieſter und Biſchöfe, die unter dem Schutz der Geſetze gemordet wurden; mich ſchaudert, was noch bevorſteht.

„Ich lege Dir ſehr an's Herz, Miltitz *) bei jetziger

*) Dietrich von Miltitz, ſpäter ſächſiſcher General, der Mündel Hardenberg's.

Lage ja nicht nach Hamburg zu ſchicken. Klopſtock ſoll mehr als je fanatiſch demokratiſch ſein; vermuthlich ſteht er mit auf der Liſte Derer, die zu Bürgern von Frankreich erklärt worden ſind. Miltitz iſt wie Wachs, und bei dem Hang ſeiner ganzen Familie zum Abſonderlichen drückt ſich alles Auffallende leicht auf ihn ein, beſonders in dieſen Jahren, wo ein gewiſſer Erasmus ſicher auch in dieſe Thorheit hineingegangen ſein würde!"

Als die preußiſchen und deutſchen Armeen in Frankreich eingerückt waren, ſchreibt der Comthur: „Du glaubſt nicht, was dieſe franzöſiſche Miliz für ſchlechtes, zuſammengelaufenes Geſindel iſt, des gens à sac et à corde. Damit will ich aber gar nicht ſagen, daß die Parthei der Jacobiner nicht ſehr mächtig iſt; ſie iſt ja im Beſitz von Allem, was mächtig iſt; möchte ſie nur einen beſſern Gebrauch davon machen. Beſſer wäre es geweſen, wenn wir uns gar nicht hineingemiſcht hätten; aber glaubſt Du nicht, daß eine höhere Vorſicht dies Alles ſo geleitet? Darum muß es ja wohl gut ſein, und meine beſten Wünſche begleiten dieſe Unternehmung."

Hardenberg's Söhne, ſo wie überall die Jugend, ergriffen dagegen lebhaft die Parthei der Revolution und ihrer Ideen; ſie hielten ſie für ein Gewitter, welches die trübe, ſchwere Luft reinigen ſollte; die wilden Ausſchreitungen ſchoben ſie auf das Naturell des franzöſiſchen Volks, das einer ihrer bedeutendſten Männer mit zwei Worten: „halb Tiger, halb Affe", charakteriſirt hatte. Ihr ganzes Intereſſe wendete ſich mit Feuer der neuen Zeit zu, und

dies um so mehr, als das damalige Deutschland ja in noch viel kleinere Länder und Ländchen zersplittert war, als die jetzige Generation es gekannt hat. In jedem dieser kleinen Kreise hatte sich der Particularismus sein besonderes Kleid gewoben; gegenüber den großen Fragen, welche die Revolution zur Erörterung brachte, bildeten diese kleinlichen, jämmerlichen Verhältnisse einen um so schärferen Contrast.

Wie viele von Haus aus tüchtig und gut angelegte Persönlichkeiten in diesen engen, verkrüppelten deutschen Verhältnissen erdrückt, verschroben und verkommen sein mögen, das läßt sich nur annähernd ahnen, wenn wir, um nur Einen zu nennen, in dem Leben Jean Paul's das mühevolle Ringen, seinem Geiste Nahrung zu verschaffen, seine Kräfte zu entwickeln, verfolgen. Und welche Zähigkeit des Willens, welch' eine Geisteskraft hat dazu gehört, daß er sein Genie so entfesselt hat, wie er es schließlich gethan! Und doch wie vieles von dem verschrobenen Wesen in seinen Schriften hat mit den verkümmerten Zuständen, die ihn preßten und seinen Gesichtskreis beschränkten, zusammengehangen!

Alter und Jugend aber mußten in jener Zeit und unter den gegebenen Verhältnissen in Bezug auf die neuen mächtigen Gedanken, die die Revolution flüssig gemacht, hart gegen einander treffen; so auch Hardenberg und seine Söhne, zwischen denen sich mehr und mehr Mißverstehen und Unzufriedenheit zeigt.

Hier ist der Punkt, wo sich uns das Räthsel löst, wie es zuging, daß ein so treuer, liebevoller Vater wie Hardenberg, dessen Vaterauge auf einem Sohne wie Novalis mit

Freude und Stolz hätte beruhen müſſen, dennoch mit Mißtrauen und Unzufriedenheit dem Sohne bis zu deſſen Tode gegenüber ſtand. Es war der Kampf zweier Zeiten, der ſich im Großen in der Weltgeſchichte vollzog, und der ſich hier im Kleinen in der einzelnen Familie zwiſchen dieſem Vater und ſeinen Söhnen nachbildete.

Jeder einzelne Menſch hängt weit mehr mit den geiſtigen Strömungen ſeiner Zeit zuſammen, als es oberflächlich erſcheint. Kommen nun ſolche gewaltige Wendepunkte wie am Ende des 18. Jahrhunderts, ſo treten die Gedanken und Zuckungen der Zeit .in jedem irgend bedeutenden Menſchen erkennbarer hervor. Aber nur die Jugend iſt im Allgemeinen fähig, ihre Zeit richtig zu erfaſſen; denn jeder ältere Mann bringt den Maaßſtab ſeiner Jugend mit, und dieſer Maaßſtab will dann nicht mehr paſſen. Dazu kommt, daß gerade die warmen, frommen Herzen am leichteſten wähnen, das Chriſtenthum ſei in Gefahr, während daſſelbe doch in ſeinem innerſten Weſen unberührt bleibt, ob die Strömung der menſchlichen Meinung eine philoſophiſche, rationaliſtiſche, orthodoxe oder antichriſtliche iſt, ob es Monarchiſten oder Republikaner ſind, die ihre Meinung für die allein ſeligmachende halten.

Nun giebt es Naturen, die in ſich abgeſchloſſener oder ſchon mit dem Leben mehr fertig ſind; ſie ſchließen ſich in ſolchen Uebergangszeiten ſchroff von dem Neuen ab und ſpinnen ſich in ihre eigenen Ideen und unbeugſamen Grundſätze ein. So war in der Hardenberg'ſchen Familie der Comthur der Vertreter der alten Zeit, während der Bruder gerade auf der Scheide der alten und der neuen ſteht.

Unbewußt war er ſchon berührt von der neuen Strömung, denn für ihn war der Glanz der Familie, Reichthum und Anſehen nur eine untergeordnete Lebensfrage; einfache Verhältniſſe pries er ſeinen Kindern als die wünſchenswertheſten. Dennoch aber gehörte er mit ſeinem Bewußtſein noch ganz der alten Zeit an. Er hatte ſich in ſeiner Jugend ſeine Anſichten und Grundſätze heiß erkämpft, er hielt ſie für die allein richtigen; nun konnte es ſein Vaterherz nicht ertragen, ſie in ſeinen Kindern ſich anders geſtalten zu ſehen. Dies gab einen Conflict, der ſchmerzvoll in ſein und ſeiner Kinder Leben eingriff. Er ſah, daß Religion und Politik in ihnen andere Züge annahmen, und ſtemmte ſich mit allen Kräften dagegen. Daß er dabei mit einer an ſolchen Wendepunkten gewöhnlichen Inconſequenz verfuhr, war weder ihm noch den Söhnen klar; aber es kam dadurch etwas Launiſches, ja Despotiſches in ſein Weſen, was ihn ſelbſt verſtimmte und drückte, die Seinen ihm entfremdete und in ſein Schickſal einen tragiſchen Zug hineintrug, der ſpäter auch in ſeinem äußeren Geſchick zur Geltung kam.

Sehr charakteriſtiſch für die durch und durch ariſtokratiſche Natur Hardenberg's iſt die Antwort auf einen Brief des ſpäteren Staatskanzlers von Hardenberg, der ihm und ſeinen Brüdern vorſchlug, im Jahr 1779 ſich auch um den Grafentitel zu bemühen. Er ſchreibt ſpottend: „Daß Vetter Hans vom Hinterhaus gegraft iſt, wiſſen Sie; et il a eu l'insolence de faire alleguer dans le diplom ſeine Verdienſte um Deutſchland als Calenberg'ſcher Landrath! N'est ce pas en imposer bien gros-

sièrement à la posterité? Mon père n'attend, comme vous le sentez bien, que le consentement de vôtre branche, pour âcheter aussi cette distinction."

Hardenberg antwortete: „Ich habe mehrere Söhne und nicht ſo bedeutendes Vermögen, um jedem von ihnen ein sort zu gründen, und eine arme Grafenwirthſchaft iſt ein elend Ding. Außerdem aber iſt mir der alte Freiherr lieber, als der neugebackene Graf!"

Es fanden jetzt häufig politiſche und religiöſe Streitigkeiten zwiſchen den beiden alten Brüdern und den Söhnen ſtatt. Erasmus opponirt lebhaft, während Friedrich ſich ſchon jetzt mehr auf ſich zurückzieht; ein Brief von ihm an Erasmus wirft ein Licht darauf.

„Ueber Deinen Streit mit den beiden altmodiſchen Köpfen will ich Dir nur Eins ſagen, daß es mit allen ſolchen Controverſen ein mißlich Ding iſt und man zweierlei Gefahr dabei läuft. Einmal, einſeitig zu urtheilen und ſich hartnäckig zu machen, und dann wirklich Jenen Unrecht zu thun und von ihrer Seite nichts zu gewinnen. Daß jede Sache zwei Seiten hat, iſt ein abgedroſchener Gemeinplatz, der aber ſogleich Leben und Neuheit gewinnt, wenn man mit ihm jeden Schritt im alltäglichen Leben mißt und ſeine Anſchaulichkeit bis zu einer Art von Inſtinct erhöht. Stilles Zurücktreten in ſich ſelbſt, leiſe Abwägung der mancherlei Verhältniſſe des menſchlichen Lebens und eine Beſcheidenheit, die man faſt nicht zu weit treiben kann, ſowohl im innern als im äußern Leben ſind einige Hauptingredienzen der wahrſten Philoſophie des Lebens, deren

vortheilhaften Einfluß man faſt mehr im Ganzen als im Einzelnen bemerkt."

Die kleinlichen Verhältniſſe in Sachſen waren nicht geeignet, emporſtrebende junge Leute zu feſſeln, und Friedrich wünſchte darum lebhaft in preußiſche Dienſte zu gehen. Die Keime, die der Oheim Bölzig in den Knaben gelegt, wenn er von Friedrich dem Großen mit Begeiſterung ſprach, trugen jetzt ihre Frucht.

Der damalige Miniſter von Hardenberg, der ſpätere Staatskanzler, erklärte ſich bereit, Friedrich eine Anſtellung in Preußen zu verſchaffen. Allein während noch mit ihm unterhandelt wurde, traten bei dem Vater die lebhafteſten Bedenken ein, den Sohn in das Haus des Vetters nach Berlin zu geben, deſſen Grundſätze, ob er ihn gleich perſönlich ſehr lieb hatte, nicht nach ſeinem Sinne waren. Doch mochte er dieſen Grund dem Sohne nicht mittheilen, ſondern ſchlug ihm vor, einſtweilen zu ſeiner praktiſchen Ausbildung nach Tennſtedt zu dem Kreisamtmann Juſt zu gehen. Friedrich willigte ungern in dieſen Plan, und nur die Vorſtellung, daß damals beide Güter der Familie in Sachſen lagen und es alſo wünſchenswerth für ihn war, mit den ſächſiſchen Rechts- und Landesverhältniſſen vertraut zu ſein, bewogen ihn, nach Tennſtedt zu überſiedeln, in der Hoffnung, dann ſpäter nach Preußen gehen zu können.

Der treffliche Kreisamtmann Juſt ward bald einer ſeiner vertrauteſten Freunde. Wie Hardenberg aber überhaupt war, wie er arbeitete und wie ſich ſchon hier die Gewalt ſeiner Perſönlichkeit gezeigt, die ſpäter Viele mächtig hingeriſſen hat: das ſehen wir am beſten aus dem Urtheil,

das dieſer durch und durch praktiſche Mann über unſeren Freund ausſpricht.

„Ich ſollte ſein Lehrer und Führer werden", ſo ſchreibt derſelbe, „aber er ward mein Lehrer. Nicht nur, daß ich ſelbſt in denjenigen Fächern, wo ich ihn vielleicht durch Erfahrung und Uebung an Kenntniſſen übertraf, alle meine Kraft aufbieten mußte, um ſeinem Forſchungsgeiſte, der ſich mit dem Gemeinen, Bekannten und Alltäglichen nicht begnügte, ſondern das Feine, das Tiefe, das Verborgene überall aufſuchte, einige Genüge zu leiſten; ſondern auch hauptſächlich, daß er mich mit ſich fortriß, mich von den Feſſeln der Einſeitigkeit und Pedanterie, in die ein vieljähriger Geſchäftsmann ſo leicht eingeſchmiedet wird, befreite, mich zu vielſeitiger Anſicht deſſelben Gegenſtandes nöthigte, mich zu den Idealen, die ſeinem Geiſte immer vorſchwebten, ſo weit es mir meine Schwerfälligkeit erlaubte, erhob und den faſt entſchlummerten äſthetiſchen Sinn in mir weckte.

„Wer würde es aber vermuthet haben, daß dieſer junge Mann, um ſich zu einem Geſchäftsmann zu bilden, die Mühe nicht ſcheute, dieſelbe Arbeit zwei-, dreimal ganz umzuſchaffen, bis ſie ſo erſchien, als ſie nach ſeiner Meinung ſein ſollte? Daß er ſich ganze Seiten von gleichbedeutenden oder abweichenden Wörtern auszeichnete, um die Abwechſelung und Präciſion des Ausdrucks bei Geſchäftsaufſätzen in ſeine Gewalt zu bekommen? Daß er die gemeinſten Geſchäfte des Praktikers mit eben dem Fleiße bearbeitete, als diejenigen, die ganz eigens für ſeinen Geiſt berechnet waren?

„Aber er wollte das, was er ſein wollte, nicht halb, ſondern ganz ſein. Nichts trieb er oberflächlich, ſondern Alles gründlich. Dabei kam ihm die herrliche Anlage, das Gleichgewicht aller Geiſteskräfte und die Leichtigkeit, womit er Alles betreiben konnte, vorzüglich zuſtatten. Ein neues Buch durchlas er in dem vierten Theile des Zeitraumes, den wir anderen Erdenſöhne dazu nöthig haben. Dann legte er es ſtill bei Seite, als ob er es nicht geleſen hätte. Wenn nun nach Wochen oder Monaten über dieſes Buch geſprochen ward, ſo war er im Stande, den ganzen Inhalt deſſelben zu erzählen, die bedeutendſten Stellen anzuführen, über ſeinen Werth ein beſtimmtes Urtheil zu fällen und dabei zu ſagen, ob und warum er es dem oder jenem Freunde zum Leſen empfehlen könne, oder nicht. So las er, ſo arbeitete er, ſo ſtudirte er — auch die Menſchen. Und ſo war es möglich, daß er in einem ſo kurzen Leben das leiſtete, was er geleiſtet hat.“

Es war am 17. November 1794, als Hardenberg auf einer Geſchäftsreiſe, welche er mit Juſt unternahm, nach Grüningen kam. Er ahnte nicht, daß er hier das Mädchen finden ſollte, welches einen ſo bedeutenden Einfluß auf ſein Leben auszuüben beſtimmt war!

Das Gut Grüningen bewohnte ein Herr von Roggenthin mit ſeiner Familie; ſeine Frau war zuerſt an einen Herrn von Kühn verheirathet geweſen. Aus beiden Ehen waren Kinder entſproſſen, welche in lieblichem Kreiſe die Eltern umgaben. „Die Mutter mit den ſchönen Kindern“ wurde Frau von Roggenthin in der Umgegend genannt, und unter dieſen ſchönen Kindern war die dreizehn-

jährige Sophie von Kühn das ſchönſte, die Roſe von Grüningen.

Man konnte ſich kaum einen größeren Contraſt zweier Häuſer denken, als den, welcher Hardenberg zwiſchen ſeinem elterlichen Hauſe und dem Sophiens entgegentrat. Jenes trug den Charakter der Abgeſchloſſenheit und eines faſt düſteren Ernſtes; dieſes öffnete ſeine Thore weit und lud Jedermann in ſeine heiteren, gaſtlichen Hallen, der ſich ſeines Lebens freuen wollte. Freilich aber ging dagegen durch das Hardenbergiſche Haus ein Zug nach höheren, idealen Gütern, von dem man in Grüningen nicht einmal eine Ahnung hatte.

Der joviale Roggenthin, ein tüchtiger Landwirth, kannte nichts Beſſeres, als ein frohes, gaſtfreies Leben; die Mutter war mit den Töchtern um die Wette ſchön und lebensluſtig; dabei war das Leben dennoch ein praktiſches. Arbeit und Vergnügen gingen Hand in Hand. Die Töchter waren trotz ihrer Jugend gute Wirthinnen und führten abwechſelnd den Haushalt. Die franzöſiſche Gouvernante Sophiens und der jüngeren Kinder, Jeannette Danscour, eine originelle ältere Perſon, gehörte ganz zur Familie. Stets waren Gäſte da, um deretwillen aber keine Umſtände gemacht, nur die Braten größer genommen, die Kuchen öfter friſch gebacken wurden; ſie hauſten mit im Garten, in der Kinderſtube, wo die Familie gerade war. Die Jugend tanzte, ſang, ſpielte in ausgelaſſenſter Fröhlichkeit; Neckereien und Scherze flogen hin und her; Haus und Garten, die prachtvolle alte Lindenallee wiederhallten von Lachen und Singen. Politiſche und kirchliche Fragen, überhaupt geiſtige Dinge

machten Niemand unnöthiges Kopfzerbrechen; ein heiterer, froher Lebensgenuß war das Element der Familie. Aber bei aller Luſtigkeit war eine große Reinheit, Unverdorbenheit und Harmloſigkeit der Grundzug Aller.

Dies heitere Weſen ſtach gegen den freudloſen Ernſt im Hardenberg'ſchen Hauſe, hervorgerufen durch die ſtrengen Anſichten des Vaters und die Kränklichkeit der Mutter, glänzend ab. Ebenſo contraſtirte das unſchuldige Weſen der Kühn'ſchen Schweſtern ſehr anmuthig mit den raffinirteren geſelligen Kreiſen in Leipzig, Weißenfels und Wittenberg, die Hardenberg bisher beſucht hatte.

Natürlich, daß ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling ſich mit Entzücken in ein ſo friſches Jugendleben warf! Er ſchreibt an Frau von Thümmel, geb. von Kühn, Sophiens Stiefſchweſter:

„Ein ſeltener, ſchöner Zufall hat mich in den Kreis einer Familie geführt, wo ich gefunden habe, was ich faſt nicht zu hoffen wagte. Was die Geburt mir verſagte, hat das Glück mir gegeben. Ich vermiſſe in meinem Geburtskreiſe, was ich in einer fremden Mitte beiſammen ſehe. Ich fühle, daß es nähere Verwandtſchaften giebt, als die das Blut knüpft; ich finde, daß der Zufall in eine ſehr mütterliche Laune für mich gerathen iſt, indeß der gewöhnliche Schlendrian mir ſo viel als möglich die übelſten Dienſte von der Welt leiſtet.“

Der Eindruck, welchen das Haus in Grüningen auf Hardenberg machte, würde aber nicht ſo ſtark und tief geweſen ſein, wenn nicht Sophie, deren ſchlanke, zarte Geſtalt mit dem Zauber des Kindes und der Jungfrau zu-

gleich umgeben war, mit den feinen, edlen Zügen und den wunderbar ſchönen, dunklen Augen, „das lockige Köpfchen, das nur über der holden Geſtalt zu ſchweben ſchien", wenn dieſe Sophie nicht geweſen wäre! Ihre Schönheit nahm den ganzen Sinn des werdenden Dichters gefangen; in dieſer tadellos anmuthigen Hülle glaubte er das Ideal zu finden, das er längſt geſucht, und daß ſie ihm ſo ganz unbefangen, faſt ganz wie ein Kind entgegentrat, verlieh ihrer Schönheit das Unbewußte, Reizende. Er trug alle die Eigenſchaften des Geiſtes, die er ſelbſt beſaß, oder die er bei ſeiner Geliebten ſuchte, in ſie hinein, er nannte ſie „Sacontala", weil er glaubte, daß es mit ihr gehen würde wie in jenem lieblichen indiſchen Mährchen, in welchem ſich aus dem kindlichen, traumhaften Mädchen die edle geiſtige Frau entwickelt; er hoffte, daß die Blüthen des Geiſtes ſeiner Sophie ſich zur vollen Schönheit entfalten würden, — aber er liebte ſie auf den erſten Blick und bis zum letzten, wie einſt Dante ſeine Beatrice liebte. —

Ob Hardenberg's Hoffnungen je erfüllt worden wären, wenn die Geliebte länger gelebt hätte? Es iſt zweifelhaft; die ganze Sinnesart ihrer Familie zeigte viel Liebenswürdigkeit, aber wenig Tiefe. Seine Liebe zu Sophie war der Jugendtraum ſeines Jünglingslebens; ihr früher Tod verlieh ihr den Zauber, der eine Zeit lang faſt zerſtörend auf ihn wirkte. Hardenberg machte Sophien zur Muſe ſeiner Dichtung, wie Raphael ſeiner Madonna die Züge ſeiner Geliebten gab und Dante ſeine Beatrice zur Führerin durch's Paradies erhob.

Leider ſind uns die Briefe nicht aufbewahrt, in denen Friedrich ſeinem Bruder Erasmus offenherzig den erſten Eindruck, den Sophie von Kühn auf ihn gemacht hat, ſchilderte; aber die eingehenden Antworten von Erasmus geben ein treues Spiegelbild der Empfindungen des Bruders. Er ſchreibt unterm 28. November 1795, alſo elf Tage nachdem Friedrich zum erſten Male nach Grüningen gekommen war, wie folgt:

„Wernsdorf, 28. November 1794.

„Ich geſtehe Dir, als ich Deinen lieben Brief erbrach, wunderte ich mich Anfangs. Ich bin aber zu ſehr an außerordentliche Fälle und Begebenheiten in unſerm Leben und beſonders in dieſem Punkte gewöhnt, als daß ich mich nicht bald hätte hineinfinden ſollen.

„Daß Dein Brief Ueberlegung brauchte, wenn ich ihn ordentlich beantworten ſollte, ſiehſt Du ſelbſt ein, und deswegen ging ich geſtern den ganzen Tag im Walde herum, in tiefes Nachdenken verſunken; heute früh war er wieder mein erſter Gedanke und jetzt fühle ich mich vollkommen im Stande, Dir zu antworten.

„Deine Aufforderung, Dir mit Humanität zu antworten, Deine Ungewißheit, ob meine Seele weiter als mein Syſtem ſei und ob ich Dich verſtehen würde, könnte mich böſe machen, wenn wir einander nicht das wären, was wir uns ſind. Jetzt ſchreibe ich es auf Rechnung der leidenſchaftlichen Stimmung, in welcher Du warſt; denn ſonſt hätteſt Du mich doch beſſer kennen ſollen, als Du mich zur Humanität gegen Dich aufrufen zu müſſen glaubteſt,

oder einen Zweifel hegen konnteſt, ob ich Dich auch verſtehen würde?

„Du wünſcheſt, ‚ich ſoll mein Urtheil ſuspendiren‘. Brüderchen, das hätt' ich ohnehin gethan, denn ohnerachtet der außerordentlichen Aehnlichkeit unſerer Charaktere, die ſich mit verſchiedenen Nüancen in den meiſten unſerer Handlungen, Ideen und Empfindungen äußert, und mich oft bis zum Erſtaunen überraſcht hat, ohnerachtet ich Dich vielleicht beſſer kenne als jemand anders: ſo wäre es doch viel gewagt und zeugte von großem Selbſtvertrauen, wenn ich über Deine Verhältniſſe mit einer dritten Perſon, die ich platt gar nicht kenne, wo ich alſo gar nicht entſcheiden kann, was Ihr Euch jetzt ſeid, viel weniger was Ihr Euch ſein werdet, beſtimmt aburtheilen ſollte. Daß ich Dir aber nicht im Allgemeinen meine Meinung ſagen ſollte und zugleich Dich brüderlich warnen, daß Du nicht vielleicht Dein Herz mit Deinem Verſtande davonlaufen läßt, das verbietet mir meine glühend heiße Liebe zu Dir und meine Vorſorge für Dein Beſtes.

„Ich bin zwar feſt überzeugt, wenn Du auch eine Unbeſonnenheit begingeſt und hinterher es einſäheſt, daß Du Dich nicht darüber todtgrämen oder dadurch aus Deiner männlichen Faſſung würdeſt bringen laſſen. Du würdeſt es ſo viel als möglich zu verbeſſern ſuchen, es mit Geduld ertragen und dabei immer fidel bleiben. Es würde Dir aber doch dadurch eine Art des feinſten Lebensgenuſſes entzogen, und der Verluſt würde Dir um ſo mehr auffallend ſein, je mehr Du fühlteſt, daß Du ſeine Freuden durch Deine eigne Schuld entbehren müßteſt; und je größer Dir

das Glück Anderer erſchien, die Deiner Meinung nach vollkommen glücklich verheirathet wären, deſto höher würde Dein eignes Unglück im Preiſe ſteigen und Dir manche unangenehme Stunde bereiten. Alle Leidenſchaften ſind ſich einander in Rückſicht der Wirkung auf den Menſchen gleich, d. h. alle berauben ihn, wenn ſie heftig ſind, des freien Denk- und Handlungsvermögens; und unter dieſen Umſtänden muß ein guter Freund ihm zureden und ihm durch Schwächung der Leidenſchaft wieder dazu zu verhelfen ſuchen. Und Leidenſchaft, Brüderchen, bleibt es doch, Du magſt es nun mit einem Mantel zu bemänteln ſuchen, wie Du willſt. Das Augenblickliche, Hervorſpringende, Beſtimmte zeugt für das Daſein einer Leidenſchaft; und ſollte die nicht im Stande ſein, Dich auf einige Momente blind zu machen? Nicht allein aus Deinem eignen Munde, aus Erfahrung weiß ich es: Dein Herz iſt im höchſten Grade empfänglich und offen für den Eindruck, den das höchſte Ideal der ſchönen Natur, ein ſchönes, unſchuldiges Mädchen, auf jeden Menſchen von Gefühl machen muß; aber auch Genie biſt Du im eigentlichſten Verſtande, Deine Seele immer begierig nach neuer Beſchäftigung und daher an Veränderung gewöhnt. Sollte wohl nach dieſen Prämiſſen Dein immer reger Geiſt ſich lange Jahre hindurch an ein einziges Weſen binden und ſo unauflöslich feſſeln laſſen, daß ihm nicht einmal während dieſer ganzen langen Zeit der Gedanke einfallen ſollte: Wie? wärſt Du nicht um Vieles glücklicher, wenn Du nicht an ſie, oder wenn Du an eine Andere das Schickſal Deines Lebens geknüpft hätteſt? Und wenn er Dir einfiele, würdeſt Du dann

nicht Alles aus dieſem Geſichtspunkte anſehen? würde Dir Deine Lage nicht vielleicht viel unglücklicher vorkommen, als ſie wirklich iſt? Im Anfang ſiegt der Reiz der Neuheit; aber ſollte wohl die Macht der Gewohnheit, wenn Du einige Jahre in ihrem Beſitz wareſt, beſtändig ſo viel über Dich vermögen, daß Du, wenn auch der Spiritus Deiner Jugend verflogen iſt und eine Reihe von Jahren Dein ſanguiniſches Temperament in ein choleriſches verwandelt hat, daß Du auch alsdann noch, wenn Du all' ihre Schwächen und Mängel gegen ihre Vorzüge haſt abwägen können, ſie für ein Ideal der Liebenswürdigkeit anſiehſt? Wenn Du ſie aber nicht mehr dafür halten kannſt, ſo fehlt Deinem Blute die Leichtigkeit, ſich wie ehedem über ſo etwas hinwegzuſetzen.

„Nun noch einige Zweifel, wegen des Mädchens, deren Beantwortung ich wünſche.

„Du ſchreibſt mir, eine Viertelſtunde hätte Dich beſtimmt. Wie kannſt Du in einer Viertelſtunde ein Mädchen durchſchauen? Noch überdies ein Mädchen von ſo außerordentlichen Eigenſchaften, wie Du mir jenes beſchreibſt? Wenn Du mir ‚ein Vierteljahr' geſchrieben hätteſt, ſo hätte ich noch Deine Talente in der Kenntniß des weiblichen Charakters bewundert, aber ‚eine Viertelſtunde', denke nur ſelbſt an eine Viertelſtunde, das klingt gar zu wunderbar, da muß ich Leidenſchaft, den ewigen Unruhgeiſt, dahinter vermuthen.

„Wer bürgt Dir dafür, wenn ſie auch jetzt Dir noch keine gemeinen Seiten gezeigt hat, daß ſich auch in der Folge bei mehrerer Entwicklung ihres Charakters keine

Gemeinheit äußern werde, die, wie Du ſelbſt ſagſt, kein eigentlicher Fehler, ſondern Natur iſt? Wer bürgt Dir dafür, wenn ſie jetzt unverdorben iſt, daß ſie auch in der Folge, wenn ſie in die Welt kommt, unverdorben bleiben wird? Denn einmal muß ſie doch in die Welt, und wenn ihre Eltern ſie nicht hineinführen, ſo kommt dies Aemtchen auf Dich; und je ſpäter, je ſchlimmer, denn die Menſchen ſind am leichteſten zu verführen, die am unbekannteſten mit der Welt und am längſten gewöhnt ſind, alle Menſchen aus dem Lichte anzuſehen, aus welchem ſie ſie aus ihrer Eltern Hauſe ſahen. Schönheit iſt eine gefährliche Klippe, an welcher ſchon manches Mädchens Tugend und öfter des vorzüglichſten und beſten geſcheitert iſt. Wer ſagt Dir endlich gut, daß dies Mädchen, welches überdem erſt vierzehn Jahre alt iſt, nicht veränderlich ſein wird? Daß ſie Dich nicht, wenn ſie, wie das bei ihrer Schönheit nicht anders möglich iſt, von vielen Andern fêtirt wird, alsdann vergeſſen und Dir untreu werden wird? Und wie würde es Dich verdrießen, Dein ganzes ſchönes Gebäude von mehreren Jahren auf einmal von einem Schurken eingeriſſen zu ſehen! Und von einem Mädchen von vierzehn Jahren iſt es wahrlich viel verlangt, daß ſie Dir von jetzt an treu bleiben ſoll. Biſt Du aber davon feſt überzeugt, daß ſie dieſer Forderung ganz entſpricht, ſo hat ſie ſchon eins von den Haupterforderniſſen einer wirklich guten Frau, und dann rath' ich Dir, ſie ſchärfer auf's Korn zu nehmen. Ueberhaupt gefällt mir Deine ganze Art nicht, Dich in das Mädchen zu verlieben; Du biſt mir ſo tragiſch, lieber Freund; und ſelbſt wenn Du ſie heirathen willſt, ſollteſt

Du die Sache aus einem leichteren Geſichtspunkt anſehen. Auch Deine Freundſchaft mit der Juſt gefällt mir, offen geſtanden, nicht. Ich wollte wetten, das iſt ein empfindſames Mädchen, die die Großmüthige ſpielen will, dabei aber Coquetterie genug beſitzt, um einzuſehen, daß ſie ſich gerade dadurch Deine Achtung und Freundſchaft erwirbt. Es kann ſein, ich irre mich; aber überlege Dir Alles ja genau, ob ich nicht überall, wenigſtens hin und wieder, Recht habe. Prüfet Alles und das Beſte behaltet.

„Das, was mir am meiſten an Deinem Briefe mißfällt, iſt das kalte, entſchloſſene Weſen, welches in Deinem ganzen Briefe herrſcht; es zeugt von ſo vieler Beharrlichkeit in ſeinem Grundſatz, die ich Dir wahrlich jetzt nicht wünſche. Ich kenne wirklich das ganze Local zu wenig, um ganz zuwider zu ſein, und bin mehr gegen Dein Heirathen im Allgemeinen, als gegen Deine Verheirathung mit dieſem Mädchen. Wenn aber Deine sententia einmal sic stat, ſo begleiten Dich auch da meine wärmſten Wünſche für Dein Beſtes; und wenn ich Dir hierbei meine Neigung auf eine thätige Art beweiſen könnte, ſo würde ich es mit Freuden und von Herzen gern thun, damit ich Dir von Neuem zeigen könnte, daß meine Liebe zu Dir unveränderlich und ihre Grenze nur der Tod iſt.“

Man ſieht aus dieſem Briefe, Erasmus iſt durchaus nicht angenehm überraſcht von der Leidenſchaft ſeines Bruders; er findet ihn auch viel zu jung, um jetzt ſchon an eine Verbindung denken zu dürfen. Erasmus' Briefe ſind das Einzige, was aus dieſer Zeit vorhanden iſt; ſie mögen

uns denn das Weitere berichten und die ernſten Pläne darlegen, die Friedrich, um Sophie früher beſitzen zu können, entwarf.

Erasmus an Fritz.

„Wernsdorf, 10. December 1794.

„Wie freue ich mich, daß Du ſo ſchnell geantwortet. Das Gefühl, einen Bruder zu haben, auf den man ſich ſelbſt in Kleinigkeiten verlaſſen, unumſtößlich feſt verlaſſen kann, auf deſſen Wort man wie auf Felſen bauen kann, tauſche ich nicht um alle Güter und Schätze der Erde. Nur die Möglichkeit, die große Hälfte des Einen, und zwar (das dächt' ich, wüßteſt Du) des mir Liebſten zu verlieren, kann mich bewegen, Dir noch Einiges, vielleicht Deinen Wünſchen und Deiner jetzigen Denk- und Handlungsweiſe nicht ganz Gemäßes über Deinen gegenwärtigen Lebensplan mit Freimüthigkeit zu ſagen.

„Außerordentliche Menſchen müſſen außerordentliche Schickſale haben; ohnſtreitig gehörſt Du zu den Erſteren, alſo müſſen die letzteren Deine Begleiter ſein. Nur Du konnteſt Dich ſo von dem tummelvollen Schauplatz dieſer Welt, wo Du ohne Zweifel eine brillante Rolle geſpielt haben würdeſt, in die anſpruchloſere Einförmigkeit des bürgerlichen, in den ſtillen Frieden des häuslichen Lebens zurückziehen.

„Dem erſten Anſchein nach muß dies einem Jeden, der Dich und Deine Verhältniſſe vorher ſo genau kannte als ich, paradox vorkommen; im Grunde iſt es aber das hier nicht. Ein alltäglicher Menſch geht ſo ſeinen Weg

durch's Leben hin, d. h. er lebt, nimmt ein Weib und ſtirbt, ohne die Extreme anders als vom Hörenſagen zu kennen. Dich hingegen treiben ſie von der Wiege an in dem Ocean der Welt von einem Eilande zum andern. Oede und unbewohnt, oder wohl gar unſicher durch wilde Thiere und Menſchen, mußteſt Du ſie oft, kaum angelandet, wieder verlaſſen. Glücklich biſt Du, wenn Dich das Letzte in den längſt erſehnten Port der Ruhe, der Zufriedenheit und der ſtillen Glückſeligkeit bringt. Ich fürchte, ich fürchte aber ſehr, das, was Du in der Entfernung für einen Hafen hältſt, ſind Klippen, von welchen Du wieder in das weite Weltmeer zurückprallen wirſt, um eine neue Fahrt, reich an Gefahren und Abenteuern, zu beginnen. Wenn Du ſtatt zweiundzwanzig Jahre ſechsundzwanzig zähleſt, ſo würd' ich ſagen: Fritz macht einen klugen Streich, daß er ſich ſchon frühzeitig dem Getümmel der großen Welt entzieht. Jetzt muß ich ſchweigen, denn meiner Meinung nach ſind zweiundzwanzig Jahre zu frühzeitig. Dein eigner Brief beſtärkt mich in der Muthmaßung, daß Du einige Jahr zu früh zu leben aufhörſt.

„Liegt der Würfel einmal, ſo iſt auch unſer Schickſal für immer entſchieden; tragen müſſen wir's alsdann mit Geduld, es ſei gut oder böſe. Und daß man ſich da doch beſinnen, recht beſinnen müſſe, das wirſt Du mir zugeben.

„‚Beſtändigkeit in meinen Ideen und beharrlicher Muth in der Ausführung meiner Entwürfe fehlt mir noch!' So lauten Deine eignen Worte. Was heißt das anders als: Es fehlt mir noch an Feſtigkeit des Charakters oder an Standhaftigkeit, meine

Wünſche für immer auf einen Punkt zu concentriren! Und mit dieſem Gefühl Deiner ſelbſt beharrſt Du noch bei Deinem Entſchluſſe? Einen ſolchen Entſchluß gut durchzuführen, dazu gehört mehr als gemeine Klugheit, Geiſtesgegenwart, Muth und unerſchütterliche Geiſtesbeharrlichkeit; und wenn Du auch die beiden erſten in einem hohen Grade beſitzeſt, ſo muß Dir doch eben der Mangel der beiden letzteren unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſetzen. ‚Zufall und Empfänglichkeit waren bis jetzt Deine Führer, Beſtimmung und Humanität ſollen es in's Künftige ſein!‘ Und doch ſoll der Zufall die wichtigſte Begebenheit Deines Lebens, die Wahl Deiner zukünftigen Frau, Deiner treueſten Freundin und Begleiterin, beſtimmen? Dann erſt, wenn Beſtimmung und Humanität Deiner Wahl den Ausſchlag geben werden, dann und nicht eher werde ich Dir zurufen: ‚Fritz, Du haſt klug, Du haſt lebensweiſe gehandelt.‘

„Das Project, Dich dem Vater ſubſtituiren zu laſſen, hat zwar dem Anſehn nach viel Blendendes. Aber ich habe doch zweierlei Einwendungen dagegen, die ich Dir auch ohne Zurückhaltung ſchreiben werde, wenn Dich gleich die Realiſirung dieſes Projects bei Deinen jetzigen Ausſichten Deinem Ziele näher bringt.

„Erſtens, wer verſpricht Dir denn die gewiſſe Ausſicht auf die Stelle des Vaters bei deſſen Lebzeiten? Der Churfürſt iſt ein Feind von allen Subſtitutionen des Sohnes für den Vater, das iſt eine bekannte Sache. Graf Wallwitz iſt des Vaters Freund nicht. Es ſind eine ganze Menge anderer Competenten, die mehr Protection und

gerechtere Anſprüche auf dieſe Stelle haben, weil ſie dem Herrn ſchon länger dienen. Glaubſt Du, daß bei dieſem Allen Deine Geſchicklichkeit prävaliren wird, die vielleicht größer iſt als die der Anderen? und glaubſt Du, daß die Verdienſte des Vaters den Söhnen bei Beförderungen etwas helfen werden? Ich dächte doch, Du kenneteſt die Welt beſſer! Du wendeſt mir vielleicht Oppelten ein? Ja, lieber Fritz, unſer Vater iſt auch kein Wilder-Sauen-Papa, noch viel weniger ein luſtiger Rath oder Hanswurſt! und nur das ſind die Leute, die hier zu Lande belohnt werden!

„Geſetzt aber auch, Du erhielteſt die Stelle bei Lebzeiten des Vaters, ſo müßteſt Du doch eine Zeit lang vorher unter ihm und, wenn Du ſie erhalten hätteſt, vielleicht mehrere Jahre mit ihm arbeiten, und daher faſt immer um ihn ſein. Nun dächte ich doch, müßte Dich eine zweiundzwanzigjährige Erfahrung hinlänglich belehrt haben, daß Ihr Beiden nicht zuſammenpaßt, daß die große Verſchiedenheit Eurer Denk- und Handlungsweiſe eine Kluft zwiſchen Euch befeſtigt hat, ſo daß, wenn Du auch nach Deinen Grundſätzen, daß man mit allen Menſchen auskommen könne, zu einem Vergleich die Hand böteſt, der Alte doch niemals ihn annehmen, ſondern vielmehr mit Unwillen von ſich weiſen würde. Blinder Religionseifer und unbedingte Feindſchaft gegen Alles, was Neuerung heißt, haben eine Scheidewand zwiſchen Euch aufgerichtet, die weder Toleranz von der einen, noch Bekehrungseifer von der andern Seite einreißen werden.

„Daß ich aber jetzt die große Hälfte von Dir verlieren

ſoll, darüber kann ich meinen gerechten Schmerz nicht bergen. Sonſt beſaß ich die größte Hälfte Deines Herzens, jetzt beſitzt ſie Sophie. Ich weiß, was Du mir einreden wirſt, ob ich glaubte, daß Deine Seele ſo enge ſei, daß ſie nicht mich und Sophien zu gleicher Zeit beherbergen könne? Aber das iſt nichts, Brüderchen; wer ſich einmal verlobt hat, mit dem iſt es für ſeine Freunde vorbei, es iſt nichts mehr mit ihm anzufangen. Ich will Euch aber nicht untreu werden. Ihr ſollt ſtets an mir das behalten, was ich Euch jetzt bin. Du ſollſt, wenigſtens durch mich, nicht in die unangenehme Lage kommen, es zu fühlen, wie ſchwer es Einem wird, Jemanden, der uns viel war, zu verlieren. In die Lage wie ich, von Jemandem die große Hälfte zu verlieren, der Einem Alles war, kannſt Du nie kommen, weil Du nicht ſo wie ich von Menſchen abhängig biſt, und deswegen konnte nur Deine gutmüthige brüderliche Toleranz, nicht die Wahrheit, es ſagen: Du würdeſt mir in einem ähnlichen Falle einen eben ſolchen Brief, als ich Dir jetzt, geſchrieben haben. Aber eben, weil ich fühle, daß ich abhängig bin, daß nichts Drückenderes und zugleich Beſchimpfenderes iſt für einen Mann als Weiberherrſchaft, und daß ich doch vielleicht im Stande wäre, in einer unbeſonnenen Stunde meine Hand und mein Herz an ein gemeines Mädchen zu verſchenken, von der ich nachher nicht los könnte, ohne wortbrüchig zu werden, ſo werde ich, feſt ſteht jetzt mein Entſchluß, in Zeit von drei Jahren

Novize des deutſchen Ordens.

Schon die Klugheit fordert es bei einer ſo anſehnlichen Familie, daß nicht alle Brüder heirathen; gern will ich

mich zuerſt freiwillig dem allgemeinen Beſten opfern. Allerdings entbehre ich dadurch ein großes Glück; aber ich will mir mein Schickſal dadurch, daß ich oft mit Euch lebe und Euere Familien als die Meinen anſehe, erleichtern. So will ich als Euer treuer Gefährte durch's Leben wandeln, Euch helfen und in meinem Beruf meinen Nebenmenſchen ſo viel nützen, als ich kann, ſo lange fidel mit Euch ſein, bis mich der luſtige Tod aus der Welt jagen wird.

„Daß Du willſt, daß ich Sophie zu Oſtern ſehe, das machſt Du nicht dumm; Du kennſt meine Schwäche für's weibliche Geſchlecht und hoffſt an ihr die beſte Fürſprecherin zu haben; allerdings muß ſie ein ſehr liebenswürdiges Mädchen ſein, da ſie Fritz, den Flatterer, mit Demantfeſſeln feſſeln konnte. Meine beſten Wünſche, daß Du an der Hand Deiner Sophie die drei Ungeheuer im Labyrinth des menſchlichen Lebens: Hypochondrie, Mißmuth und Langeweile, umbringen magſt."

Erasmus an Fritz.

„Wernsdorf, 12. December 1794.

„Nachgerade, lieber Fritz, denke ich aber doch, ſoll mein Horizont wieder anfangen, ſich aufzuhellen; denn, je mehr ich von Deinen Briefen ſehe, deſto klarer und deutlicher wird es mir, deſto feſter fang' ich an, mich zu überzeugen, daß Dein Entſchluß ſicher und gewiß ſteht; und nur ſo lange konnte ich Deinetwegen in Sorgen ſein, ſo lange es mir zweifelhaft ſchien. Nicht Dein Entſchluß, nur ſeine Ungewißheit bekümmerte mich. Der Menſch, vorzüglich der

Mann, kann Alles, was er recht will, und deswegen ist mir für die Ausführung nicht bang.

„Die ganze Erzählung Deines Fortschreitens von der Wiege bis zu Deinen männlichen Jünglingsjahren zauberte mir mit unbeschreiblicher Anmuth die rosenfarbenen Bilder der Kindheit zurück; mit Einem Blick übersah ich die Kette von Jahren, die das Sonst und Jetzt trennte, und freute mich der kindischen Träumereien, die schon damals ahneten, was jetzt in Erfüllung geht.

„In meinem nächsten Briefe Näheres über den Deutschen Orden. Du denkst Dir die Sache vielleicht nicht so ernsthaft, als sie es mir ist; ich werde vielleicht schon jetzt die Einleitung dazu in Weißenfels machen."

Erasmus sprach wirklich mit dem Vater über diesen Plan. Dieser hatte auch nichts dagegen und schrieb deshalb an seinen Bruder; derselbe redete aber dem Vater dringend ab. „Erasmus ist noch viel zu jung, um schon so sein Schicksal zu fixiren; überall ist es ein schwerer Entschluß. Will Einer seine Gelübde nicht gewissenhaft halten, so ist er ein schlechter Kerl, wie jeder, der seine Schwüre bricht; und hält er sie, so ist ein trübes, freudenleeres Alter sein Loos! Laß Deinen Sohn ja noch warten."

Erasmus' Widerstreben gegen Friedrich's Neigung dauerte übrigens nur so lange, bis er selbst die liebenswürdige Familie in Grüningen kennen gelernt, dann war er ebenso entzückt, ja fast mehr als sein Bruder. Und er selbst fand in der dortigen Familie mehr Beifall als Friedrich. Sein

heiterer Humor, ſein ſprühender Witz ließ ihn von Allen bewundert werden; ſeine Briefe aus dieſer Zeit ſprudelten von Luſt und Fröhlichkeit; Roggenthin miſchte freilich in ſeinen Antworten gelegentlich ſeine derben Soldatenfarben hinzu; aber das Ganze iſt ein ſo heiteres, frohes Leben, daß es begreiflich erſcheint, daß beide Brüder hier zuerſt ein Familienleben lieben lernten, in dem Frohſinn und Arbeitſamkeit vereinigt war und Anmuth und Lebensfreude ihnen lachte. Am 8. April 1795 ſtand Friedrich mit Sophien Gevatter, bei ihrem jüngſten Brüderchen, Günther. Auch der dritte Bruder Karl lernte jetzt Grüningen kennen. Er hatte in dieſer Zeit eine Neigung für ein Mädchen in Weißenfels, die jedoch eben ſo alt faſt wie er war; er ſelbſt ſah ein, daß aus einer Heirath nichts werden könne, und er trennte ſich von ihr. Die beiden Brüder ſuchten ihn jeder auf ſeine Art von dieſer thörichten Neigung zu heilen; ihre Briefe und Aeußerungen ſind ſo charakteriſtiſch, daß wir ſie doch in den Faden aufnehmen müſſen.

Erasmus an Friedrich.

„Hubertsburg, den 4. September 1795.

„Denke Dir mein Erſtaunen, als ich vorgeſtern früh beiliegende zwei Briefe von Karl erhalte! Unglücklicher Weiſe breche ich den letzten, welcher anfängt: ‚Zum letzten Male bin ich da geweſen‘ zuerſt auf, und Du kannſt denken, daß mir bei dieſem höchſt ſonderbaren Anfang nichts Anderes als Grüningen, was ſo immer mein erſter und letzter Gedanke iſt, einfallen konnte. — — Ich wagte kaum weiter zu leſen, denn eine Reiſe nach Grüningen ſo plötzlich

und zwar zum letzten Male, da mußte ich Mord und Todtſchlag, Unglück und Verderben ahnen, und da hätte der Teufel nicht erſchrecken ſollen.

„Als ich aber nun weiter las und ſah, daß es nichts war, da wäre ich beinahe, wenn mir nicht Karl leid gethan, malitiös geworden. Nun ſetzte ich mich aber gleich hin und ſchrieb ihm einen zwei Bogen langen Hirtenbrief, der mit Donner und Blitz anfing und mit Sturm und Hagelwetter endigte. Unter anderm ſchrieb ich ihm: »Die Welt iſt einmal nicht die beſte Welt, und nicht jedes gute und hübſche Mädchen (wie die Fritzchen Lindenau) kann deswegen, weil ſie ein gutes, hübſches Mädchen iſt, das beſte, beneidenswertheſte Schickſal haben. Ach, lieber Karl, auch uns wird es nicht immer in der Welt ſo gut gehen, wie wir uns jetzt träumen; von unſeren ſchönſten Hoffnungen werden noch viele getäuſcht werden, aber darum ſind wir nicht gleich in aller Geſchwindigkeit, Eilfertigkeit und Behendigkeit unglücklich. Wahrhaftig, zum Unglücklichſein gehört mehr! — — Ich möchte das Zetergeſchrei nicht hören, wenn alle die Mädchen, denen Fritz in ſeinem Leben einmal die Cour gemacht hat, darüber, daß er nicht ſie, ſondern die Sophie heirathen will, Klagelieder anſtimmen wollten! Weimar und Jena, Weißenfels und Erfurt, Wittenberg und Leipzig müßten mit Donner und Blitz, Wolkenbrüchen und Erdbeben untergehen, und Niemand würde mich mehr dauern wie der arme Fritz, denn der würde vor der Zeit taub! Oder wollteſt Du etwa, daß Fritz lieber die L . . als Sophie nähme? Da müßteſt Du doch den unvergleichlichen, lieben, großen Blick vergeſſen haben, mit dem ſie

uns beim Abſchied bat: ‚Kommen Sie ja bald wieder!‘ Und was würde ſie erſt für Augen machen, wenn ſie ihr ihren Hardenberg, mit dem ſie in drei bis vier Jahren auf und davon gehen will, rauben wollten?« Und nun folgt eine Beſchreibung von Grüningen, welche ihn, hoff' ich, da ich aus einem Briefe, den ich heute von ihm erhalten, ſehe, daß er ſich ſchon wieder etwas recolliirt hat, vollends curiren ſoll, und die ich Dir nicht ihrer inneren Vortrefflichkeit halber in Abſchrift beilege, ſondern weil es für Dich von Intereſſe ſein könnte, mein Urtheil über Grüningen ſchriftlich, ohne von der Nähe deſſelben berauſcht, bezaubert, begeiſtert, beſeligt zu ſein, zu hören.

„»Beſchreibung von Grüningen.

„»Denke Dir den Hauptmann, dieſen jovialiſchen, fidelen, gaſtfreien und Alles, was um ihn herum iſt, heiter und luſtig machenden Mann, der dabei Thätigkeit, Sorgſamkeit, Pünktlichkeit mit Vergnügen und Jubel verbindet, wenn er ſo hereintritt, die Mütze auf die Seite ſchiebt und irgend ein luſtiges Wort hinwirft, oder bei Tiſch auf ein ‚Was wir lieben‘ anſtößt.

„»Denke Dir die Mutter, die Frau mit dem Engelsgeſichte, die einem Stein die tiefſte Ehrerbietung, die zärtlichſte Zuneigung, die wärmſte Anhänglichkeit einzuflößen im Stande wäre, denk' ſie Dir mit den feinſten menſchlichen Gefühlen, mit ihrer Liebe zur Häuslichkeit und der allgemeinen guten und zuvorkommenden Behandlung Aller, die ſie umgeben, mit der mütterlichen Sorgſamkeit für Jeden, für den ſie ſich intereſſirt, und die ſie auch auf eine ſo

ſchöne Weiſe für mich äußert, denke ſie Dir, wenn ſie ſo daſitzt, ihren kleinen Günther auf dem Schooße, und mit einem liebevollen Lächeln ihn anſieht.

„»Denk' Dir die Sophie, das himmliſche Geſchöpf, mit dem großen, Alles anziehenden, eine Welt in ſich faſſenden Blick, mit dem ſie den Liebenden (in Parentheſe Friedrich von Hardenberg) beſeligt, den Unglücklichen aufrichtet, den Böſen niederſchmettert, denk' ſie Dir, die Spadille in dem L'hombre-Spiel von Fritzens Leben, wie ſie mit der bezauberndſten Anmuth in der Stube auf und ab geht und ſich ein Liedchen ſingt.

„»Denk' Dir die anbetungswürdigſte Gutmüthigkeit und Freundlichkeit, die liebenswürdigſte Grazie und die wohlwollendſte Beſcheidenheit, und Du haſt nur ein unvollkommenes Gemälde von den reizenden Zügen Karolinchens. Denk' ſie Dir, wenn ſie ſagt: ‚Das glauben Sie nicht? Ich kann recht böſe ſein!' und nun die Geſchichte von dem Schlüſſel erzählt.

„»Denk' Dir ein Weib im reinſten Jugendglanz, in der makelloſen Schönheitsfülle, aus Roſen und Lilienſchnee gewoben, mit den ſchönſten ſchwarzen Augen, die nur denen der Sophie nachſtehen, und die überdies von Seiten ihres Herzens ſo liebenswerth iſt wie die Mandelsloh, denk' ſie Dir, wie ſie mit ihrem Manne verkehrt und ihn zu nehmen weiß.

„»Denke Dir Dein mir unbekanntes Fritzchen. Prrrrr!! Denke Dir das Götterkind, die Mimmi! und Alles, was in Grüningen lebt, webt und Odem hat! und wenn Du dann nicht fidel wirſt, ſo biſt Du ein Thor. Amen.«"

Erasmus an Fritz.

„Du ſelbſt kannſt kaum eine größere Liebe und Anhänglichkeit für Grüningen fühlen, als ich; ich liebe es ſchon an und für ſich unendlich, aber durch Dich wird es mir noch ungleich lieber, und überdem weißt Du ja, daß Abweſenheit die Liebe nährt. Im Grunde bin ich aber auch immer bei Euch; nur mein alter, träger Leichnam iſt hier, der wie ein bleierner Vogel nicht mit einem Sperling, geſchweige denn mit den Adlerſchwingen meiner Phantaſie fortkam.

„Vor einigen Tagen fiel mir der letzte Nachmittag einmal wieder recht lebhaft ein, wo ich mit der Mutter oben herum, und Ihr mit der Sophie und der Danscour unten herum durch den Garten nach dem Gartenhaus ginget und unterwegs Dein Lieblingsplätzchen beſuchtet; ich ging an's Clavier und ſpielte: ‚Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus', und war vor Freude außer mir, denn alle ſolche dem Anſchein nach unbedeutende Umſtände — zaubern milder

‚Als Abendſonnenblick
Die roſenfarb'nen Bilder
Von Grüningen zurück.'

„Noch mehr wird es mich aber freuen, wenn ich erſt öffentlich an Euch denken kann, denn ich ſpiele nicht gern carte cachée, weil mir dadurch die Gelegenheit genommen wird, Euch öfter zu ſehen, und ich dann auch eher darüber ſprechen und mich laut freuen kann; und Du weißt, daß ich ſtets ein Freund von lautem Jubel war.

„Jetzt muß ich Dir aber noch einiges über Karl ſagen,

was ich Dir gern ſchon in Leipzig geſagt hätte. Die Geſchichte mit der Fritzchen hat den Menſchen entſetzlich mitgenommen. Du kannſt nicht glauben, wie blaß, wie gleichgültig, ja — wiewohl er es nicht eingeſtehen wollte, wie kalt er gegen Grüningen war; denn an alle ſeine Ideen hing ſich mit Schmarotzerpflanzenwurzeln hoffnungsloſe Liebe. Von Deinem Brief war er ganz bezaubert und geſtand mir, über meinen Brief hätte er zwar lachen müſſen und wenn er in den letzten Zügen geweſen wäre, aber Deiner hätte ihn getröſtet. Da hatte er auch nicht Unrecht; aber wahrlich, lieber Fritz, Du hatteſt Unrecht, ihm einen ſolchen Brief zu ſchreiben. Bei einem Menſchen wie Karl, der nach einer ſolchen Ueberſpannung in einen ſo hohen Grad von Abſpannung verfällt, da ſieht man doch deutlich, daß die ſchwache Organiſation ſeines Nervenſyſtems die Grundurſache iſt. Unter dieſen Umſtänden iſt doch wohl eine essentia confortativa roborantissima beſſer und geſünder, wenn ſie auch bitter ſchmeckt und den Arzt zum Hofnarren macht, über den man lacht, als Deine essentia auribus blandiens, die wie Süßholz den Gaumen des Kranken kitzelt und den Arzt zum tröſtenden Freund erhebt. Denn den Menſchen muß man, wie den Kindern gegen ihre Hofmeiſter, nie gegen das Schickſal Recht geben, ſelbſt wenn ſie Recht haben; und den Hofnarren war ja von jeher das Amt, die Wahrheit zu ſagen, verpachtet.

„Ich habe ‚Die unſichtbare Loge‘ jetzt geleſen und ſie wirklich in ihrer Art ſo außerordentlich gefunden, wie Du ſagteſt; indeß geſtehe ich Dir, ob ſie gleich einen außer-

ordentlichen Eindruck auf mich gemacht, so daß ich einige Tage traurig gewesen bin, und ich besonders für einen schwindsüchtigen jungen Menschen, dessen erfreulichste Aussicht das Ende aller seiner Plagen, der Tod ist, kein trostreicheres Büchlein in der Welt wüßte: so finde ich doch, daß es im Ganzen nicht für diese, sondern für die zukünftige Welt und daher im Ganzen nicht für die Menschen, sondern für die Unglücklichen geschrieben ist. Ich bleibe bei meinem Grundsatz und werde ewig dabei bleiben: der Mensch ist schon hier zur Glückseligkeit bestimmt und ist thöricht, wenn er mit allen seinen Hoffnungen aus diesem Leben in's andere marschirt und dort so fest Posto faßt, als wenn hier gar keine Position mehr zu nehmen wäre, hinter welcher man seinen Zeitpunkt abpassen könnte. Nimm mir's nicht übel, aber Dein Brief war in dem Tone geschrieben, als wenn er an einen ‚hohen Menschen' gerichtet wäre — Du erinnerst Dich doch der Definition vom hohen Menschen in der unsichtbaren Loge? —, und wir armen Menschen, bei welchen keine Kunst die Dephlegmation zu bewirken im Stande gewesen ist, können solche superfeinen Speisen nicht vertragen, da wir einmal an unsere grobe irdische Kost gewöhnt sind, und verderben uns leicht den Magen damit. Bedenke das und nimm Deine Maßregeln danach."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, 11. September 1795.

„Deine Wünsche sind die meinigen. Ja, lieber Fritz, Grüningen und Sophie, das Ziel Deiner feurigen Wünsche

und Deiner beneidenswerthen Glückſeligkeit, concentrirt auch alle meine liebſten Hoffnungen; aber wahrlich nicht aus eigennütziger Rückſicht; denn das war nur einmal ein ſchöner Traum und ich baue nicht gern auf das möglichſte Ungefähr und auf die ungewiſſeſten Zukunft-Kartenhäuſer, ſondern blos aus warmer, zärtlicher, unveränderlicher, ewiger Liebe und Freundſchaft für Dich und um des Wunſches willen, zwei ebenſo gute und liebenswürdige als vorzüglich große und edle Menſchen nicht allein glücklich zu ſehen, ſondern ſie wo möglich noch glücklicher zu machen.

„Und was ſollte mir am Ende mehr am Herzen liegen, wofür ſollte ich mich wärmer intereſſiren, als für das Glück meiner liebſten und beſten Freunde, meiner Brüder, das ja auch das meinige ausmacht und ſichert. Wahrlich, ich bin ſehr dabei intereſſirt, wenn ich einmal mein erſtes und einziges Geſchäft, Euch frohe und heitere Tage zu machen, mit Eifer treibe; denn im Grunde arbeite ich für mich ſelbſt. Schon jetzt macht es einen großen Theil meiner Zufriedenheit aus, daß ich Euch zuweilen mit meiner luſtigen Laune zu Hülfe komme und aufheitere, und ſo gewiſſermaßen das vergelten kann, was Ihr ſonſt an mir gethan. Karl'n hab' ich auch wieder in's rechte Gleis geſcherzt, Gott ſei Dank, und wenn er nur erſt bei mir geweſen iſt, ſo ſollen Gram und Leid ihn nicht mehr hetzen.

„Curios iſt es, wenn man die Grüninger Mädchenſorte geſehen hat, daß einem alsdann ſo wenig, ſo blutwenig Mädchen noch intereſſant vorkommen. Für viele, für die man ſonſt in einer zärtlichen Stunde in's tiefſte Waſſer

geſprungen ſein würde, ſpringt man jetzt nicht von dem Schemel. Es fehlen den allermeiſten die edlen ſchönen Formen, auf welche der Stempel der liebenswürdigſten Güte ſo tief und mit ſo unverkennbaren Zügen aufgedrückt iſt, daß man bei den meiſten ihre edlere Beſtimmung verkennt und ihren Werth auf die mehr oder minder erhöhten Reize des gröberen, ſinnlichen Wohlgefallens reducirt. Ueber Grüningen bieten ſich Liebe, Freundſchaft, Eintracht und alle häuslichen Tugenden ſchweſterlich die Hand.

„Ich lebe immer ſo fidel vor mich hin, mit der Gegenwart und meinen Berufsarbeiten beſchäftigt; es ſoll mir nicht ſchwer fallen, einmal etwas Außerordentliches in meinem Fache zu leiſten. Es giebt kein unangebauteres Feld als die Forſtwiſſenſchaft; viel, ſehr viel läßt ſich darin noch thun; freilich hat man auch nirgends ſo viel mit den Leidenſchaften, Vorurtheilen, mit der Dummheit und Unwiſſenheit der Menſchen zu kämpfen wie in dieſem Fache.“

Erasmus an Friedrich.

„Hubertsburg, 18. October 1794.

„Entweder, Fritz, Du biſt krank oder es geht Dir recht wohl! Das Erſte glaube ich nicht, weil Du in der Nähe von Grüningen biſt. Letzteres glaube ich auch deswegen, weil Du in der Nähe von Grüningen biſt. Das weiß der Teufel: Glaube und Unglaube, Wirkung und Urſache, Subject und Prädicat, Anfang und Ende der Welt liegt in dieſem Orte. Allen Ständen hilft das Oertchen auf, ja allen Facultäten. Wer nicht ſieht, daß es uns Dreien, als Repräſentanten des Lehr-, Wehr- und

Nährſtandes auf die Füße geholfen hat, der muß den grauen und ſchwarzen Staar haben; hierüber will ich mich alſo nicht weiter expliciren. In Rückſicht der Facultäten ſo haben wir erſtens in der Theologie alle Drei in corpore anſehnliche Fortſchritte gemacht, denn wir ſind ſolider, humaner, beſcheidener geworden.

„In der Jurisprudenz mußt Du am beſten wiſſen, welche Millionen von Definitionen und Diſtinctionen Du dort gelernt haſt, und wie leicht Dir die Arcana und die Jura Romana geworden ſind.

„In der Philoſophie da haben unſere Alten profitirt, denn ſie zerbrechen ſich die Köpfe, wie es zugegangen ſein müſſe, daß ſo eine Veränderung mit uns vorgegangen ſei; und wenn ſie es nicht ſo erklären können, ſo kriegen ſie noch einmal die Wälzer von Erneſti und Couſins her und ſpioniren in der Lehre von zureichenden Gründen umher, und wenn ſie die nicht finden, ſo denken ſie: ‚Es ſteht geſchrieben: Forſchet in der Schrift, ſo werdet ihr es finden‘, und nehmen wieder die Bibel zur Hand. O, heilige Unwiſſenheit! Forſchet in der Specialkarte des thüringiſchen Kreiſes, ſo werdet Ihr finden die wahren Urſachen und die herrlichſten Gründe. Was aber das Beſte dabei iſt, iſt das, daß ſie keine neuere Exegeten ſind, ſonſt könnten ſie die Stelle: ‚Forſchet in der Schrift‘, ſo auslegen: Brecht die Briefe Eurer Jungen an einander auf und leſt ſie! Und das wär' dumm! recht arg dumm!

„Was die Arzneiwiſſenſchaft anbetrifft, ſo hat es mich gar zum Doctor gemacht, und zwar zum Waſſer-

doctor, denn Karl hat mir nur einen Brief geſchickt, über welchen ſeine Thränen hinweggefloſſen waren wie eine Meeresfluth, und daraus hab' ich gleich die ganze Krankheit geſehen und beurtheilt, es war ein Recidiv eines hitzigen Liebesfeuerfiebers, welches, wie Du wohl wiſſen wirſt, die neueſte Modekrankheit iſt. Ich ſchickte ihm Medicin und in drei Tagen war er wieder geſund, ich hatte eine derbe Portion gegeben und dachte, die Cur würde etwas ſchmerzhaft ſein, denn die Thränen-diluvies waren mit dem Tintenfluidum zuſammengelaufen, und daher hielt ich die Krankheit für größer, als ſie war, es hat ihm aber nichts gethan. Meine Medicin hatte ich (zu Ehren des Gärtners Roggenthin ſei es geſagt) aus dem botaniſchen Garten zu Grüningen genommen und aus den Händen der vier Kräuterweiber, Karoline, Sophie, Fritzchen, Mutter; die ſind eigentlich die Häupter, weil ſie die beſten, praktiſchen Kenntniſſe in der Kräuterkunde beſitzen, ohne die hätte ich nichts ausgerichtet. Ja, ja meine Kräuterweiber, meine Kräuterweiber, das iſt eine Teufelsnation, wenn ich die nicht hätte! O fidelitas, fidelitas! wer Dich nicht kennt, der iſt verloren, wär' beſſer nie geboren.

„Lebe wohl, grüße Alle von mir und ſage nur: ich lebte, webte, wäre nur durch Grüningen und freute mich kindiſch, ſie Alle einmal wiederzuſehen und ihnen zu ſagen, wie ſehr ich mit Leib und Seele, Gut und Blut, Leben und Vermögen der Ihrige wäre, beſonders der guten Mutter."

Wie ſtanden nun aber dieſer Liebe die Grüninger, beſonders Sophie, gegenüber? Nun, es ſind Aeußerungen

genug da, daß die Hardenberg'ſchen Söhne der Familie gar liebe Gäſte waren und daß Sophie für Friedrich wärmere Gefühle hatte. Ein Stückchen Tagebuch von ihr aus dieſer Zeit iſt ſehr bezeichnend für ſie; allerdings erſcheint ſie darin als ein Kind, wie ſie es ja auch den Jahren nach wirklich war.

„Den 6. Januar 1795. Juſtens fuhren hierdurch nach Leipzig. Hardenberg hat ſie begleitet bis — — und dann kam er hierher zurück."

„Mittwoch, den 7ten. Heute früh ritt Hardenberg wieder fort."

„Sonnabend, den 10ten. Hardenberg kam Nachmittags."

„Sonntag, den 11ten fuhren wir nach Sachſenburg; Hardenberg fuhr mit und ich war gar nicht vergnügt."

„Am 1. März war Hardenberg bei uns."

„Den 2ten ging ich früh in die Pfarre. Hardenberg war auch noch da. Die Juſt kam."

„Den 4ten ging ich in die Pfarre, und als ich wieder nach Hauſe kam, war Hardenberg fort."

„7. März. Heute kam ein Bote von der Juſt, Hardenberg kam nicht."

„Freitag, den 13ten. Es war heute Bußtag und Hardenberg war da."

Am 6. März 1796 ſchreibt Karl an Erasmus, daß er am Abend vor ſeinem Ausmarſch in die Campagne Sophien gefragt: „ob ſie noch immer gut über Friedrich dächte?" Sie ſagte: „Kein Gefühl müßte ich haben, wenn ich Ihren Bruder nicht liebte und ſchätzte. Glauben Sie nur getroſt, daß ich Ihren Bruder nie vergeſſen

werde!“ Zugleich ſagt er, daß bis dahin ſelbſt die Mutter und die Danscour in Zweifel über Sophiens Neigung zu Friedrich waren. — Aber auch ein zweiter Freier Sophiens tritt hier hervor. Die Danscour ſoll uns hierüber in ihrer originellen Art berichten.

Mlle. Danscour an Friedrich.

„Grüningen, 22. September 1795.

„Es giebt mehr Schrecken der Natur, Sie ſollen gleich hören, was ich meine, horchen Sie hoch auf und faſſen es recht, was ich da erzählen werde. Heute früh ſitze ich in meiner Stube und trinke mein Täßchen Kaffee ſo recht behaglich, da kommt die gnädige Frau zu mir, ſetzt ſich gegenüber und fragt mich: ‚Ob ich wüßte, daß der junge Herr von Heringen aus Uſtrungen in Klingen ſei?‘ Ich hatte das Uſtrungen verhört und ſagte: ‚So will er wohl Louiſchen von Neuem den Hof machen?‘ ‚Ach bewahre, nicht dieſer, ſondern der aus Uſtrungen.‘ ‚Nun, was will er denn in Klingen?‘ ‚Das will ich Ihnen ſagen, aber es bleibt unter uns: er hat Abſichten auf Sophiechen, er hat gehört, ſie wäre eine ſo gute Wirthin.‘ Indem trat der Vater herein, da brach ſie ab, und ich ging in meine Kammer, um mich zu erholen, denn ich war wie vom Blitz gerührt und fing an bitterlich zu weinen. Nicht lange darnach kommt Sophie in die Kammer, ſie war ſehr erſchrocken über mich und fragte, was mir fehle? ich wollte es ihr nicht ſagen; aber ſie ließ nicht nach, bis ich es ihr geſtanden, und dann tröſtete ſie mich: ‚ſie wollte ihn ſchon nach Hauſe ſchicken, wenn er es ſich einfallen ließe,

um ſie zu werben'. Aber dies kann mich doch nicht beruhigen. — Steindel weiß gewiß, daß Sie Abſichten auf Sophiechen haben, und doch kommt Ihnen da der Schwager in Weg!" — —

„Mittwoch Abends.

„Dem Himmel ſei es gedankt, dieſer für mich ſo erwartungsvolle Tag iſt dahin, und kein Heringsſchwanz, geſchweige ein =Kopf hat ſich noch hier ſehen laſſen! S . . . ſollen es ſich nicht einfallen laſſen, ſich bei Sophie für ihren Herrn Couſin zu verwenden, ſonſt iſt es mit unſerer Freundſchaft aus, ja bei Gott, da fackl' ich nicht lange. — — Die gnädige Frau hat ſich nichts wieder merken laſſen, Sophiechen iſt wohl und vergnügt und lacht mich immer wegen meiner Beſorgniß aus, ſie meint, Heringen könne ja zu Karoline gehen, die ſei ja auch eine gute Wirthin; — ſie weiß nicht, daß ich Ihnen ſchreibe."

Der Sommer 1795 verfloß den Brüdern in ungetrübter Heiterkeit. Im Herbſt aber dieſes Jahres tritt in Friedrich's Weſen ein innerer Kampf hervor, der Erasmus, welcher um dieſe Zeit ſchon oft leidend war, auffiel. Wir laſſen hier einige Briefe der Brüder folgen.

Friedrich an Erasmus.

„Grüningen, den 26. October.

„Da Du weißt, wie lebhaften und mannigfachen Antheil ich an jedem Zug Deines Spieles nehme, ſo kannſt

Du denken, daß es mir nicht gleichgültig war, Dich in Leipzig wieder leidend zu ſehen. Du ſcheinſt mir — eben erhalte ich Deinen Brief von Tennſtedt nachgeſchickt — Du glaubſt nicht, wie ich mich freue, der Brief iſt allerliebſt. Die Mutter und Alle haben die herzlichſte Freude darüber. Sie wünſchen Dich des Tags tauſendmal her; Du biſt nirgends mehr geliebt und geachtet als in dieſem lieben Hauſe. Man weiß noch jede Kleinigkeit von Dir. Wie herzlich freue ich mich, wenn Dies oder Jenes ſich einer Miene oder Stellung von Dir erinnert, und dann Dein liebes Bild ſo lebhaft wird und die ganze ehemalige frohe Scene noch einmal genoſſen wird.

„Doch ich fahre fort, wo ich ſtehen blieb. Ich wollte ſagen: Du ſcheinſt mir für eine intenſiv ſehr bedeutende Rolle beſtimmt. Die vielfachen Uebungen Deiner Dulderkraft müſſen Dir eine gewiſſe Feſtigkeit, Ergebung und Gewandtheit, Deinem Herzen eine Weichheit und Delicateſſe, Deinen Organen eine Reizbarkeit geben, die Dich zu der tiefſten Auffaſſung und Bildung menſchlicher Schickſale, zu der ſeltenſten Behandlung tief gelegener Eigenſchaften der Außenwelt fähig macht. Vernachläſſige nur Bildung Deines Kopfes nicht, und ſei eiferſüchtig auf Deine Selbſtſtändigkeit. Die Intelligenz muß immer oben ſein. Unſere Familie iſt nicht unglücklich. Wir brauchen nicht zaghaft zu ſein. Zaghaftigkeit könnte am Erſten eine Superiorität des üblen Zufalles bewirken. — Das Glück hat ſeine Methode — ſie iſt freilich am ſchwerſten zu überſehen; aber thätiger Wille iſt doch ſchon die halbe Mühe und die ganze Hoffnung.

„So lange der alte Gott im Himmel lebt, ſo lange müſſen wir kindiſch froh ſein. Wie ruhig und ſtill hoffend ich jetzt werde, kann ich Dir nicht ſagen. Es kann mir jetzt Vieles, ſehr Vieles ſchief gehen und ich bleibe doch gelaſſen. Zuweilen wird wohl dieſer Zuſtand von Mißmuth unterbrochen — aber es iſt ein flüchtiges Uebel. Ich hoffe Euch und mich noch recht glücklich zu ſehen. Nur Geduld und friſcher Muth. Schreib mir bald wieder. Deine Briefe ſind mir Panacée. Du haſt Dich gewaltig ſchnell ausgebildet.

Dein Bruder
nach Jahrtauſenden noch
Friedrich.“

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, 10. November 1795.

„Die Freude über Deinen Brief machte mich ſtumm. Daß unſere Liebe zu einander das Einzige iſt, was mich ſo unausſprechlich glücklich macht, das wurde mir in jenem Augenblick klar und ſo fühlbar, daß ich hätte niederknieen und anbeten mögen vor dem großen ſchaffenden Geiſte, der die wärmſte, zärtlichſte Liebe zu den Menſchen zur Grundlage meines Charakters machte.“

Fritz an Erasmus.

„Du ſchreibſt mir ſo angenehme, con amore geſchriebene Briefe und ich antworte gewöhnlich mit einigen Lauten. Es könnte Indifferentismus oder gar Geringſchätzung ſcheinen, aber erwäge: erſtens daß ich nicht gar zu oft völlig frei

bin, um mich ohne Zwang und zuſammenhängend auf's Schreiben einlaſſen zu können. Zweitens aber, wieviel Anſprüche an dieſe freien Stunden formirt werden. Dem liebſten Gläubiger kann man nicht immer die erſte Hypothek geben. Ich habe ungefähr drei Stunden des Tags frei, d. i. wo ich für mich zu arbeiten im Stande bin. Dringende Vorbereitungsſtudien auf mein künftiges Leben, weſentliche Lücken meiner Kenntniſſe und nothwendige Uebungen meiner Denkkräfte überhaupt nehmen mir dieſe Stunden größtentheils weg. Ich weiß, Du forderſt nicht ihre Hintanſetzung. Doch ich weiß, Du kennſt mich ohnehin zu gut, und weißt, wie innig mit meinem ganzen Ich die Freundſchaft für Dich verwebt iſt, als daß Du aus ſolchen zweideutigen Beweiſen etwas Bewieſenes machen ſollteſt.

„Dein letzter Brief war wieder deliciös. Er hat doppelten Reiz für mich. Er unterhält mich und giebt mir Stoff zum Nachdenken. Ich ſtimme Deinen Bemerkungen über Schwärmerei ganz bei und will nur beiläufig bemerken, daß ich Karl aus Grundſatz in eine unbekannte Höhe gehoben, und daß ich Deine eignen Bemerkungen auf Dich ſelbſt wegen Grüningen anwenden möchte. Du mußt Dir Grüningen nicht zur fixen Idee machen. Es ſollte mir für Dich und Grüningen leid thun, wenn einſt ein plötzlicher Uebergang erfolgen ſollte, und dieſem iſt der leidenſchaftliche Verehrer von ſeinem Gefühl leicht ausgeſetzt. Die Leute liebe ich wie mich und Euch, aber es ſind Menſchen, und bei einem ſo langen Aufenthalt daſelbſt, wie ich ihn gemacht habe, würde Dir der ſchmutzige Revers gewiß nicht entgehen. Ich habe ihn

gefunden und bin nach wie vor für Grüningen geſinnt. Ich ſah es aber a priori vorher und bereitete mich vor. So ward ich nicht überraſcht und mein Gefühl erhielt kein dementi. Ich werde Grüningen ewig lieben, und wenn ich nie meine jetzige Hoffnung erreichte. Wenn nicht einzelne kranke Stunden kommen, ſo bin ich feſt verſichert, daß mich ihr Scheitern nicht in meinen Grundfeſten erſchüttert, ſondern ich in meinem alten Gleichgewicht bleibe. Sind denn nicht genug Möglichkeiten dieſer Ereigniſſe vorhanden? O ich verberge ſie mir nicht, ich muß mich mit ihnen eingewöhnen — denn ſind wir nicht unterm Monde, wo unſer Wille nicht immer cauſaler Imperativ in der Zeitwelt unmittelbar iſt?

„Für die Menſchen zu leben und Gutes zu thun, wo ich kann — dieſe himmliſche Rolle bleibt mir immer gewiß, und wünſche mir Glück, daß ich tagtäglich mehr Sinn dafür bekomme. — Hoffentlich werde ich ein Mann — ſicher werdet Ihr es! — Sind wir bei dieſen Ausſichten unglücklich? — O, wenn wir uns einſt mit dieſem Bewußtſein erfüllter, innerer Beſtimmung umarmen, werden wir dann unglücklich ſein, wird dieſes ſchöne Reſumé eines Augenblicks uns nicht allenfalls für mißglückte Beſitznehmung einer Sophie entſchädigen? und das wachſende Gefühl, ſie verdient zu haben, das ſchwindende Gefühl eines imaginären Verluſtes nicht aufwiegen? — Mein Schickſal iſt das Eurige. Unſere Begebenheiten ſind in ein ſchönes Ganze verflochten. Der Familiengeiſt verſchmilzt dies Mannigfaltige in eine Einheit. Einer wie Alle, und Alle wie Einer. Ich vermuthe, daß es ſich wie die meiſten natürlichen

Romane in einer Kinderſtube ſchließen und der Vorhang über einem Brautbette zufallen wird. Doch dies sub rosa. Man darf nicht vor der Zeit plaudern, um den Spaß nicht zu verderben. Was ſind Jahre voll Beſchäftigung gegen Gefühle einer Ewigkeit?

„Ich bitte Dich in meinem und der Meinigen Namen, friſch und munter zu bleiben, gute Laune zu behalten und ſo zu ſein, als wärſt Du ſelbſt in Dich gefahren!“

Erasmus an Friedrich.

„Wernsdorf, 19. November 1795.

„Nicht immer kann man den Menſchen nach dem, was er ſagt, beurtheilen, und öfters muß man dies nach den Umſtänden thun, unter welchen er es ſagte, und nach den Veranlaſſungen, welche ihn vielleicht dazu bewogen, wenn man ihn nicht im Gegentheil ungerecht verdammen will. Die Wahrheit dieſes Satzes beſtätigt die Vermuthung, die Du in Deinem letzten Briefe ausſprichſt, als hätte ich mir Grüningen zur fixen Idee gemacht. Wie Du dazu kamſt, darüber giebt mir mein vorletzter Brief an Dich vollſtändigen Aufſchluß; denn wenn Du dieſen als eine vollſtändige geiſtige Definition meiner Liebe zu Grüningen genommen haſt, ſo konnteſt Du nicht anders urtheilen; aber daß er dies nicht war, davon wirſt Du überzeugt ſein, wenn Du das Folgende geleſen haſt.

„An einem ſehr launenvollen Tage (ich war unwohl und es bedurfte nur eines Stoßes von außen, um eine völlige Exploſion der Mißtöne, die in meinem Innern ruhten, hervorzubringen), ergriff mich plötzlich das Gefühl

von meiner hieſigen, in Rückſicht der Geiſtes- und Herzens-Armuth ſo unangenehmen Lage, im Verein mit der ſeligen Rückerinnerung an die froh verlebten Stunden in Grüningen, und dieſer unendliche Contraſt wirkte gewaltſam auf meine Imagination, und ſo wurde dieſer Tag die Geburtsſtunde jenes Briefs, welcher, da die Saiten meiner Seele auf's Höchſte geſpannt, und die Reſonanz der Empfindung Grüning'ſche Arbeit war, natürlich nichts anderes als einen übertriebenen Panegyricus Grüningens enthalten konnte.

„Ich bin aber auch einmal ein liebendes Weſen, mit meinem Hange zum Optimismus möchte ich öfters die ganze Welt umarmen und lieben; und der Enthuſiasmus für ſolche Menſchen, dächt' ich, wäre doch natürlich. Du wirſt mir einwerfen, eben weil ſie ſo gut ſind, wünſcheſt Du nicht, daß ich ſie ſo enthuſiaſtiſch verehre, damit nicht, wenn ich einmal fände, daß ſie ſtatt ‚Heiligen' ‚Menſchen' wären, meine Liebe auf einmal verlöſchte. Ich antworte Dir aber: dieſer Enthuſiasmus iſt überhaupt nur augenblicklich, und ich ſuche täglich meinem Optimismus darin ſeine Force zu geben, daß er auch bei ſchwächern Menſchen ihre Vorzüge und guten Seiten aufſucht und liebt. In dieſem Lichte ſehe ich auch Grüningen nur als den neologiſchen Himmel an, in welchem man noch viele Unvollkommenheiten trifft, nicht als den orthodoxen, welcher das höchſte Sinnbild der Vollkommenheit ſein ſoll.

„Aber ſo willkommen mir ſolche Belehrung von Dir iſt, deſſen Geiſtesſuperiorität ich noch lieber als bei irgend einem Andern anerkenne, ſo kann ich Dir doch nicht bergen

wie dieſe freundſchaftliche Erinnerung ein bei mir ſchon ſeit einiger Zeit rege gewordenes Bedenken gegen Dich vergrößert hat. Schon eine feine Weile bemerke ich in Deinen Briefen ein gewiſſes Uebelbehagen und eine Unzufriedenheit mit Deiner ungewiſſen Lage. Freilich war dies nur verſteckt, ſo daß Du es beinahe Dir ſelber verbergen zu wollen ſchienſt; aber ein Freund, dem ſchon ſeit einer Reihe Jahren Deine Liebe, Dein Vertrauen das Vorrecht gab, tiefer in die Geheimniſſe Deines Herzens zu blicken, mußte hindurchſchauen und etwas Beſonderes darin finden, worin ein Dritter vielleicht nicht einmal Etwas geſucht hätte. Ich ſchwieg und hielt es für leichte Launenſchauer, und glaubte, daß man ſich durch Examina über jede Kleinigkeit leicht ein inquiſitoriſches, beichtväterliches Anſehen geben kann, welches, ohne Zutrauen zu wecken, im Gegentheil die Inſichverſchließung vermehrt. Aber mit Deinem letzten Schreiben wuchſen die Beſorgniſſe ſo, daß ich nicht länger ſchweigen kann. Selbſt in Deinem vorletzten Briefe hatteſt Du wenigſtens noch einen Scheinmuth, wenn Du ſagteſt: ‚Zaghaftigkeit könnte am erſten eine Superiorität des üblen Zufalls bewirken. Das Glück hat ſeine Methode. Sie iſt freilich am ſchwerſten zu überſehen, aber thätiger Wille iſt doch ſchon die halbe Mühe und die ganze Hoffnung!‘ — Aber in dem letzten Briefe ſehe ich trotz des blendenden Exterieurs von Standhaftigkeit und Gleichmuth, wenn anders jene Reſignation und ſtille Gelaſſenheit nicht erkünſtelt und nur als beſänftigendes Mittel einer aufbrauſenden Leidenſchaft entgegengeſetzt iſt, nichts als Muthloſigkeit und Stumpfheit des Geiſtes, der ſich nicht mit männlicher Kraft die

ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe zu beſiegen getraut. Denn wie reimt ſich der ſoeben angeführte Satz ‚Zaghaftigkeit könnte‘ ꝛc. mit dem Folgenden: ‚Sind wir nicht unter dem Monde, wo unſer Wille nicht immer cauſaler Imperativ in der Zeitwelt unmittelbar iſt‘? So reimt ſich auch Chriſtus mit Belial! Der Erſte voll feſten Vertrauens auf das Schickſal und voll kraftmänniſchen Muthes! Der Zweite *inſpirirt vom Geiſte der Zweifelſucht, einer Schweſter der Zaghaftigkeit.* —

„Ich weiß zwar wohl, daß auch Deine *journalieuſe Weſenhaftigkeit*, die ich mit Dir gemein habe, daran Schuld ſein kann. Die Sache ſchien mir aber für Dein Beſtes zu wichtig, als daß ich mich nicht mit Dir ausführlich hätte verſtändigen ſollen. Bei einem Menſchen von vollendeter Zartheit und Feinheit des Gefühls, der mit einer blühenden, feurigen Phantaſie große Talente und die edelſte, erhabenſte Ausbildung der mit einem allumfaſſenden Geiſte das liebevollſte, wärmſte Herz verbindet, und deſſen liebenswürdigem Charakter nichts fehlt als dann und wann Menſchen, die ihn zu ſchätzen wiſſen; bei einem Solchen nun, ſage ich, iſt eine ſolche Reſignation möglich, aber nicht natürlich; ſie muß durch Leiden, ſie ſeien von welcher Art ſie wollen, erzwungen werden. Und weſſen Buſen könnteſt Du dieſe in der Welt ſicherer anvertrauen, als dem meinigen? Ich will aber deswegen nicht indiscret ſein, lieber Bruder; ſind es Leiden, die ihren Sitz tiefer in der Seele haben, und wär' es Dir unangenehm, mich damit bekannt zu machen, ſo habe ich um nichts gebeten. Iſt es aber vielleicht körperliche Schwäche, ſo faſſe Muth, plage Dich nicht

mit unwahrſcheinlichen Möglichkeiten, ſondern beſchäftige Deine Seele mit wahrſcheinlicheren, angenehmeren Gewißheiten. Ich kann mir wohl denken, daß Dich Deine bevorſtehende Trennung traurig und mißmuthig macht, aber blicke über dies Hügelchen Unannehmlichkeit in die unbegrenzte Ausſicht der fruchtbarſten Auen der Zukunft, wo Dein Auge ſich in dem blauen Aether verliert. Denke Dir doch den Unterſchied, den ein paar Jahre oft zu unſerm Vortheil machen.

‚Die ſind ſicher vor des Schickſals Neide,
Denen holde Jugendlieb' und Freude
Und ein ſtolzes Herz im Buſen klopft.
Ihre Seufzer gingen nie verloren,
Ihren frommen Bitten hat die Ohren
Nie ſich die Vergelterin verſtopft.
Eh' noch wenig kurze Jahre ſchwinden
Werden wir vereint uns wiederfinden
Unter einem helleren Geſtirn.
Unſre Sprache wird uns dann nicht ärmer,
Unſre Herzen ſchlagen dann noch wärmer,
Höh're Glut umflieget unſre Stirn!'

So ſangſt Du einſt ſelbſt, und jetzt kann ich es auch auf Dich anwenden. Bedenke immer, daß, wenn das Mädchen Dich liebt, wenn der Vater in jener Entſcheidungsſtunde in ſo ermunterndem Tone zu Dir ſagen konnte: ‚Wer kein Herz hat, hat auch keine Courage!' wenn die Mutter Dich ſo liebt, wie ſie Dich liebt, und alles, was zum Hauſe gehört, Dir zugethan iſt: daß dann kein Ding unmöglich iſt.

„Schone nur Deine Geſundheit und vergiß nicht, daß Du Brüder haſt, die äußerſten Falles Leib und Leben für Dein Glück wagen würden. Ich meines Theils verſpreche Dir, ſo zu ſein, als wäre ich mit Haut und Haar in mich gefahren.

‚O, laß uns nie die Lilie zerknicken,
Die lieblich uns im Thal der Hoffnung winkt!
Der Glückliche, der ihren Balſam trinkt,
Wird ungeſchreckt das kühle Grab erblicken,
In das für ihn ein Lichtſtrahl niederſinkt.
Ein höh'res Ideal wird ſeinen Geiſt entzücken,
Und wo ſich Anderen der Tod als Schreckbild malt,
Sieht er ein Götterkind vom Sonnenglanz umſtrahlt.'"

Dieſe Briefe deuten unverkennbar auf innere Kämpfe bei Friedrich; daß es ſchon jetzt religiöſe geweſen, dafür findet ſich gar kein Anhalt. Von Kühn'ſcher Seite ſah er deutlich, daß ihm keine Schwierigkeiten erhoben werden würden, ſich mit Sophien zu verloben; ſeinen Vater kannte er genug, um zu wiſſen, daß, wenn er auch vielleicht nicht zufrieden mit dieſer Verlobung wäre, er doch nimmermehr einen wenn auch nur moraliſchen Zwang gegen den Sohn ausüben würde; alſo möchte man faſt ſchließen, daß ihm doch, trotzdem er verliebt in das Mädchen war, ſein feiner, ſcharfer Verſtand die innere Ungleichartigkeit zwiſchen der Sophie, die ſeine Phantaſie mit allen Blüthen des Geiſtes und einer der ſeinen ebenbürtigen Bildung ſchmückte, und der realen Sophie zeigte. Wer weiß, wenn ſie geſund geblieben wäre, ob ſich nicht ſein Herz wieder von ihr gelöſt, wenn er vielleicht ſpäter noch deutlicher erkannt,

daß der ſchönen Form der geiſtige Inhalt nicht völlig entſprach. — Da wird ſie tödtlich krank, mehrere Tage ſchwebt ſie in Lebensgefahr. Und wie es dem Menſchen häufig geſchieht, daß ihm erſt der drohende Verluſt zeigt, wie werthvoll der Beſitz iſt, ſo auch hier. Die Gefahr ihres Todes feſſelt ihn von Neuem an ſie; und die Art, wie ſie von nun an mit einer Kraft über ihre Jahre in ihrem Leiden duldend und edel erſcheint, knüpft das Band durch das Gefühl der Bewunderung feſt und unzerreißbar.

Fritz an Karl.

„Elyſium, den 20. November 1795.

„Wie nahe uns oft der Verluſt unſeres ganzen Glücks, wie gefährlich daher jede Speculation auf ungeſtörtes Glück, und wie dauerhafte Ruhe nur durch Erhebung der Seele über alle Streiche des Schickſals, durch Losreißung von Allem, was unter der Macht des Zufalls ſteht, möglich iſt: davon bin ich in dieſen Tagen auf's Neue lebhaft überzeugt worden. — Zu Anfang voriger Woche war bei uns Beſuch. Wir waren ſehr erfreut und ich überließ mich nachher der ſorgenloſeſten Ruhe. Vorigen Dienſtag war der Termin der Rechnungsabgabe angeſetzt. Es war der Jahrestag meiner Bekanntſchaft (der 17. November 1794). Den Sonnabend vorher ging ich ruhig Mittags nach Hauſe; und als Chriſtian mir mit dem Kaffee die Nachricht brachte, es ſei ein Bote da und die Sophie wäre krank, ſelbſt da erſchrak ich noch nicht ſonderlich, eilte jedoch in's Amt und erfuhr da von der Juſt, daß der Hofrath Ebhard von Sondershauſen geholt worden ſei. Ohne mich weiter zu

erkundigen, lief ich zur Stadt hinaus. Ich trat in's Haus und fand Alles bestürzt; Ebhard declarirte sie für eine gefährliche Patientin. Die Leber war stark entzündet, die heftigsten Schmerzen, seit dem Montag (9. November) schlaflose Nächte, brennendes Fieber, — schon war ihr zweimal zur Ader gelassen. Sie war sehr matt, konnte sich nicht rühren, aber heiter und gelassen. Weiter will ich Dir Nichts erzählen. Jetzt, den Freitag, da ich Dir schreibe, ist alle Gefahr vorüber, der Appetit stellt sich wieder ein, die Besserung ist im vollen Gang. Urtheile, was wir Alle empfunden haben. Jetzt bin ich wieder vergnügt und bitte Dich, den Brief sogleich an Erasmus zu schicken; mündlich und schriftlich von diesen Wochen mehr."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, den 26. November 1795.

„Wie unendlich habe ich mich gefreut, daß die Gefahr vorüber ist! Wenn ich je mit der Vorsehung gezürnt hätte, ich glaube, dieses Mal hätte mich der Schmerz dazu gebracht. Aber siehe nun einen neuen Beweis, daß uns der Himmel liebt und unsere Actien nicht, wie es hier der Fall gewesen wäre, bis auf minus Null sinken läßt. Ohnmöglich konnte er ein Meisterstück seiner Schöpfung aus dem innigsten, fest verwebtesten Bunde der Freundschaft herausreißen, ohne zwei Ungerechtigkeiten gegen die Menschen auf einmal zu begehen. Er, der große Vater des Weltalls, ist ja der Urquell der Liebe und Freundschaft; und ungern nur zerreißt er das Band, das die Herzen seiner Kinder so eng verbindet, und ruft das Eine aus den Armen

des Andern in ſeinen Schooß zurück. O, lieber Fritz, auch Dich und Deine Sophie und die ganze Familie liebt er gewiß mit warmer Zärtlichkeit; das kannſt Du nun mehr als je und zwar ohne Zeichen und Wunder ſehen. Ich habe ihm das feurigſte Dankgebet gezollt, das je aus einem von ſeiner unendlichen Liebe vollen Herzen gefloſſen iſt. Wenn ich an Ahnungen glaubte, ſo müßte ich diesmal eine gehabt haben. Gerade zu der Zeit, wo Sophie ſo krank geweſen iſt, war ich in einer fürchterlichen Unruhe euretwegen; es war mir aber immer mehr, als ob Karl Etwas zugeſtoßen wäre, bis ich Deinen Brief von ihm erhielt; nun war mir Alles aufgeklärt. Wenn man mit dem Tode handeln könnte, ich hätte mich ihm lieber angeboten, als Dir dies Mädchen entriſſen zu ſehen. Am Ende wären auch ſo ein paar Lebensjahre um ſolch einen Preis kein übertheures Opfer geweſen; und ich hätte das himmliſche Bewußtſein mit hinweggenommen, noch wenigſtens mit meinem Tode etwas Göttliches gethan zu haben."

Sophiens Geſundheit beſſerte ſich ſcheinbar; und in Grüningen ging das Leben ſeinen gewohnten Gang, wie ein Brief von Roggenthin an Friedrich bezeugt.

„Grüningen, 10. Februar 1796.

„Bei uns geht es auf die nämliche alte Leier noch ſo fort, wie es bei Ihrem Abgang gegangen iſt. Um Ihnen aber ausführliche Nachricht zu geben, ſo hören Sie; es ſoll von Stück zu Stück gehen. Die Frau Alte ißt, trinkt, ſchläft, ſtrickt, zankt, iſt aber übrigens gutes Muthes! Caro-

linchen, die Haushälterin, ſpringt in die Vorrathskammer, von da in die Küche, von da in den Keller, von da wieder auf die Zinne des Tempels (denn ſo geſchwind als ſie ſich erniedrigt, ſo geſchwind erhöht ſie ſich auch wieder); Sie wiſſen es wohl, bei ihr geht Alles in Galopp, hat ſchrecklich viele Igel zu bürſten, tritt nach geſchehener Arbeit an's Clavier und ſpielt und ſingt nach Herzensluſt. Nun kommt es an Monſieur Georgen. Dieſer ſitzt in Gotha, der Himmel weiß, was ihn da gefeſſelt hält; ich kann nicht ſagen, wann ich ſein holdes Angeſicht wieder erblicke. Sophie tanzt, ſpringt, ſingt, fährt nach Greußen zum Jahrmarkt; ißt und trinkt geſund, ſchläft wie ein kleines Murmelthier, geht gerade wie eine Tanne, iſt munter und luſtig, hat Molken und Arznei und alles abgedankt, muß noch zweimal baden und iſt übrigens geſund wie ein Fiſch im Waſſer. Hans geht zu ſeinem großen Leidweſen in die Schule, reitet auf den Böcken, und macht übrigens wie gewöhnlich dummes Zeug. Jette tritt Hanſen nicht übel bei, und wenn ſie bei Laune iſt, ſticht ſie der Tollwurm oft. Fritz wird von Hanſen in allen Schelmereien unterrichtet und geht ſeinen Gang gerade fort. Mimi iſt noch immer der Affe vom Hauſe und macht immer närriſch Zeug. Günther hat Huſten, iſt aber am Tage munter und luſtig; nur des Nachts hat er oft Unterredungen mit meiner Frau, welches denn freilich der Frau Alten vielmals nicht behagt, doch läßt ſie es ſich gefallen. Nun wollen Sie auch wohl wiſſen, was das franzöſiſche Geſichte macht; gleich will ich dienen. Dieſe ſitzt und arbeitet mit großem Fleiß an Etwas. Die Neugierde, die bei Ihnen aufſteigt, ſeh' ich ſehr deut-

lich im Geiſte; aber, lieber Freund, Sie erfahren weiter Nichts als ein Etwas; die Zukunft wird Sie eines Weiteren belehren. Uebrigens geht ſie noch immer ihren Schlendrian fort, ißt, ſchläft, correſpondirt fleißig mit jungen Herren und wartet der Dinge, die da kommen werden. Was nun meine Wenigkeit betrifft, ſo bin ich geſund, eſſe, ſchlafe, ſorge, werde geſchoren wie ein jeder Hauswirth und laſſe den Vater walten."

Hardenberg war im Februar nach Weißenfels zurückgegangen, um bei den churſächſiſchen Salinen einzutreten und um hierdurch ſchneller dazu zu gelangen, ſich einen eignen Heerd zu gründen und endlich offen um Sophiens Hand zu werben.

Kurz vor ſeinem Abgang von Tennſtedt ließ er ſich von dem berühmten Chemiker Wiegleb in Langenſalza in dem Theile der Chemie, der ihm beſonders nöthig war, der Halurgie, unterrichten.

Zehn, zwölf Tage waren es, in denen er den ganzen Unterricht gefaßt hatte; und Wiegleb, der gewiß in ſeinem Fache ein competenter Richter war, nannte Hardenberg's Namen ſtets mit Ehrerbietung.

Im Februar 1796 trat der Letztere ſein Noviziat auf den Salinen an. Bei der Direction waren außer ſeinem Vater noch die Bergräthe Heun und Senf angeſtellt, von denen jeder in ſeinem Fache ausgezeichnet war. Von Allen ſuchte Friedrich zu lernen. Er ſtudirte auch nach dem Willen ſeines Vaters die Kleinigkeiten und Eigenheiten, die in jeder Saline beſondere Aufmerkſamkeit verdienen.

Das Verhältniß mit dem Vater geſtaltete ſich hier freundlich, da dieſer bald erkannte, daß Friedrich ſeinen Geſchäften mit Ernſt und Eifer oblag.

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Dürrenberg, 8. Juli 1796.

„Aus meinen alten Verbindungen bin ich ganz heraus. Julchen hat geheirathet! betrachte dies Capitel wie abgethan in meinem Leben. Mein Schickſal hat einen großen Epichronismus gemacht. So bald hätteſt Du Dir dem natürlichen Lauf der Dinge nach die Löſung dieſes Charakterzuges nicht erwartet. Mich hat es am meiſten überraſcht. Seit $^{7}/_{4}$ Jahren bin ich einer und derſelbe im Weſentlichen, denn ich bin ſo lange fixirt und kurz und gut ſeit $^{5}/_{4}$ Jahren verſprochen. Jetzt in dieſer Stunde betheure ich, daß ich wie in der erſten Stunde denke, und womöglich ernſter, zärter, feſter und wärmer bin. Mehr mündlich. Mein Lieblingsſtudium heißt im Grunde wie meine Braut: Sophie heißt ſie — Philoſophie iſt die Seele meines Lebens, und der Schlüſſel zu meinem eigenſten Selbſt. Seit jener Bekanntſchaft bin ich auch mit dieſem Studio ganz amalgamirt. Du wirſt mich prüfen. Glaube aber nicht, daß ich wie ſonſt, leidenſchaftlich blos Eins verfolge und nicht vor meine Füße ſehe. Mein Vater iſt zufrieden mit meinem Fleiß und ich kann nicht über Langeweile bei andern Beſchäftigungen klagen. Ich fühle in Allem immer mehr die erhabenen Glieder eines wunderbaren Ganzen, in das ich hinein wachſen, das zur Fülle meines Ichs werden ſoll; und muß ich nicht gern Alles leiden, da ich liebe und

mehr liebe als die ſpannenlange Geſtalt im Raume und länger liebe, als die Schwingung der Lebensſaite währt? Spinoza und Zinzendorf haben ſie erforſcht — die unendliche Idee der Liebe und geahndet die Methode, ſich für ſie und ſie für ſich zu realiſiren auf dieſem Staubfaden. Schade, daß ich in Fichte noch nichts von dieſer Ausſicht ſehe, nichts von dieſem Schöpfungs-Athem fühle; aber er iſt nahe daran — er muß in ihren Zauberkreis treten, wenn ihm nicht ſein früheres Leben den Staub von den Flügeln gewiſcht hat."

Friedrich bittet den Vater in dieſem Frühjahr, Ende Mai oder Anfang Juni, um ſeine Einwilligung zu ſeiner Verlobung mit Sophie.

Fritz an ſeinen Vater.

„Nicht ohne heftige Beunruhigung wage ich einen lange gefürchteten Schritt. Längſt ſchon würde ich ihn gethan haben, wenn nicht mehrere ungünſtige Umſtände ſich dagegen vereinigt hätten. Alle meine Hoffnung beruht auf Deiner Freundſchaft und Theilnahme. Es iſt nichts Unrechtes, was mir auf dem Herzen liegt, aber etwas, worüber Eltern und Kinder ſo oft nicht übereinſtimmen. Sehr viele Stimmen in meinem Herzen ſagen mir zwar Troſt und Beruhigung zu; aber je mehr auf dem Spiele ſteht, deſto ängſtlicher ſieht man dem Zeitpunkte der Entſcheidung entgegen. Ich weiß, daß Du ganz herablaſſender Freund Deiner Kinder ſein willſt, — aber Du biſt Vater, und oft widerſpricht ſelbſt die väterliche Liebe der Neigung des

Sohnes. Sobald ich mich zuſammennähme, ſo verſchwände freilich dieſe Beſorgniß meiſtentheils, und nur dann würde mir Deine Liebe entgegenſtehen, wenn ich weder Verſtand noch Herz zu Rathe ziehen wollte, und den Abgrund meines eigenen Glückes graben. Dies iſt hier aber wohl nicht der Fall.

„Ich habe ein Mädchen gewählt, ſie hat wenig Vermögen. Es iſt ein Fräulein von Kühn. Ihre Eltern, von denen nur die Mutter die rechte iſt, wohnen in Grüningen, einem Gute bei Weißenſee. Abgerechnet meine Verhältniſſe, ſo würde auch ihre Jugend einen nahen Heirathsplan unthunlich machen. Ueber ihren perſönlichen Werth ziemt es mir nicht, ein entſcheidendes Urtheil zu fällen; und ich muß mich für jetzt begnügen, theils die allgemeine Stimme ihrer näheren Bekannten, theils die vorzüglichen Urtheile unpartheiiſcher Männer für ſie anzuführen, theils auf eigene Prüfung im Ganzen zu provociren. Ich habe ſie bei einer Expedition in ihrem väterlichen Hauſe kennen lernen. Sehr langer, ſehr aufmerkſamer Umgang mit dieſer Familie befeſtigte meine Wahl. Lange blieb mir zweifelhaft, ob Sophie meine Neigung erwiderte, ohnerachtet ich das Zutrauen und die Freundſchaft der ganzen Familie genoß. Doch glaube ich jetzt derſelben verſichert zu ſein, beſonders wenn Deine Einwilligung Sophiens Beſorgniſſen ein Ende macht. So feſt ſie an ihren Eltern hängt, ſo feſt wü[illegible] ſie mich an den meinigen hängen zu ſehen, und würde [illegible] gewiſſe Ueberzeugung Deines Beifalls ſich ſicher nicht [illegible] drücklich für mich entſcheiden.

„Längſt ſchon würde ich Deine Einwilligung, [illegible]

Zutrauen geſucht haben; aber ſeit Anfang November iſt Sophie gefährlich krank geweſen; ein paar Mal war faſt alle Hoffnung geſchwunden, und noch jetzt ſiecht ſie und erholt ſich nur langſam. Du kannſt ſie mir jetzt zum zweiten Mal ſchenken und mir damit meine Ruhe wiedergeben, die ſich ſeit langer Zeit aus meiner Seele verlor. Die Ausführung des Planes ſteht noch zu weit ab, als daß ich ein Wort darüber verlieren ſollte. Möglichkeiten ſehe ich — ich überlaſſe ſie der gütigſten Hand auszubilden, und thue nur meinerſeits das, was ich durch Fleiß, Treue und Wirthlichkeit dazu thun kann. Auf dieſem Wege hoffe ich meinen Lieblingswunſch am erſten erfüllt zu ſehen. Mündlich mehr. Ich erwarte nur Liebe von Dir. Es hängt von Dir ab, dieſe Periode zur glücklichſten meines Lebens zu machen. Dann habe ich Dir, außer Leben und Erziehung, auch noch das zu danken, was dem Leben einen ſo einzigen Reiz in ſeiner Art giebt. Ich leugne es nicht, meine Liebe und meine Dankbarkeit gegen Dich werden noch zunehmen. Es iſt wahr, mein Wirkungskreis wird durch dieſe Parthie äußerlich eingeſchränkt; aber ich rechne für die Zukunft ein wenig auf meinen Kopf und meinen Ehrgeiz — und für die erſte Zeit auf Sophiens Verſtand und ihre gute Wirthſchaft. Sie iſt nicht groß erzogen und wird mit Wenigem zufrieden ſein; ich bedarf nur, was ſie bedarf. Ich weiß gewiß, unſer gemeinſchaftliches Leben gewinnt an Zufriedenheit unendlich, denn ich bin Deiner Freundſchaft auf ewig verſichert. Wie werden ſich meine älteren Geſchwiſter freuen, die ſo theilnehmend an der Ruhe meines Lebens hängen. Gott ſegne dieſe ſo wichtige, ſo

ängſtlich durchharrte Stunde. Was Du meinſt, wird gut ſein; aber freuen kann mich nur Deine freundliche, einwilligende Vaterſtimme.“

Der Vater willigte ein. Anfangs gab er ſeine Zuſtimmung allerdings ungern, da ſein Sohn noch keine feſte Lebensſtellung hatte, und deſſen Braut ohne Vermögen war. Als er aber ſpäter Letztere perſönlich kennen lernte, nahm die Schönheit und Liebenswürdigkeit derſelben ihn ganz für ſie ein, und die Mutter Friedrich's gewann ſie zärtlich lieb.

Aber Hardenberg's Lebenshimmel iſt von nun an mit ſchweren, dunkeln Wolken bedeckt; ſie ziehen herauf, rings alles mit ahnungsvollem Bangen erfüllend; er hat mit überſtrömendem Herzen der Liebe Luſt gekoſtet, nun ſoll er der Liebe Leid kennen lernen; er hat erfahren, welch Glück es iſt, einen Bruder zum Freunde zu haben: jetzt ſoll er den Schmerz erleben, Bruder und Freund zu verlieren.

Erasmus iſt der Erſte, welcher in Beſorgniß erregender Weiſe erkrankt. Ein tragiſcher Zug in ſeinem Leben iſt es, daß er, der ſo gern leiden und ſterben wollte, wenn er ſeine Familie dadurch beglücken könnte, daß er, der leidend und dann ſterbend war, eigentlich von den Seinen, ſo innig ſie ihn liebten, vergeſſen und überſehen wurde. keiner von ihnen hatte eine Ahnung, wie krank Erasmus ſei. Aber um dieſe Zeit zitterten Alle, Erasmus auch, für Sophiens Leben; und dieſes ſchöne, junge Weſen, das nur für das Glück geboren zu ſein ſchien, eröffnete ja auch den

Todesreigen, der nun in der Hardenberg'ſchen Familie begann und ein Opfer nach dem andern forderte.

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels.

„Tauſend Arbeiten und Zerſtreuungen hielten mich ab, Dir von Langenſalza zu ſchreiben; auch hoffte ich Dich hier zu treffen. Ich ahnte Dein Krankwerden, als ich vergeblich kam und zwei Tage wartete. Alle Welt bedauerte Dich, und Dein ſonderbares, unerſättliches, widriges, phyſiſches Schickſal machte mir manche Stunde tiefe üble Laune; hiermit bin ich überhaupt ſeit geraumer Zeit, ohne Nervenſchwäche, Hypochondrie oder merkliche äußere Veranlaſſung geplagt. Gott erhalte Dir leichten Sinn und frohe Laune, Du haſt ſie ſehr nöthig, und ein Aequivalent muß es doch geben. Im Elyſium nimmt man den innigſten Antheil an Deinen Leiden. Die Danscour hat an Dich ſchreiben wollen. Alles grüßt und küßt Dich. Es iſt kein Ort in der Welt, wo Du werther gehalten biſt.

„Mein Genius hat ſich faſt völlig wieder erholt. Lange ſchwebten wir in der Angſt des möglichen Schiefwerdens durch dieſe lange einſeitige Lage. Aber auch dieſe Beſorgniß hebt ſich mit jedem Tage und ich ging faſt mit einer mathematiſchen Gewißheit eines ewigen Beſitzes wehmüthig aus den Armen dieſer Idyllenwelt hinweg. Lebe wohl, erhebe Dich über Deine Umgebung, und lebe täglich mehr in der Welt, wo unſere Freundſchaft das Bürgerrecht hat.“

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 1796.

„Ich bin Dir jetzt immer in Athem, das geht von einem Ort zum andern. Ich für meinen Theil wäre für's Stillſitzen, daher das ſeltene Schreiben. Wie gern wäre ich jetzt bei Dir; Dein erſter Brief betrübte mich ſehr. Dem zweiten ſah man ſchon wieder den alten Erasmus an. Die Langeweile iſt das Allerſchlimmſte — ... Warum ſie Dir Leſen und Schreiben verboten haben, begreife ich nicht recht. Raffe allen Deinen Muth jetzt zuſammen. Ich bin jetzt überzeugt, daß der Menſch nichts Beſſeres in der Welt thun kann. Mein Syſtem der Philoſophie hoffe ich zu dem Deinigen zu machen. Dann ſollte mir mein Nachdenken recht lieb werden. Es enthält eine unerſchöpfliche Quelle von Troſt und Beruhigung. Freilich bedarf es noch ſehr der Feile. Du wirſt auch eine gewiſſe Deutung über Dein räthſelhaftes Schickſal finden. Du biſt ein phyſiſch leidender, aber moraliſch thätiger Mann. Das Blatt dreht ſich einſt. Die Letzten werden die Erſten ſein. In dieſem Worte liegt eine Fülle troſtreichen Sinnes. Bleibe feſt im Glauben an die Univerſalität Deines Ichs. Du wirſt auf Deine Leidensſtunden wie auf ein verwelktes Blatt einſt herunter blicken. Himmliſche Flucht der Zeit! Halte Dich am Großen und Guten in der Zeit der Mühe und des Duldens. Du haſt noch eine Ewigkeit vor Dir. Wenn Dir weh wird, ſo denke an die Menſchheit, die Du biſt. Ein himmliſches Mädchen ſteht ſie auf Hügeln und ſtreckt die Hand aus, um Dich hinauf zu heben aus dem

Thale der Geduld. Denke Dich als verwundeten Helden auf dem Siegesplatze. Um Dich herum Deine Kameraden, die Edlen aller Zeiten, und am Himmel ſchon die Hand, die Deinen Namen mit Sternen ſetzt! Wäre da nicht jeder Seufzer ein Triumphgeſang? O wie leicht wäre da der Schmerz zu ertragen. Laß Dich nicht eitle Sehnſucht zuſammenpreſſen, überall iſt Hubertsburg, wo Dein Geiſt nicht frei aufſteht und den Staub von ſeinen Flügeln ſchüttelt. Du biſt ja ſo nahe Deinen Lieben, — nicht in ſibiriſchen Wüſten — krank, verlaſſen — der ſchneidende Nord Dein Tröſter. Mache Dir Deine Lage intereſſant; denke alles, was Dich umgiebt, im Verhältniß zur ewigen Dauer. Weiſe Eintheilung Deiner Zeit, Concentrirung Deiner Kräfte, das ſind die Mittel, Dir die Zeit nicht unluſtig zu kürzen. — Ruhe vor Allem. — Ach hätte ich die, ſo wäre ich glücklich. — Krankheit iſt Erzieherin zur Ruhe. — Doch dies mag vor der Hand genug ſein."

Erasmus an Fritz.

„Hubertsburg, März 1796.

„Dein lieber Brief hat mich, zwar nicht im erſten Augenblick — denn da war ich zu ſchwachnervig, um ihn leſen zu können, und ich durfte ihn, damit es mich nicht zu ſehr angriff, erſt Nachmittags leſen —, aber hernach deſto mehr mit herzerquickendem Troſte genährt, je weniger ich jetzt im Stande bin, durch einen Andern als Dich ſolchen Troſt zu erhalten. Im Ganzen bin ich aber jetzt nicht in einer zu ſolchem Troſte paſſenden Stimmung; meine Nerven ſind wirklich zu ſchwach, um ihn zu ver-

tragen, und ich habe ihn auch wirklich nicht mehr dringend nöthig, denn ich fange an wieder fidel zu werden, und zu meiner Beſſerung ſind jetzt die abſurdeſten und carrikaturmäßigſten Hanswurſtſtreiche beſſer, als ſanfte, herzrührende und unter allen anderen Umſtänden himmliſche Troſtworte.

„Ich verſichere Dir, eine Welt liegt in meinem Kopfe, um Dir Deine Briefe vollſtändig zu beantworten, aber ich kann und darf es jetzt ſchlechterdings nicht thun, denn ſchon dieſe wenigen Zeilen greifen mich außerordentlich an, weil ich an Dich ſchreibe; alles was das Herz attaquirt oder den Verſtand (geſtern mußte ich ein algebraiſches Rechenexempel weglegen, das ich angefangen hatte), das muß ich jetzt vermeiden. Du wunderſt Dich, daß ſie mir das Leſen und Schreiben verboten haben? Ja, lieber Fritz, das verbietet ſich von ſelbſt. Das Blut ſteigt mir gleich zu Kopfe, wenn ich etwas leſe oder ſchreibe, und iſt es etwas, das ein tiefes Denken erfordert, ſo greift es mich an; ich kann nur in Zwiſchenräumen leſen und arbeiten, meine einzige Zuflucht iſt jetzt Horaz und Cicero's Briefe. Mein Ausſehen beſſert ſich übrigens, und gewiß und ausgemacht iſt, daß, wenn ich mich nicht allemal bei der Attaque von Blutſpeien ſo alterirt hätte, ich jetzt vollkommen geſund wäre, denn meiner Lunge fehlt poſitiv nichts, wie mir mein Doctor noch neulich verſicherte. ‚Ihre Lungen ſind geſünder als meine', ſo ſagte er und verſchwand.

„Ich habe an Roggenthin geſchrieben; ſie werden Alle denken, daß ich noch der alte fidele Erasmus, und im Grunde bin ich es auch jetzt."

Es war im Sommer 1796, als Hardenberg plötzlich die Nachricht erhielt, Sophie ſei in Jena und habe ſich dort einer gefährlichen Operation eines Lebergeſchwürs unterzogen. Es war ihr Wille geweſen, daß er von ihrer Krankheit und der Operation erſt, wenn alles vorüber wäre, erfahren ſollte. Hardenberg eilte nach Jena und fand ſie ſehr leidend. Der geſchickte Arzt ließ nur eine langſame Geneſung hoffen, obgleich es ſich zur Beſſerung anließ. Allein die Operation mußte wiederholt werden, und der Arzt fürchtete, daß die Kranke darnach nicht mehr Kräfte genug zur Heilung haben werde. Sophie ertrug alle dieſe Leiden mit edlem Muth und unbeſchreiblicher Geduld. Hardenberg reiſte beſtändig zwiſchen Jena und Weißenfels hin und her, tröſtete und erheiterte Sophie. Seine Eltern waren auch bei ihr, und wünſchten nichts mehr als die Geneſung des liebenswürdigen Mädchens. Der alte Hardenberg wollte ſie gern mit nach Weißenfels nehmen, damit ſeine Frau und Töchter ſie recht pflegen könnten, — aber Sophie mochte ſich in ihrem Zuſtande nicht von ihrer Mutter trennen.

So verging das Jahr 1796, das ſo lieblich begonnen, unter ſchweren Sorgen. Einzelne Lichtblicke brechen hindurch, z. B. daß Sophie, ſobald das Fieber ſie verläßt, ſtets froh und heiter iſt, ihr Auge den hellen Glanz, ihr Angeſicht die roſige Farbe behält.

Ein anderer Lichtſtrahl iſt es für Hardenberg, daß Goethe ſeine „Kleine" beſucht und ein beſondres Intereſſe an ihr zu nehmen ſcheint. Frau von Mandelsloh, eine Schweſter Sophiens, ſchreibt von dem Beſuch mit folgenden Worten an Fritz:

„Vor einigen Tagen iſt unſere kleine Stube ſo glücklich geweſen, den großen Geiſt Goethe in ſich zu faſſen. Er war charmant, hielt ſich aber nicht lange bei uns auf, machte uns aber die Hoffnung, daß wir bald wieder ſo glücklich ſein würden, ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen.

„P. S. Verwundert war ich, daß unſere kleine Stube keinen Spalt bekam, ich hatte aber auch bei Goethe's Ankunft ſogleich die Vorſorge, die Fenſter zu öffnen.“ —

Dennoch aber wurde es ſtets dunkler vor Friedrich's Augen. Er hatte jetzt voll Intereſſe die mediciniſche Wiſſenſchaft ſtudirt, um Sophiens Zuſtand beurtheilen zu können.

Aber er wollte nicht glauben, was ſein Verſtand und was die Erfahrung älterer Aerzte ihm ſagten; er hoffte mit Jugendmuth auf die Geneſungskraft der Jugend. — Im December 1796 verlangte Sophie nach Hauſe, — in Angſt und Unruhe muß Hardenberg in Weißenfels zurückbleiben, natürlich um nun oft den Weg nach Grüningen zurückzulegen.

Sophiens Krankheit ſchreitet immer weiter, aber Friedrich verbirgt vor ſich ſelbſt die Angſt um ihr Leben. Auch Erasmus ſucht er zu überreden, daß deſſen jetzt ſo furchtbar ernſt auftretende Krankheit nur vorübergehend ſei. Bei dieſem tritt aber nun das Bewußtſein um ſeinen Zuſtand klar heraus. Er hatte das Unglück gehabt, wenige Tage nach Weihnachten in ſeinem neuen Beſtimmungsorte Zillbach, wo er unter Cotta ſeine Studien und ſeine praktiſche Lehrzeit beenden wollte, mit dem Pferde zu

ſtürzen; ein ſehr heftiger Blutſturz war die unmittelbare Folge.

In Weißenfels, wo der Oheim Comthur den Winter über blieb, beginnt jetzt eine trübe Zeit. Er erfuhr hier erſt die Verlobung von Friedrich, natürlich zugleich den Bericht von Sophiens Krankheit; er ſieht, wie verändert Fritz iſt, und daß ſeine Geſundheit unter der Laſt von Arbeit und der Sorge um das geliebte Mädchen leidet. Er hätte, da es zu ſpät war, ſchweigen ſollen; aber der Gedanke, daß alle Gaben und Talente des Neffen in engen, gedrückten, häuslichen Verhältniſſen verkümmern würden, bringt ihn ganz außer Faſſung. Er zeigt dem Vater das ganze Verhältniß als ein thörichtes, übereiltes. Eine Heirath ohne alles Vermögen und dazu eine kranke Frau! Er behauptet, Fritz müſſe unfehlbar in dieſer Lage zu Grunde gehen, da ja der Vater mit noch zehn unverſorgten Kindern wenig für ihn thun könne. Alle dieſe Beſorgniſſe regen auch den Vater auf; die Mutter weint und klagt. Da kommt auch noch die Nachricht von Erasmus' Krankheit hinzu! Aber unbegreiflicherweiſe hat keiner aus dieſer Krankheit ein Arg; vergeblich ſind Erasmus' Briefe an Fritz und Karl. Beide demonſtriren ihm, ſeine Krankheit ſei unbedenklich. Sie werden auch nicht aufmerkſam, als Cotta und der Arzt erklären, der Transport des Kranken ſei unmöglich. Ja, ſo wenig haben alle einen richtigen Begriff von ſeinem Leiden, daß Roggenthin in ſeiner Angſt um Sophie und um den Eindruck, den ihr Hinſcheiden auf Fritz machen könnte, den ſterbenden Erasmus bittet, Friedrich auf ihren Tod vorzubereiten.

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 20. Januar 1797.

„Du wirſt bereits von Karl wiſſen, warum ich in dieſer häßlichen Zeit nicht ſchreiben konnte. Dieſer Unfall hatte ſeine Zeit ſchlecht genug für mich gewählt. Die wenigen Tage, die ich in Grüningen ſein konnte, wurden mir durch Schmerzen an der verletzten Hand und durch Fieber verdorben. Bei meiner Zurückkunft erhielt ich die Nachricht von Dir durch Cotta's Brief. Von einem Brief von Dir, in dem Du meine Ankunft wünſcheſt, weiß ich nichts. Sicher wäre ich gekommen, auch außerdem, wenn die Hand nicht war.

„Die Mutter hat Deinen Brief erſt zu Geſicht bekommen, ſpäter den von Cotta, welches auch ſehr gut war, da ſie auch jetzt noch ſehr erſchrocken war und ein paar Tage ſehr niedergeſchlagen umherging. Mir war gleich bei der erſten Nachricht am bängſten vor den indirecten Folgen, die durch das Medium Deiner Phantaſie gehen. Mir war Angſt, daß Du nun noch mehr an Hypochondrie leiden und Dich unaufhörlich ängſtigen würdeſt. Karl war ſehr durch den Doctor Hieke beruhigt, der die Folgen eines aus ſolcher äußern Urſache herrührenden Blutauswurfs nicht ſ. bedeutend gehalten. Hauptſächlich wünſch' ich Dir kaltes Blut und Gelaſſenheit. Dein Brief hat mich in dieſer Hinſicht mit guten Hoffnungen erfüllt. Er iſt recht vernünftig und ruhig geſchrieben. Sollte Deine Beſſerung langſamer gehen, als wir glauben, ſo komme ich hin.

„In Grüningen fand ich Sophien auf gutem We-

Die Wunde heilt, das Fieber iſt ſchwach, der Huſten vermindert, ſie ſchläft viel, auch am Tage. Das Ausſehen beſſert ſich. Das Frühjahr und die Eſelsmilch müſſen die letzte Hand anlegen.

„Der Onkel iſt recht freundlich, er hat in Gera viel zum Lobe Sophiens gehört, ihr Bild hat ihm ſehr gefallen. Er iſt ſchon eine Note tiefer. — Er wird und muß noch mehr fallen. — Der Alte iſt jetzt ſehr übler Laune. — Du weißt, daß ihn Alles mürriſch macht; ſo hat ihn auch Deine Krankheit ſehr verſtimmt. — Von mir ſage ich nichts, denn das ſiehſt Du, in welcher Schule ich bin. Der Vater und ich denken und handeln gar zu überzwerch, und da an mir das Dulden iſt, ſo habe ich es oft freilich recht ſatt. — Sophiens Krankheit, die Deinige, die Anweſenheit des Onkels, Ausſichten auf die Zukunft, kommen zu dieſen verdrießlichen Verhältniſſen hinzu, da iſt denn oft freilich ächter guter Muth theuer. — Indeß jede Wolke verzieht ſich, das wollen wir gemeinſchaftlich beherzigen. Deinen von Grüningen aus an Karl geſchriebenen Brief hatte der Hauptmann liegen laſſen, ich bin von ungefähr dazu gekommen. Deine Beſorgniſſe wegen Sophiechen ſind jetzt Gottlob nicht mehr gegründet.“

Erasmus an Fritz.

(In den letzten Tagen des Januar 1797.)

„Den herzlichſten Dank für Dein Send- und Troſtſchreiben. An keinem Tage hatt' ich's nöthiger, denn ich bekam Nachmittags wieder Blutſpeien, das aber wahrſcheinlich durch heftiges Lachen veranlaßt wurde. Im Uebrigen

beziehe ich mich, was mein Befinden anbetrifft, auf Karl's Brief. In einer verdrießlicheren Lage kann nicht leicht ein Menſch geweſen ſein, als ich jetzt bin: ich ſoll luſtig und fidel ſein und darf nicht lachen, ich ſoll Geſellſchaft um mich haben und wenig reden, ich ſoll keine Grillen fangen und darf mir doch nicht die geringſte Beſchäftigung machen, um mir die abſcheulichſte Langeweile zu vertreiben. Vorgeſtern mußte ich am Ende über mich ſelbſt lachen, denn höher, dachte ich, können doch ſelbſt, wenn Du ſtirbſt, die Unannehmlichkeiten nicht kommen.

„Aber, lieber Fritz, Eure Liebe und Freundſchaft entſchädigt mich ja bei dem Allen. Es iſt mir, bei allem Anſchein von Beſſerung doch immer ſo, als wenn ich vielleicht nicht recht lange mehr um Euch und bei Euch ſein würde; deswegen verſcheuche Deine trübe Laune, denn alsdann mußt Du der Mann ſein, der vor dem Riß ſteht, und Karl und die Uebrigen tröſten!

„Denn wir, lieber Fritz,

‚Lernten uns nicht für dieſe Welt nur kennen,
Wo uns ſo kurz die Sonne ſcheint!
Wir finden einſt, wenn jeder ausgeweint
Uns wieder, um uns nie zu trennen!
Eh' noch wenig kurze Jahre ſchwinden
Werden wir vereint uns wiederfinden
Unter einem helleren Geſtirn!‘

„Sei ein Mann, Fritz, und denke, daß Dich über Alles, ſelbſt bis in den Tod, liebt

Dein Erasmus.“

Erasmus an Fritz.

„Zillbach, 2. Februar 1797.

„Du haſt mir mit Deinen beſſeren Nachrichten von Sophie eine herzliche Freude gemacht; wie viel Kummer und Sorge mir das liebe Mädchen in meiner Krankheit gemacht, kannſt Du Dir gar nicht denken. Wenn mir der Himmel noch den Wunſch erfüllt, daß Du und Sophie glücklich werdet und auch Karl's Temperament einen fröhlicheren Schwung erhält, ſo ſind meine Wünſche für dieſes Erdenleben nach jetziger Anſicht zu Ende. Ich habe jetzt doppelte Urſache, Euch recht viel Freude und ſchöne wolkenloſe Tage, ſowie eine Fülle von Lebensgenuß für die Zukunft zu wünſchen, da Euch doch vielleicht bald mein früher Abſchied aus Eurer Mitte trübe Stunden machen wird. Ja, lieber Fritz, es wird mir manchmal jetzt mehr als je wahrſcheinlich, daß meine elende Geſundheit durch dieſe heftige Revolution den letzten Stoß erhalten hat, und daß das morſche Gebäude bald ganz zuſammenſtürzen wird. Der immer mit gleicher Stärke fortdauernde Huſten, der beſtändige kurze Athem, die Nachtſchweiße und die außerordentliche Abnahme der Kräfte laſſen mir von ſinnlichem Lebensgenuß nichts mehr übrig als guten Appetit und Schlaf, der aber jetzt auch alle Nacht durch halbſtündigen Huſten unterbrochen wird. Das ſind, wie mich däucht, deutliche Zeichen, daß meine Lunge gelitten hat; deßungeachtet würde ich in Rückſicht meiner Wiederherſtellung die Energie meiner Jugendkräfte noch nicht in Zweifel ziehen, wenn der Doctor nicht ſelbſt ſagte: meine Lunge habe gelitten. Die

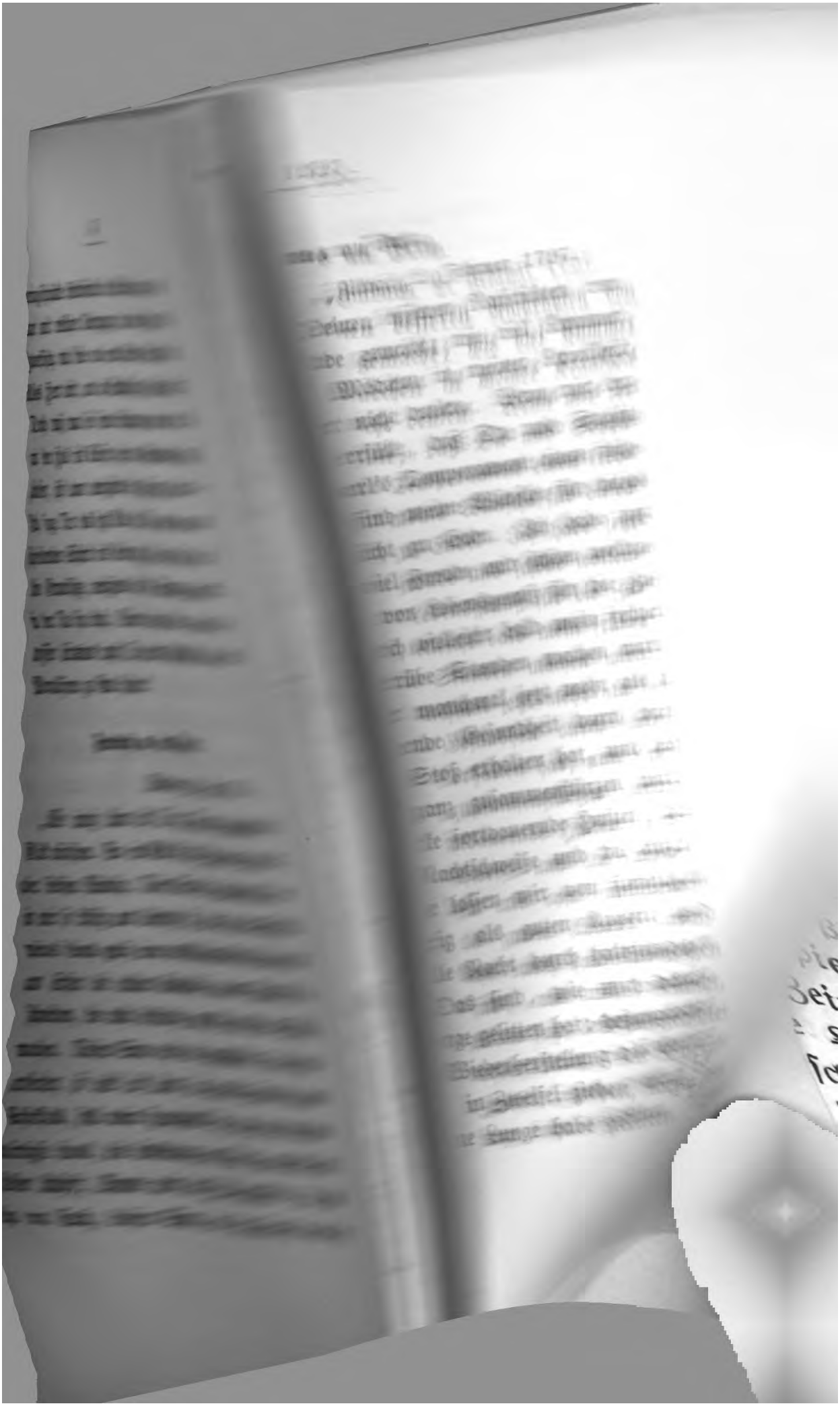
rieth, da eine ſitzende L
Der Vater wünſchte, da
und Erasmus ging nach S
zu erlernen, während Fric
Hier einige Briefe von ih
aus dieſer Zeit.

Friedrich

„Der Vater wird Dir
und wahrſcheinlich ſtehſt D
auf den Weg, Erasmus; a
Wohlbefinden gebunden. –
Dir gutes Wetter und g
hängt in der That von D
zu machen. — Mit einem
allen Meeren, — mit ge
ohne viele Weitläufigkeiten
durch die ganze Welt.

„Kaufe Dir Franklin's
und ſeinen Genius Deinen
für dieſe Bekanntſchaft dank

„In Dir und Deinen
Dir fehlt, jeden Wunſch a
ehrlich und fleißig zu Werke
In Deiner Jagdbibliothek
Herzz: auswendig mußt D
Geſellſchaft aſſecurire ich D
Langeweile. Ich hoffe, Di
geben zu kommen, und Dir



Hoffnung deswegen aufzugeben, wäre thöricht; die Vorſehung hat ſich diesmal meiner ſo ſichtlich angenommen, ſie kann auch der ganzen Krankheit eine glücklichere Wendung geben. Im Uebrigen tröſte ich mich damit, daß mich meine Beſtimmung hierher- und meiner Krankheit entgegengeführt hat; und der Weg, der uns unſerer Beſtimmung näher führt, iſt der beſte, er mag ſchlüpfrig und ſchief, oder eben und gerade ſein, er iſt der beſte. In Rückſicht meines Geiſtes bin ich deſto beſſer daran, denn ungeachtet ich ſehr nervenſchwach und daher oft ärgerlich und empfindlich bin, ſo iſt er doch gewöhnlich heiter und erhebt ſich weit über ſeinen trägen Nachbar, der ihm gern nacheilen möchte, aber von ſeinem Unvermögen zurückgehalten wird.

„Glaube ja nicht, daß dieſe Ideen einen üblen Eindruck auf meine gute Laune machen. Nein, keineswegs; ich denke nicht an meine Krankheit und arbeite und beſchäftige mich, ſo viel ich kann; als Beweis diene, daß ich morgen bei dem neuangekommenen Lehrer eine Privatſtunde in der Algebra nehme, mit der wir ſchon zu Oſtern fertig ſein wollen.“

Fritz an Erasmus.

„Weißenfels, 7. Februar 1797.

„Deine Briefe haben uns geſtern viel Bekümmerniß verurſacht. Nach Deinem früheren glaubten wir Dich in voller Beſſerung, und nun ſchreibſt Du auf einmal ſo beunruhigend. Ich geſtehe Dir, daß mich die Spur von Hypochondrie in demſelben wieder etwas ſicherer gemacht hat. Mich wundert dies bei Deiner Krankheit, Deiner

Lage, Deinem Charakter nicht im mindeſten, und für dieſe Folge war mir vom Anfang an am meiſten bange. Deshalb nehme ich auch um ſo mehr Antheil an Deinen Leiden, da keiner eigentlich bei einem körperlichen Zufall ſo viel leidet als Du. Deine Phantaſie begleitet als zu treuer Gefährte Deinen Körper. Du haſt diesmal entſetzlich ausgeſtanden, und ich kann mir denken, welchen Eindruck ſo zuſammengeſetzte, unaufhörliche Körperleiden auf Deine Stimmung machen müſſen. Wie ſehr hätt' ich gewünſcht, Dich zu ſehen, zu tröſten und Dir den Aufſchwung über die Gegenwart zu erleichtern. Auch der Vater hätte Dich gern beſucht; aber der Onkel ſtimmt vielmehr dahin, Dich, ſowie Du transportfähig biſt, herkommen zu laſſen. Der Vater wird Dir darüber ſchreiben.

„Von Grüningen hab' ich ſeit drei Wochen keine Nachricht; ich vermuthe daher, daß es gut gehen muß, wenn ich gleich ſehr wünſchte, es ſchriftlich zu wiſſen.

„Wenn Du recht klug biſt, ſo läßt Du Dich jetzt auf keine Zukunftsgedanken ein — lebſt ganz in den Tag hinein — freuſt Dich ruhig über die gute Stunde und hältſt Dich ſtill in der böſen. Ein gewiſſes Stillhalten iſt eine herrliche Sache, die uns reichlich für die anfängliche Anſtrengung belohnt. Lache, wie Du ſelbſt ſchreibſt, daß Du auch zuweilen thäteſt, über Deine Krankheit, als wüßteſt Du, daß Du unſterblich wäreſt, und es ſei nur Spiegelfechterei. Dein einziges Studium ſei jetzt die Zeit zu tödten. Strenge Dich mit nichts an; ſchon Deine Briefe ſind zu lang und müſſen Dich nothwendig erſchöpfen. Dein zärtliches Herz kann ſich in zwei Zeilen drücken.

Wir bitten nur bald um beruhigende Nachrichten; laß einen Andern ſchreiben. Die Mutter und der Vater ſind im höchſten Grade bekümmert.“

Friedrich an Frau von Thümmel, geb. von Kühn.

„Weißenfels, 8. Februar 1797.

„Sollte meine peinliche Lage mein Nichtſchreiben nicht längſt bei Ihnen entſchuldigt haben? Es war mir eine gute Portion Leichtſinn nöthig, um ſeither nur noch ſo fertig zu werden, um ruhig ſchlafen, arbeiten, denken, ſprechen und gleich Andren ſein zu können. Rechnen Sie hiezu noch eine Menge anderer Verdrießlichkeiten, ſo wird es Sie nicht befremden, wenn ich, zufrieden, das Nöthigſte gethan zu haben, mich ſo tief als möglich in die Fluthen des menſchlichen Wiſſens verſenke, um, ſo lange ich in dieſen heiligen Wellen bin, die Traumwelt des Schickſals zu vergeſſen. Dort blühen mir allein die Hoffnungen auf, die ich hier verliere; die hieſigen Rückſchritte ſind dort Fortſchritte — das verwundende Schwert wird dort zum beſeelenden Zauberſtab — die Aſche der irdiſchen Roſen iſt das Mutterland der himmliſchen. Meine Phantaſie wächſt, wie meine Hoffnung ſinkt; — wenn dieſe ganz verſunken iſt und nichts zurückließ als einen Grenzſtein, ſo wird meine Phantaſie hoch genug ſein, um mich hinauf zu heben, wo ich das finde, was hier verloren ging. Frühzeitig habe ich meine prekäre Exiſtenz fühlen gelernt, und vielleicht iſt dies Gefühl das erſte Lebensgefühl der zukünftigen Welt.

„Wie ſehr wünſchte ich wieder einmal mit Ihnen in

Grüningen zu ſein. Daß wir dann endlich aufhören mögen, für Sophiens Tage zu zittern, daß ich nicht mehr wie ein verzweifelter Spieler lebe, deſſen ganzes Wohl und Wehe davon abhängt, ob ein Blüthenblatt in dieſe oder in jene Welt fällt."

Aus einem Brief an Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 4. Februar 1797.

„Von Grüningen ſeit drei Wochen keine Nachricht. Mit Erasmus geht's noch gar nicht gut und auch Karl war krank. Der Großkreuz iſt auch noch da — dies Alles macht eine Atmoſphäre, in der ich nicht frei athmen kann."

Friedrich an Erasmus.

„Weißenfels, 26. Februar 1797.

„Dein Entſchluß Algebra zu ſtudiren iſt gewiß ſehr heilſam.

„Die Wiſſenſchaften haben wunderbare Heilkräfte, wenigſtens ſtillen ſie wie Opiate die Schmerzen und erheben uns in Sphären, die ein ewiger Sonnenſchein umgiebt. Sie ſind die ſchönſte Freiſtätte, die uns vergönnt ward. Ohne dieſen Troſt wollte ich und könnte ich nicht leben. Wie hätt' ich ohne ſie ſeit anderthalb Jahren ſo gelaſſen Sophiens Krankheit zugeſehen und außerdem ſo vielen Verdrießlichkeiten ausgeſetzt ſein können? Es mag mir begegnen was will — die Wiſſenſchaften bleiben mir — mit ihnen hoff' ich alles Umgemach im Leben zu überſtehen."

Brief an Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 14. März 1797.

„Dein Brief hat mich in troſtloſer Lage getroffen. Ich bin aus Grüningen mit faſt apodictiſcher Gewißheit zurückgekommen, daß Sophie nur noch wenige Tage zu leben hat.

„Wenn ich nur weinen könnte; aber ich bin in einer ſchlaffen, ängſtlichen Gleichgültigkeit, die mir jede Faſer lähmt. Es iſt eine Verzweiflung in mir, deren Ende ich nicht abſehe. Der Ekel, den mir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft macht, iſt unbeſchreiblich. — — Die Gewißheit ihres Beſitzes iſt mir unentbehrlich geworden, — jetzt erſt fühle ich, wie ſie mir ſelbſt unmerklich der Grundſtein meiner Ruhe, meiner Thätigkeit, meines ganzen Lebens geweſen iſt. — Dieſer Lebensüberdruß iſt entſetzlich. Ich hoffte, die Wiſſenſchaften ſollten mir Erſatz bieten, aber alles iſt auch hier todt, wüſte, taub, unbeweglich. Der Schlaf iſt meine einzige Wohlthat; wenn ich kann, ſo ſchlafe ich. Gott weiß, wie ſich das Alles löſen ſoll. Dich ſäh' ich gern. Du würdeſt mich doch vielleicht mit Deinen kräftigen Anſichten der Dinge und Wiſſenſchaften beleben. Ach nur Einen Funken Lebensgeiſt, matte Unruhe iſt ein fürchterlicher Zuſtand."

Jetzt konnte Friedrich ſich die Gefahr, in der Sophiens Leben ſchwebte, nicht mehr verbergen. Sein eignes Wiſſen ſagte ihm, daß ihr Tod nahte, aber ſein Herz widerſprach, denn er hielt eine Trennung von ihr für unmöglich. Der

an ſich richtige Satz: „Was der Menſch will, das kann er", verführte ihn zu glauben und ſich ſelbſt einzureden, daß Sophie nicht ſterben könne.

Hier tritt zugleich eine eigenthümliche Erbſchaft von ſeiner Mutter hervor. — Als eins nach dem andern ihrer Kinder ſtarb, da hielt der Vater bei ihnen aus, bis zum letzten Augenblick. Die Mutter aber ſaß in ihrem Zimmer in ſtummer Verzweiflung, ſie konnte das Sterben nicht mit anſehen. So auch Friedrich. Er verläßt Erasmus' Sterbebett, er reiſte am 10. März von Grüningen ab, weil er die Qual nicht mit anſehen konnte; am 19. März ſtarb Sophie.

In einem Kalender hat er aufgezeichnet:

„3. Januar nach Artern und Heldrungen gereiſt."

„4. Januar den Finger gebrochen, nach Grüningen gereiſt."

„5. Januar in Grüningen nichts als Schmerzen."

„6. Januar in Grüningen verloren ſich die Schmerzen."

„9. Januar nach Weißenfels zurück. Brief von Cotta wegen Erasmus' Erkrankung."

„1. März. Heute kam ich nach Grüningen und fand Sophien ſehr übel."

„9. März. Sophie ward tödtlich krank."

„10. März. Heute früh ſah ich ſie zum letzten Male. Ich fuhr nach Weißenfels zurück."

„15. März. Mein Verlobungstag."

„17. März. Heute kam Frank mit untröſtlichen Nachrichten. Es war juſt ihr Geburtstag."

„19. März. Heute früh halb zehn Uhr iſt ſie geſtorben. Fünfzehn Jahre zwei Tage alt — geboren 1782.“ *)

„21. März. Mit einem Boten von Artern erhielt ich heute die Nachricht.“

Friedrich an Frau von Thümmel.

„Weißenfels, 22. März 1797.

„Es iſt für mich eine traurige Pflicht, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß Sophie nicht mehr iſt. Nach unausſprechlichen Leiden, die ſie muſterhaft ertrug, endigte ſie den 19. März.

„1782 den 17. März war ſie geboren, den 15. März 1796 erhielt ich von ihr die Gewißheit, daß ſie mein ſein wollte. Seit dem 7. November 1795 hat ſie gelitten. Acht Tage vor ihrem Tode verließ ich ſie mit der feſteſten Ueberzeugung, ſie nicht wiederzuſehen. — Es war über meine Kräfte, die entſetzlichen Kämpfe der unterliegenden blühenden Jugend, die fürchterlichen Beängſtigungen des himmliſchen Geſchöpfs ohnmächtig mit anzuſehen. — Das Schickſal hab' ich niemals gefürchtet. — Erſt vor drei Wochen ſah ich es drohen. — Drei Jahre iſt ſie mein ſtündlicher Gedanke geweſen. — Sie allein hat mich an das Leben, an Sachſen, an meine Beſchäftigungen gefeſſelt. — Mit ihr bin ich von Allem getrennt, denn ich habe mich ſelbſt faſt nicht mehr.“

*) Laut dem Kirchenbuch von Grüningen iſt Sophie 1782 geboren, nicht 1783, wie ſeltſamer Weiſe hier Novalis und ſeine Mutter in einem Memorabilienbuche angiebt.

Friedrich an Juſt.

„Weißenfels, 28. März 1797.

„Gewiß habe ich zu ſehr an dieſem Leben gehangen, und da iſt freilich wohl ein gewaltſames Correctiv nöthig.

„Für Sophie kann ich nicht klagen. Gott hat gewiß recht väterlich an ihr gehandelt; und hat er da nicht nach meinem oftmaligen Gebet gehandelt? Jetzt weiß es Sophie, daß der Wunſch, ſie zu beſitzen, der zweite in meinem Gebet für ſie war; denn ihre Vervollkommnung, ſie ſelbſt lag mir am meiſten am Herzen.“

Friedrich an Juſt.

„Weißenfels, 29. März 1797.

„Wenn ich bisher in der Gegenwart und in der Hoffnung irdiſchen Glücks gelebt habe, ſo muß ich nunmehr ganz in der echten Zukunft und im Glauben an Gott und Unſterblichkeit leben.

„Sie würden Mitleid mit mir haben, wenn ich Ihnen von den Widerſprüchen der ſeitherigen Stunden erzählen wollte. Ich leugne nicht, daß ich mich vor einer entſetzlichen Verknöcherung des Herzens, vor dieſer Seelenauszehrung fürchte. Die Anlage dazu iſt unter den Anlagen meiner Natur. Weich geboren, hat mein Verſtand ſich nach und nach ausgedehnt und unvermerkt das Herz aus ſeinen Beſitzungen verdrängt. Sophie gab dem Herzen den verlorenen Thron wieder. Wie leicht könnte ihr Tod dem Uſurpator die Herrſchaft wiedergeben, der dann gewiß rächend das Herz vertilgen würde. Aber vielleicht rettet mich noch

die unſichtbare Welt und ihre Kraft, die bisher in mir ſchlummerte. Die Idee von Gott wird mir mit jedem Tage lieber.

„Die Meinigen nehmen ſtillen, herzlichen Antheil, beſonders Karl und mein Vater. Der Letztere hat ſie aufrichtig beweint, die erſten Thränen ſeit vielen Jahren. Auch ihm hat ſolch ein Verluſt die Welt auf immer fremd gemacht!“

Drittes Kapitel.

„Was feſſelt mich an irdiſche Beſchwerden?
Iſt nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und ſchirmt mich Deine Liebe nicht auf Erden?
Ich darf für Dich der edlen Kunſt mich weih'n.
Denn Du, Geliebte, willſt die Muſe werden,
Der ſtille Schutzgeiſt meiner Dichtung ſein."

Novalis.

Friedrich von Hardenberg verſank nach Sophiens Tode in die tiefſte Schwermuth, — aber die Wellen, die ihm bis an die Seele gehen, ſollten ihn und ſeine Familie noch gewaltiger umbrauſen.

Der geliebteſte Bruder Friedrich's, Erasmus, der Einzige, der jetzt wohl fähig geweſen wäre, den Bruder aus den dunklen Trauerbanden zu reißen, er war, wenige Tage vor Sophiens Tode, todtkrank in's Vaterhaus zurückgebracht worden. Seine Ankunft daſelbſt wirkte erſchütternd; denn als die Seinen ihn ſahen, war keine Illuſion über ſeinen Zuſtand mehr möglich.

Es war das erſte Kind, das die Eltern verloren; noch zweimal erlebten ſie es, daß ein Kind aus der Fremde zurückkehrte, um daheim zu ſterben; der Vater ſah neun, die Mutter ſogar zehn erwachſene Kinder vor ſich ſterben;

ein einziger Sohn ſtand an ihrem Sterbebett und drückte ihr die müden Augen zu.

Jetzt — im Jahre 1797 — ahnen freilich die armen Eltern noch nicht, welches Schwert durch ihre Bruſt gehen ſoll.

Wenn wir das letzte halbe Jahr vor Sophiens und Erasmus' Tode mit ſeinen Qualen, Sorgen und Arbeiten überſchauen, ſo iſt uns pſychologiſch Friedrich's geiſtiges Zuſammenbrechen völlig klar. Alle ſeine Geiſtes- und Gemüthskräfte waren auf's äußerſte angeſpannt; als Sophie ſtarb, trat an die Stelle dieſer Anſpannung gänzliche Ermattung, ja Apathie.

Sophie war nach und nach ganz der Mittelpunkt ſeiner Gedanken geworden; denn Hardenberg gehörte in hohem Grade zu den ringenden, in ihren kleinlichen Verhältniſſen unbefriedigten Geiſtern jener Zeit, die da träumten, in der Liebe und Ehe ein Glück zu finden, welches ihr Inneres völlig ausfüllen, jedes Verlangen für immer ſtillen würde.

Nun drohte Sophiens Verluſt; dazu traten die ſchon erwähnten peinlichen Verhältniſſe in ſeiner Familie; und wenngleich Friedrich es ungerecht fand, daß der Oheim den Vater gegen die Verlobung von neuem aufbrachte, ſo waren ihm doch die Gründe im höchſten Grade qualvoll; denn leiſe, leiſe ſtimmte ſeine Vernunft zuweilen ein: wenn Sophie auch am Leben bliebe, würde ſie je geheilt werden?

Sein Herz, welches mit heißer Liebe und Leidenſchaft an ihr hing, litt entſetzlich unter dieſen zweifelnden Ge-

danken, um ſo mehr, als Sophie durch die Geduld und Sanftmuth, mit der ſie ihre ſchrecklichen Leiden ertrug, etwas faſt Ueberirdiſches empfing, das ſich in den durchſichtigen, vom Schmerz vergeiſtigten Zügen des ſchönen Geſichts ergreifend ausprägte.

Nun dazu Erasmus' Krankheit; — welche geiſtigen und Seelen-Kämpfe mögen da in Friedrich geherrſcht haben. Er ſucht ſich durch ſeine Philoſophie gegen Alles zu ſtählen — die Briefe an Erasmus bezeugen es —, aber es gelingt nicht; der Schmerz iſt ſtärker als alle Philoſophie. Er verläßt Sophiens Sterbebett, weil es über ſeine Kräfte iſt, eine Geliebte wie ſie in ſo ſchrecklichen Kämpfen zu ſehen; er verläßt auch Erasmus, als derſelbe nach Leiden, die einen furchtbaren Grad erreichen, im Sterben liegt.

Er ſchreibt von Tennſtedt aus am 13. April 1797:

„Von hier hätten Sie wohl keine Antwort erwartet. Ein ſehr trauriges Ereigniß hat mich von Hauſe hinweggetrieben, der nahe Tod meines Bruders Erasmus. Seine Krankheit ward erſt ſeit vierzehn Tagen tödtlich, und jetzt ruht er wahrſcheinlich ſchon von den Mühſeligkeiten ſeines Lebens aus. Sein Tod hat weniger Eindruck auf mich gemacht, als er zu jeder andren Zeit gemacht haben würde; die Bitterkeit ſeiner letzten Stunden war ſehr groß, und dieſe rührte mich am meiſten.

„Dieſe Zeit iſt furchtbar geweſen; die Hoffnungen zweier blühender Familien ſind zerſtört.

„Das Blüthenblatt iſt nun in die andere Welt hinübergeweht, — der verzweifelte Spieler wirft die Karten aus der Hand und lächelt, wie aus einem Traum er-

wacht, dem letzten Ruf des Wächters entgegen und harrt des Morgenroths, das ihn zum frischen Leben in der wirklichen Welt ermuntert. Je ängstlicher die Träume, desto näher die erquickende Frühe. Ich sehe sie, den Engel meines Lebens, meine verewigte Sophie, bald, sehr bald wieder."

Am Nachmittage des ersten Ostertages empfing Friedrich in Tennstedt die Nachricht von Erasmus' Tode, der am 14. April nach schwerem Leiden sanft eingeschlafen war. — Denselben Tag schrieb Friedrich an seinen Bruder Karl: „Sei getrost, Erasmus hat überwunden, die Blüthen des lieben Kranzes lösen sich hier einzeln auf, um ihn dort schöner und inniger zusammenzusetzen."

In einem Brief an Friedrich Schlegel aus Tennstedt sagt er, 13. April 1797:

„Der Tod von Erasmus hat eher eine wohlthätige als nachtheilige Wirkung auf mich gethan. Er hat meine Kräfte eher vermehrt als vermindert. — Er hat unbeschreiblich viel gelitten. Meine Eltern und Geschwister thun mir sehr leid. Schon Sophiens Tod hatte sie erschüttert, und nun so kurz darauf — zum ersten Mal den Verlust eines Kindes und Bruders. Du kannst denken, wie es mir in dieser Gegend, der alten Zeugin meiner und ihrer Herrlichkeit, vorkommt. Dennoch habe ich eine geheime Freude, so nahe ihrem Grabe zu sein. Es zieht mich immer näher, und dieser Zug macht jetzt zuweilen mein unaussprechliches Glück. Mein Herbst ist da und ich fühle mich so frei, gewöhnlich so kräftig, — es kann noch etwas aus mir werden. So viel versichere ich Dir heilig, daß es

mir ganz klar ſchon iſt, welcher himmliſche Zufall ihr Tod geweſen iſt, ein Schlüſſel zu allem — ein wunderbar ſchicklicher Schritt. Nur ſo konnte ſo manches rein gelöſt, nur ſo manches Unreife gezeitigt werden. Eine einfache, mächtige Kraft iſt in mir zur Beſinnung gekommen. Meine Liebe iſt zur Flamme geworden, die alles Irdiſche nachgerade verzehrt. Deine Hoffnung hat Recht gehabt: es iſt weit mehr Heilkraft, Ausdauer und Widerſtand in meiner Seele, als ich ſelbſt wußte, — eine Heilkraft, die dem Uebel die Wurzel abgräbt, eine Ausdauer, die Stunden nicht meſſen, Widerſtand gegen Alles, was mein Heiligthum entweihen will."

Friedrich hoffte, Erasmus und Sophien bald zu folgen; ja es war ſein ſtehender Gedanke, daß der Wunſch, die Erde zu verlaſſen, ſeinen Körper verzehren und ſo die Seele von allen irdiſchen Banden befreien würde. Er glaubte, daß dieſer Sehnſucht, dieſem feſten Willen, zu ſterben, ſein Körper gewiſſermaßen nachgeben würde; er nennt dies „den Entſchluß, den er faſſen will, der ſeinen Tod als freies Opfer erſcheinen laſſen ſoll". An Selbſtmord hat er dabei nicht gedacht. Er gab auch einſt der Gouvernante Sophiens die Antwort: „Seien Sie ruhig, ich habe weder Dolch noch Gift; aber ich fühle es, daß ich bald ſterbe."

Jean Paul hat ſeine Zeitgenoſſen nach dem Leben geſchildert, beſſer als wir in unſerer jetzigen realiſtiſchen Periode es verſtehen können, als er in ſeiner „unſichtbaren Loge" den Immanuel wirklich an ſolcher Todesſehnſucht ſterben läßt und damit dieſen Zug wie eine Art Krankheit jener Zeit fixirt. Aber das wirkliche Leben iſt anders als

ein Roman und tritt an die Menſchen mit Anforderungen heran, die ſolche krankhafte Geiſtesträumereien heilen. — In Friedrich's Tagebuche finden wir eine Stelle, welche augenſcheinlich beweiſt, daß dieſe Todesgedanken aus der Muthloſigkeit entſtanden, welche auch den kräftigſten Menſchen nach ſchweren Verluſten, durch die Glück, Leben und Zukunft mit einem Schlage vernichtet erſcheinen, ergreift.

Er ſchreibt Ende Mai 1797:

„Ich habe bemerkt, daß es offenbar meine Beſtimmung iſt, ich ſoll hier nichts erreichen, ich ſoll mich in der Blüthe von allem trennen, erſt zuletzt das Beſte im Wohlgekannten kennen lernen. — So auch mich ſelbſt. — Ich lerne mich jetzt erſt kennen und genießen, — eben darum ſoll ich fort.

„Ich muß nun immer männlicher mit mir umgehen, nicht kindiſch zagen und weich thun. Ich darf bei meinem Entſchluß nicht zu vernünfteln anfangen. Jede Vorſpiegelung der Vernunft und des Herzens iſt ſchon Zweifel und Untreue. Mein Tod ſoll Beweis meines Gefühls für das Höchſte ſein; echte Aufopferung, nicht Flucht- und Nothmittel.“

Man ſieht, krankhaft iſt die ganze Stimmung; peinlich iſt's, wie Friedrich ſich ſelbſt den Puls dabei fühlt. Aber ſein Lebensbild tritt uns verzerrt entgegen, wenn man dieſe Gemüthskrankheit, dieſe Todesſehnſucht, die vorübergehen mußte und vorüberging, für den Grundzug in ſeinem Charakter gehalten hat. Veranlaſſung dazu giebt der kurze Lebensabriß, der in den Schriften als Vorrede ſich findet.

Dem Menſchen wie dem Dichter iſt dadurch ein Un-

recht geſchehen. In Hardenberg's ganzer Natur lag zwar ein tiefer Ernſt, aber keine Schwermuth; wenn ſie ſich zeigte, war ſie die Folge eines wirklichen Kummers, nicht eines melancholiſchen Naturells. Wenn man dieſe krankhafte Sehnſucht nach dem Tode als den *Grundzug* im Charakter eines Menſchen, der jung geſtorben iſt, ehe er zu ſeiner vollen Entwickelung und Reife gediehen iſt, hinſtellt; wenn ſich dann in ſeinen nachgelaſſenen Schriften Stellen finden, die oberflächlich angeſehen die Wahrheit der Behauptung, „er ſei einem Geiſterſeher gleich", zu beſtätigen ſcheinen, — ſo liegt der Schluß nahe: „Der Menſch war ein Schwärmer!"

Aber *nur* der oberflächlichen Anſchauung oder dem confeſſionell gefärbten Blick gehört dies Urtheil zu; wer tiefer ſieht, wird erkennen, daß eine innere Umwandlung mit Hardenberg in dieſer Zeit vorgegangen war, daß er von ſeiner *heidniſchen* Sehnſucht nach dem Scheiden aus dieſem Leben voller Kummer und Gram zu dem chriſtlichen Glauben hindurchgedrungen, daß es ihm klar geworden: „In und durch den Tod Jeſu Chriſti iſt der Tod für den Chriſten der Eingang zum Leben und zur Seligkeit geworden." Das bittere Leid, das ſich über ſo viel Glück und Liebe, ſo hohe Gaben des Geiſtes und ſo reiches Leben der Empfindung mit dunklem Schleier breitete, hatte eine edle Frucht gezeitigt! Während der tiefſte Schmerz Friedrich's Herz zerriß, mußte er erfahren, daß Kunſt und geiſtiges Streben die blutenden Wunden einer armen Menſchenſeele nicht zu heilen vermögen. Da tauchte ihm aus der Tiefe ſeiner Kindheitserinnerungen heller und heller eine Geſtalt

auf, ſo tröſtlich klangen die damals unverſtandenen Worte, das Leid ſeines Herzens zog ihn mächtiger und mächtiger zu dem Einen, den er in wunderbarem Glanze als „Heiland und Befreier“ ſchaute, der, von Liebe nur bewegt, ſich in die Erde gelegt hat, als Grundſtein einer Gottesſtadt. — In die dunkle Todesnacht leuchtete das Chriſtenthum mit hellem Licht, löſte ihm das Räthſel ſeines Lebens und zeigte ihm die Welt der ewigen Gottesruhe, des wahren ſeligen Daſeins. — Geheilt und frei trat er von Neuem in die Welt. Aus dem tiefen Schmerz hatte ſich der Chriſt und der Dichter losgerungen.

Zwiſchen Vater und Sohn war ein neues Verhältniß eingetreten. Beide glichen ſich nicht nur in ihrem tiefen leidenſchaftlichen Schmerz um ein geliebtes Weſen, ſondern auch die Wirkung des Schmerzes war bei ihnen die gleiche. Beide führte dieſer Verluſt zu Chriſto hin und gab ihren Seelen den tiefinnerlichen Grundton des Chriſtenthums. Aber die äußerlich hervortretenden Wirkungen waren verſchieden, und darum konnten ſie einander nicht verſtehen; dem Einen erſchien der Weg des Andren verkehrt und irrthümlich.

Während bei dem Vater die Erneuerung ſeines inneren Menſchen auch im Aeußerlichen den Methodiſten, den Herrnhuter ſpiegelte, war ſie in dem Sohne eine rein innerliche, die nur im Liede ſich ausſprach. Aber im Liede hat ſie fortgewirkt, frei von Sectenweſen, frei von confeſſioneller Beſchränktheit und Färbung, in tiefſter, liebender Hingabe an Jeſum Chriſtum.

Bei dem Vater aber wie bei dem Sohne zeigt ſich jetzt

eine Scheu, dieſen Punkt zu berühren. Ihr Verhältniß iſt von nun an ein freundliches, ſchonendes, Einer trägt den Andren. Allein es bleibt kühl und zurückhaltend; die Fragen, welche ihnen Beiden die wichtigſten ſind, beſprechen ſie nicht mehr. Der Vater betrachtet den Sohn mit einem gewiſſen ſchweigenden Kummer, weil er ihn nicht verſtehen kann.

Lange Jahre nach Friedrich's Tode deutet er dies der Mutter einmal an. „Geſtern machte mir die Lectüre von Novalis' Schriften manche unangenehme Empfindung, welche jedoch dadurch wieder in's Gleis kam, daß meine Hoffnung, ihn dort zu ſehen, dadurch befeſtigt wurde. Wie wird er ſich gewundert haben, wenn die Schuppen von ſeinen Augen gefallen ſind. Wir werden es Alle thun, da es in keines Menſchen Auge noch Ohr gekommen iſt, was Gott bereitet hat Denen, die ihn lieb haben. Allein, wer ohne Luftſchlöſſer, blos mit der ſüßen Erwartung zu ſeinem Herrn geht, ihn mit ſeinen Augen zu ſehen, und von ihm ſein glückliches Loos zu erhalten, dem wird ſeine Erwartung ohne Täuſchung erfüllt werden."

Sehr richtig bezeichnet der alte Freund Juſt die verſchiedene Stellung, welche Vater und Sohn zum Chriſtenthum einnehmen, in einem Briefe an Friedrich, der mit dem demſelben vorangehenden hier folgt.

Friedrich an Juſt.

„Freiberg, 26. December 1798.

„Wenn meine abgeriſſenen Gedanken Ihnen einige beſchäftigte Stunden gemacht haben, wenn ſie Ihnen geweſen

ſind, was ſie mir waren und noch ſind, — Anfänge intereſſanter Gedankenfolgen, Texte zum Denken, ſo ſind meine Wünſche erfüllt. Viele ſind nur Spielmarken, und haben nur einen tranſitoriſchen Werth. Manchen hingegen habe ich das Gepräge meiner innigſten Ueberzeugung aufzudrücken geſucht. Gern geſtehe ich, daß ich ſelbſt glaube, ſehr entfernt von Ihrer Weiſe die Religion zu betrachten und zu beurtheilen, einen Weg eingeſchlagen zu haben, der Ihnen wunderſeltſam ſcheinen muß. Indeß wir ſind Freunde und werden Freunde ſein, und hierin ſtoßen unſere Religionen, beſſer unſere Theologieen, zuſammen. Wenn Freundſchaft, Liebe, Sittlichkeit, Thätigkeit das Reſultat von Beiden iſt, ſo müſſen wohl beide Schweſtern Glieder jener heiligen Familie von Religionen ſein, die, von jeher unter den Menſchen einheimiſch, die treueſte Pflege alles Guten und Schönen bewieſen, in ihrem Schooße Tugend und Liebe in den wildeſten Zeiten bewahrt, und Troſt und Hoffnung, Muth und Zufriedenheit überall erhalten und verbreitet hat. Ihre Freundin hat durch ihren Verſtand ſich Ihnen offenbart, da ein herzlicher Verſtand der Hauptzug in Ihrem Charakter iſt. Mir iſt ſie durch herzliche Phantaſie nahe gekommen — denn dies iſt vielleicht der hervorſtehendſte Zug meines eigenthümlichen Weſens. — Sollte ſich gerade in dem bedeutendſten Verhältniſſe unſere mannichfache Verſchiedenheit, der Grund unſerer ganzen menſchlichen Verfaſſung nicht zeigen? Sie hängen mit kindlichem Sinn an den umwandelbaren Chiffern einer geheimnißvollen Urkunde, die ſeit Jahrtauſenden unzählige Menſchen mit göttlichem Leben erfüllt und Ihre ehrwürdigen Vorfahren

ein langes Leben hindurch wie ein Palladium begleitet, — einer Urkunde, die, außer wenigen unbegreiflichen Worten, Vorſchriften und Beiſpiele, Geſchichten und Lehren enthält, die mit Allem übereinſtimmen, was die beſten und weiſeſten Menſchen, was unſer eigenes Gewiſſen mehr oder weniger klar als das Vortreffliche und Wahre empfohlen, kennen gelernt und bewährt gefunden haben. Es ſcheint ſich in ihr noch über alles dieſes eine unendliche Welt wie ein Himmel zu wölben und eine entzückende Ausſicht in eine himmliſche Zukunft wunderthätig zu eröffnen. Mit welchem Herzen nehmen Sie an der Bibel ein Unterpfand Gottes und der Unſterblichkeit in die Hand — wie glücklich müſſen Sie Sich vorkommen, wenn Sie Sich überzeugt ſehen, an ihr eine überirdiſche Schrift, eine bleibende Offenbarung zu beſitzen, in dieſen Blättern gleichſam eine leitende Hand aus einer höhern Sphäre feſtzuhalten! Ihre Theologie iſt die Theologie des hiſtoriſch-kritiſchen Verſtandes; dieſer ſucht eine feſte Grundlage, einen unumſtößlichen Beweisgrund, und findet ihn in einer Sammlung von Urkunden, deren Erhaltung allein ſchon ein beſtätigendes Wunder zu ſein ſcheint, und für deren Glaubwürdigkeit alle hiſtoriſchen Beweismittel und Herz und Vernunft zugleich ſprechen. — Wenn ich weniger auf urkundliche Gewißheit, weniger auf den Buchſtaben, weniger auf die Wahrheit und Umſtändlichkeit der Geſchichte fuße; wenn ich geneigter bin, in mir ſelbſt höheren Einflüſſen nachzuſpüren und mir einen eigenen Weg in die Urwelt zu bahnen; wenn ich in der Geſchichte und den Lehren der chriſtlichen Religion die ſymboliſche Vorzeichnung einer allgemeinen, jeder Geſtalt fähigen Welt-

religion — das reinſte Muſter der Religion, als hiſtoriſcher Erſcheinung überhaupt — und wahrhaftig alſo auch die vollkommenſte Offenbarung zu ſehen glaube; wenn mir aber eben aus dieſem Standpunkt alle Theologieen auf mehr und minder glücklich begriffenen Offenbarungen zu ruhen, alle zuſammen jedoch in dem ſonderbarſten Parallelism mit der Bildungsgeſchichte der Menſchheit zu ſtehen und in einer aufſteigenden Reihe ſich friedlich zu ordnen dünken, ſo werden Sie das vorzüglichſte Element meiner Exiſtenz, die Phantaſie, in der Bildung dieſer Religionsanſicht nicht verkennen."

Juſt an Friedrich.

„Tennſtedt, 20. Januar 1799.

„Zuerſt Etwas über unſere beiderſeitigen Vorſtellungsarten in Religionsſachen. Meine erſte wahre Ueberzeugung von der chriſtlichen Religion war hiſtoriſch. Damals war mir noch Theologie und Religion Eins, und ich vermengte Orthodoxie und Chriſtenthum. Nach und nach erweiterte ſich mein Geſichtspunkt, ich lernte abſondern und ſcheiden. Im Praktiſchen vermiſchte ich wiederum Halbheit und Moralität und im Theoretiſchen Moral mit Religion. Ueber viele Punkte war ich Zweifler. So belebte ſich nach und nach mein Syſtem, nachdem ich die chriſtliche Religion nicht nur für hiſtoriſch glaubwürdig, ſondern auch darum für wahr und anbetungswürdig halte, weil ſie nach meiner Ueberzeugung der Würde Gottes, ſoweit wir davon urtheilen können, angemeſſen und ſo ganz auf die Hauptbedürfniſſe des Menſchen, Beruhigung und Beſſerung, be-

rechnet iſt. In dem Sinne, in dem Kant die Exiſtenz Gottes aus dem Bedürfniß des Menſchen, ſie zu glauben, herleitet, leite ich auch die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus dem Bedürfniß der Menſchen, ſie zu glauben, her. Und darum finde ich auch die Lehre, daß Jeſus nach der Veranſtaltung Gottes durch ſeinen Tod dem Menſchengeſchlecht Vergebung der Sünden verſchafft hat, woran Jeder, der ſich nach der Lehre Jeſu ernſtlich beſſert, Antheil nehmen kann, für wahr, weil ſie ſo ganz auf das Bedürfniß jedes Menſchen paßt, mit der Moral in genauer, ſchweſterlicher Verbindung ſteht und der Würde des gerechteſten und gütigſten Weſens entſpricht.

„Ich habe jetzt Nathan den Weiſen geleſen, und ſo wenig ich die verborgenen Invectiven gegen das Chriſtenthum, welches doch Leſſing, der kluge Leſſing, ſo offenbar mit dem Katholicismus vermengt, billige, ſo willig unterſchreibe ich doch alle in dem Buche ausgeſprochenen Grundſätze.

„Sie, lieber Freund, Ihr Herr Vater und ich, wir gehen Alle nach Einem Ziele, aber auf verſchiedenen Wegen. Daß wir auf verſchiedenen Wegen gehen, wird dem Gott, der uns auf verſchiedenen Wegen werden und exiſtiren ließ, nicht mißfallen, wenn wir nur das Ziel genau im Auge behalten. — Sie und Ihr Herr Vater gehen auf dem Wege der Phantaſie und des Herzens, nur daß dieſer hierbei einem frommen Führer, Sie Sich ſelbſt zuerſt folgen. Ich, wenn Sie wollen, gehe mehr auf dem Wege des

Verſtandes. Allein ich muß Ihnen ſagen, daß dieſer zwar in manchem Betracht ſicherer, aber auch in manchem gefährlicher iſt, weil das Herz ſo leicht doch kalt bleibt und weil man ſich ſo leicht dabei ſchmeichelt, Religion zu haben, während man ſie doch blos kennt. Und ich ſchätze Diejenigen für glücklich, bei denen Religion mehr Bedürfniß des Herzens, als Gegenſtand des Verſtandes iſt, weil ſie bei Allen mehr Sache des Lebens, der That wird, wennſchon ſie durch einige Auswüchſe entſtellt ſein ſollte. Sonſt ſcheinen Sie mir immer in der Religion zu ſehr auf's äſthetiſch Schöne zu rechnen, und ich glaube auch einige Spuren davon in Ihren Schriften entdeckt zu haben. Nach und nach werden Sie es aber auch Sich ſelbſt eingeſtehen, daß die äſthetiſche Schönheit nur Nebenſache iſt, welches uns aber auch die chriſtliche Religion empfehlenswerth machen kann."

Dieſer Brief erwähnt die Schriften Hardenbergs. Im erſten Hefte des Athenäums im Frühjahr 1798 hatte Schlegel einen Theil Fragmente von Novalis unter dem Titel „Blüthenſtaub" herausgegeben. Es iſt nicht erkennbar, weshalb Tieck in den Schriften dieſe von dem Verfaſſer ſelbſt unter einem beſtimmten Namen zuſammengefaßten Gedanken, nicht ferner unter dieſem Titel hat beſtehen laſſen, ſondern ſie regellos unter die andren Fragmente verſtreut hat, ja oft einen einzelnen Satz ohne allen Zuſammenhang zu einem Fragment für ſich verarbeitet. In dem zweiten Theile des Athenäums von 1798 folgen noch mehr Fragmente, jedoch ohne Namensbezeichnung von Novalis

bilden ſie einen Theil der Schlegelſchen Fragmente; ſie ſind leicht erkennbar. Hardenberg ſagt in einem Briefe an A. W. Schlegel: „Sie ſind zum Theil ſchon älter, nur abgekehrt".

Da er nicht unter ſeinem eignen Namen in die Oeffentlichkeit treten wollte, ſo nannte er ſich Novalis, nach einer Linie ſeiner Familie, die in mehreren Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts unter dem Namen de Novali vorkommt. Ich halte es für irrthümlich, daß man den Namen für eine lateiniſche Ueberſetzung von Hardenberg hält. Das Gut, wonach ſie ſich nannten, hieß Roda, jetzt Großenroda, und war bis in den Anfang dieſes Jahrhunderts im Beſitz der Hardenberge; jetzt haben ſie noch das Patronatrecht daſelbſt, ſo wie auch das Erbbegräbniß der dritten Linie noch in der Kirche dort iſt.

1798 im Mai ſchickte Novalis „Blumen" und „Glauben und Liebe, oder der König und die Königin" für die Jahrbücher der preußiſchen Monarchie an Friedrich Schlegel. Die „Blumen" finden ſich im Juniheft der Jahrbücher, „Glauben und Liebe" im Juliheft derſelben abgedruckt. Tieck hat in der 4. und 5. Auflage der Schriften die „Blumen" im Anhang aufgenommen, „Glauben und Liebe" aber ſind in beiden Auflagen unter die Fragmente zerſtreut. — Juſt's Kritik in ſeinem Briefe vom 17. und 24. November 1798 iſt heute noch treffend. Die Vorrede hat nur noch einen culturhiſtoriſchen Werth, da ſie beweiſt, welch ein freudiges Staunen in Deutſchland hervortrat, als noch im 18. Jahrhundert ein königliches Paar als glückliches Ehepaar ſich zeigte, ein in dieſem Jahrhundert faſt

unerhörter Fall. Novalis ist übrigens nicht der Einzige, den diese Erscheinung auf's Höchste in jener Zeit begeisterte. Auch die Tendenz der Erziehung der jungen Männer tritt in diesen Aphorismen hervor, der Einfluß von Jean Paul und Goethe's „Wilhelm Meister" zeigt sich hier, mit dem merkwürdigen Unterschied, daß, während jene Beiden einem geheimen Bunde mit einzelnen mächtigen Geistern an der Spitze die erziehende Macht vindiciren, Novalis die regierenden Gewalten und den Staat mit diesem Amte betraut.

Im Herbst desselben Jahres gab Hardenberg Schlegel die „Dialoge" in das Athenäum. — Anfangs April 1800 war der erste Theil des „Heinrich von Ofterdingen" vollendet.

Allerdings haben Diejenigen Recht, welche diesen Roman als eine noch unvollkommene Erstlingsarbeit ansehen; hat doch der Dichter selbst nicht anders geurtheilt. Unstreitig sind einige Gestalten, vor allem die Heldin, Mathilde, unplastisch und in verschwommenen Umrissen gezeichnet; indeß ist über diesen Punkt Schleiermachers Wort höchst frappant: „Das Unplastische in der Zeichnung der Mathilde (Sophie) kommt wohl mit daher, daß das Original selbst nicht anders war; das Dürftige am Geist, was der Heldin anhaftet, lag möglicher Weise am Urbild."

Eins aber tritt aus dem Buche Dem entgegen, der nach dem Dichter, nicht blos nach der Dichtung fragt. Novalis schildert hier seine Liebe zu Sophien, und indem er dies thut, streift er das Schwere, Irdische jener Zeit von sich und läßt das Erlebte als Dichtung aus sich heraustreten. Während er daran arbeitet, bezeugen seine Briefe, welch'

eine Freude für ihn in dieſem Schaffen lag. Und gewiß iſt es ein Beweis ſeiner echt dichteriſchen Begabung, daß alles, was er ſchrieb, in einem realen Vorgang in ihm ſelbſt ſeine Wurzel hatte. — Die „Hymnen an die Nacht", warum ergreifen ſie die Seele des Leſers ſo eigenthümlich? Weil ſie der Markſtein der Umwandlung des Dichters in einen Chriſten ſind. In ihnen erſcheint ſein tiefſtes Leid von überirdiſchem Glanze verklärt. Bis zu Sophiens letzten Lebenstagen und ihrem Tode ſtand er dem Chriſtenthum fremd gegenüber, aber er kannte daſſelbe von Jugend auf, als einen alten treuen Freund des Hauſes, den Vater und Mutter liebten und ehrten, wenn er auch den Kindern noch unzugänglich war; aber jetzt, als der tiefſte Schmerz das Herz des Dichters zerriß, da —

„Als ich ſo im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Ward mir plötzlich, wie von oben
Weg des Grabes Stein gehoben,
Und mein Innres aufgethan!"

Das neue Leben eines Chriſten treibt die erſten leuchtenden Blüthen in den „Hymnen an die Nacht"; Novalis ſelbſt erklärte ſie für ſein beſtes Werk.

In den „Geiſtlichen Liedern" erſcheint dies neue Leben in ihm in der ſchönſten Entfaltung, ſie erklingen in einer Zeit, die in Hinſicht auf dieſe edelſte Perle der deutſchen Dichtkunſt, dem geiſtlichen Liede, ganz wie erſtorben war, ſo hell, ſo lebensvoll, als wenn aus wüſtem Felsgeſtein unverhofft ein friſcher Quell hervorſpringt.

Der Aufſatz „Europa oder die Chriſtenheit" wird in

einem ſpätern Zuſammenhang noch näher beſprochen werden. Hier nur ſo viel, daß in dieſem Bruchſtück der rothe Faden am deutlichſten hervortritt, um deſſentwillen ſowohl Carlyle, wie auch R. Haym der gründlichſte und liebevollſte Geſchichtsſchreiber der romantiſchen Schule, Novalis den Propheten unter den Romantikern nennen, im directen Gegenſatz dazu, daß Andre, wie Friedrich Schlegel und auch Koberſtein, dieſen Aufſatz zu einem römiſch-katholiſchen Glaubensbekenntniß ſtempeln wollen.

In den allgemeinen Urtheilen für und gegen die romantiſche Schule ſcheint der Punkt, daß die politiſche Zerriſſenheit Deutſchlands der Hauptfactor ihrer Geſtaltung war, noch nicht ſo gewürdigt zu ſein, wie er es verdient, wenn es gleich Haym an mehreren Stellen ſeines Werkes andeutet.

Die politiſche Lage Deutſchlands ſchuf gerade zu viele Anſchauungen der Romantiker.

Unter dem Druck der Kleinſtaaterei ſeufzend, preßte die Gegenwart ſchwer mit ihrer kleinlichen Wichtigkeit und ihrer reizloſen Proſa auf die jugendlichen Geiſter. — Die Contraſte, die der gewaltige geiſtige Aufſchwung in den drei letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts in Deutſchland hervorgerufen hatte, verſchärften dieſen Druck, ebenſo wie die politiſche Entwicklung, die die Revolution in Frankreich zu Stande gebracht, das Enge und Kümmerliche der deutſchen Kleinſtaaten bitter empfinden ließ und zum Bewußtſein brachte.

Die ſeichte Aufklärung und der herrſchende Rationalismus hatten den Widerſtand gegen ihr plattes Nützlichkeits-

prinzip in allen irgend tiefer angelegten Gemüthern wachgerufen. — Wie bitter klingen die Klagen Schleiermachers in den Reden über die Religion (S. 149 ff.): „Mit Schmerzen seh' ich täglich, wie die Wuth des Erklärens und Berechnens den höhern Sinn gar nicht mehr aufkommen läßt, wie alles sich vereinigt, ihn an das Endliche und noch dazu an einen sehr kleinen Punkt desselben zu befestigen, damit das Unendliche ihm so weit als möglich aus den Augen gerückt werde. In blinde Vergötterung des gegebenen bürgerlichen Lebens versunken, sind die Meisten überzeugt, daß in demselben Stoff die Fülle vorhanden, und daß sie deshalb das Recht hätten, zu verhüten, daß Einer noch etwas Andres suche, oder aus diesem Gesichtspunkte heraustrete."

Wenn Tieck in der Einleitung zu seinem poetischen Journal sich vernehmen läßt: „Vom 17. Jahrhundert an schreibt sich in Deutschland ein Stillestand, eine Geistesträgheit her, die sich nicht blos in Kunst und Poesie bemerken läßt, sondern es hat nun eine Periode angehoben, deren Geist es ist, den Enthusiasmus zu verspotten und die Geistlosigkeit als das Fundament aller menschlichen Erkenntniß und Bemühung zu setzen", — so führt dies Thema Friedrich Schlegel, in seiner Kritik über Jacobi's „Waldemar" *), dahin aus, „daß die Majorität der Vernünftler durchaus unfähig war, weder mit dem Kopf noch mit dem Herzen sich zu Ideen zu erheben. Sie

*) Siehe S. 73 in der Ausgabe von Minor: „Die Jugendschriften Friedrich Schlegels".

leugneten, was über ihrem Horizont war. So gelang es ihnen, die Gemeinheit einigermaßen zu ſyſtematiſiren und zu ſanktioniren, indem ſie alle Mittelmäßigen zu einer unſichtbaren Kirche vereinigen. Die Häupter der Gemeinde gehen nun umher wie Feuerherren, und wo ſie etwas wittern, was wie Enthuſiasmus ausſieht, ſo ſchreien ſie: ‚Myſticismus, Schwärmerei‘.“

Nehmen wir zu dieſen Zeugniſſen die halbkomiſchen, halbtragiſchen Schilderungen der kleinſtaatlichen Jämmerlichkeit bei Jean Paul, ſo haben wir die Elemente beiſammen, welche die Anſchauungen — und die Fehler der Romantiker geſchaffen haben.

Das ſich Verſenken der jungen Dichter in die ehemalige Herrlichkeit des deutſchen Volkes und die Poeſie des Mittelalters, und doch die Schwäche der hiſtoriſchen Anſchauung iſt einer dieſer Züge, der zugleich dieſe Männer andererſeits zu werthvollen Vorläufern der ſpäteren hiſtoriſchen Schule machte. Freilich überſetzten ſie das, was ſie fanden, nicht in die Sprache der Gegenwart und wurden daher von dem Volke, das in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit lebt, nicht verſtanden.

Das wunderbare Forſchen, was ſich bei Allen findet, bald in der Poeſie oder in der Philoſophie, bald in der Kunſt oder in der Wiſſenſchaft überhaupt das Heil der Welt zu finden, — worin anders wurzelt daſſelbe, als darin, daß kein großes Vaterland, kein der heißen Liebe werthes Gemeinweſen vorhanden war, was allein alle dieſe Studien und Arbeiten, all dies Ringen werthvoll machen konnte.

Der eigenthümliche Zug, daß ein großer Theil von

ihnen ſich ſcheiden ließ oder Andrer Frauen zur Scheidung bewog, worin lag er ſonſt, als in dem im tiefſten Innern unbefriedigten Leben? Sie träumten ſich, da die Frauen lebhaft auf ihre Intereſſen eingingen, in der Ehe ein freies, glückliches Eden zu finden. Daß dies bei den Meiſten ein Irrthum war, lag in der Natur der Sache.

Das Zurückwenden zur römiſchen Kirche erklärt ſich ebenfalls aus der deutſchen Zerriſſenheit und aus der damaligen platten Aufklärung, ſowie der trocken rationaliſtiſchen Strömung in der evangeliſchen Kirche. In der römiſchen Kirche trat eine mächtige Einheit in die Erſcheinung und blendete Viele, denen die evangeliſche Kirche nichts Ewiges mehr zu bieten ſchien. Diejenigen aber, die in der römiſchen Confeſſion Einheit und kirchliche Erhabenheit ſuchten, beachteten nicht, daß, wenn die römiſche Kirche ſich nicht ſelbſt vernichten will, ſie alle geiſtige Freiheit und Selbſtſtändigkeit unterdrücken muß.

Allen dieſen ſtrebenden Geiſtern fehlte der großartige politiſche Hintergrund eines mächtigen Vaterlandes, eines in ſich verbundenen Volkslebens, das freie Feld, in dem ſich Thatkraft und ſchöpferiſches Genie entfalten konnten; nur in wiſſenſchaftlichen, litterariſchen, dichteriſchen Fragen und Dingen konnten ſie die engen Schranken überſchreiten, im wirklichen Leben nicht!

Auf dieſe, größtentheils den Männern ſelbſt unbewußten Urſachen laſſen ſich die meiſten Schattenſeiten und Fehler der Romantiker zurückführen. Alle dieſe jungen Männer arbeiteten hart und mit voller Hingabe, allein die Diſſonanz blieb ihnen ungelöſt.

Novalis iſt Einer der Wenigen unter den erſten Romantikern geweſen, der ſchon in jener Zeit die Löſung der Diſſonanz gefunden hat, in ſeiner Stellung zu der Perſon Jeſu Chriſti, — außer ſeiner religiös angelegten Natur ſelbſt, durch die tief chriſtliche Perſönlichkeit ſeines Vaters, deſſen Einfluß auf den Sohn viel ſtärker und größer war, als Beide ahnten, durch welchen ihm das Chriſtenthum als etwas ſchlechthin Gewiſſes, Unumſtößliches und Lebendiges erwachſen war. So drang Novalis durch alle Philoſophie wieder zu dem poſitiven Chriſtenthum hindurch. Eins aber muß in Bezug auf ihn hier noch erörtert werden.

Die Meiſten der erſten Romantiker, Tieck, die beiden Schlegel, Schleiermacher, Schelling u. a. m., ſind ältere Männer geworden, ſie hatten alſo Zeit, ihre Anſchauungen theils zu modifiziren, ja zu ändern, oder aber mit Ausdauer und Folgerichtigkeit durchzuführen. Novalis dagegen ſtarb jung, in ſeinem Denken war das Silber noch bei weitem nicht aus den Schlacken geſchieden, ſeine Werke ſind nur Bruchſtücke geblieben, weſentlich Studien, um in ſich ſelbſt klar zu werden. Wodurch aber geſchieht es, daß andere bedeutende Männer ſich immer von Neuem bewogen fühlen, ſich mit den Gedanken dieſes längſt von der Erde geſchiedenen Geiſtes zu beſchäftigen? und zwar nicht blos Litterarhiſtoriker, die ihn nur in ſeiner Stellung als Mitglied jener geſchichtlich betrachteten Schule anſehen, ſondern ein Mann wie Richard Rothe. Er nennt Novalis in einer Vorleſung oder einem Aufſatz vom Jahr 1862 „das Vorbild eines modern-religiöſen Dichters, ja gewiſſermaßen eines erſt noch in Zukunft zur vollen Geltung kommenden chriſtlichen

Lebens". In der zweiten Ausgabe ſeiner „Ethik" führt Rothe eine ganze Reihe Gedanken aus den „Fragmenten" als Citate an*).

Ein Zweiter, den wir in dieſer Hinſicht anführen, iſt der ſchon genannte engliſche Schriftſteller Thomas Carlyle. In einem Eſſay vom Jahr 1828 zieht er eine Parallele zwiſchen Novalis und Blaiſe Pascal, und nennt ihn den deutſchen, den evangeliſchen Pascal, und Beide prophetiſche Geiſter! — Wie geiſtreich dieſer Vergleich iſt, wird beim Leſen der beiden betreffenden Schriften klar, nur muß feſtgehalten werden, daß von Pascal's Seite nur von „Les Pensées" die Rede iſt, nicht von ſeinen Streitſchriften gegen die Jeſuiten; auch darf nicht vergeſſen werden, daß ſelbſt in „Les Pensées" Pascal als Vertheidiger der Auguſtiniſchen und frühern katholiſchen Kirchenlehre auftritt,

*) Wir führen nur einige als Kennzeichen an. Bd. III, S. 203: „Licht iſt auf jeden Fall Action — Licht iſt wie Leben wirkende Wirkung." Bd. III, S. 204: „Organiſationstrieb iſt Trieb, alles in Werkzeug und Mittel zu verwandeln." Bd. III, S. 204: „Alle abſolute Empfindung iſt religiös." Bd. III, S. 228: „Im Ich, im Freiheitspunkte ſind wir alle in der That völlig identiſch — von da aus trennt ſich erſt jedes Individuum. Ich iſt der abſolute Geſammtplatz, der Centralpunkt." Bd. III, S. 237: „Der Geiſt führt einen ewigen Selbſtbeweis." Bd. III, S. 242: „Aller Zufall iſt wunderbar — Berührung eines höhern Weſens." Bd. III, S. 258: „Neigungen zu haben und ſie zu beherrſchen iſt rühmlicher, als ſie zu meiden." Bd. III, S. 276: „Alles Unwillkürliche ſoll in ein Willkürliches verwandelt werden." Bd. III, S. 288: „Die Kraft iſt der unendliche Vokal, der Stoff der Conſonant." Bd. III, S. 296: „Gewiß iſt's, daß der Menſch ſelbſt Seelenkrankheiten Herr werden kann, und dies beweiſt unſere Moralität, unſer Gewiſſen, unſer unabhängiges Ich."

ehe der Orden Loyola's auf den römiſchen Stuhl Einfluß gewann und daß er als geiſtlicher Lehrer ſchreibt. Von Beidem iſt Novalis weit entfernt. Seine Fragmente ſind rein ſeine philoſophiſchen Studien. — Außerdem iſt die Aehnlichkeit überraſchend. Schon in ihrem äußeren Geſchick iſt etwas Paralleles. Pascals eigentliche Bekehrung bewirkte das anſcheinende Wunder bei der Heilung ſeiner Nichte Margarete Perier. Novalis wendete ſich durch Sophiens Tod zum Chriſtenthum. Beide ſtarben jung, Pascal ehe er das 39., Novalis bevor er das 30. Lebensjahr vollendet. Ihre bedeutendſten Gedanken haben Beide in einzelnen Sätzen zurückgelaſſen. Anfangs war für den Einen wie für den Andren die Philoſophie die Führerin. Pascals mathematiſches Genie zeigt ſich bei Novalis im lebhafteſten Intereſſe für die Mathematik, die er ja in vielen Fällen zum Ausgangspunkt ſeines Philoſophirens nimmt. Jeder von ihnen hatte im Leben mit ſchweren Körperleiden bei ſich und Denen, die ihm nahe ſtanden, zu kämpfen. Daher bringen Beide das Weſen der Krankheit in ein förmliches Syſtem, mit dem bezeichnenden Unterſchied, daß Pascal, als katholiſcher Asket, die Krankheit des Leibes, als Analogie des ſündlichen Verderbens der Seele, als den allein heilſamen Zuſtand des Menſchen preiſt, — Novalis dagegen ſich von ihr zu löſen, ſie zu überwinden, ja zu leugnen ſucht, ſie nur als Erziehungs- und Zuchtmittel des Geiſtes duldet. Während Pascal alle Poeſie als weltlich verwarf, kann Novalis auch in ſeinen philoſophiſchen Schriften den Dichter nicht verleugnen. — Bei Beiden iſt endlich das Chriſtenthum, genauer ausge-

drückt, die Perſon Jeſu Chriſti der Mittelpunkt, der einzig würdige Gegenſtand aller Liebe und alles Glücks, allein während Pascal alles Heil in der katholiſchen Kirche ſucht, in ſeinen Augen die einzige Offenbarungsform des Chriſtenthums, ſchaut Novalis hoffend nach einer Zeit aus, wo daſſelbe, die engen Formen der Confeſſionen ſprengend, ſeine innere Kraft in dem Schaffen einer in viel höherem Sinne univerſalen Kirche documentiren wird, ſeine göttliche Kraft, die alle Geiſter für oder gegen Chriſtum zwingen wird.

Das confeſſionelle Kirchenthum naht ſich ſeinem Ende. Das Chriſtenthum will ſich ein neues Gewand ſchaffen, darum das ſcheinbar wirkungsloſe auf die Gemüther der Menſchen in dieſem Augenblick. Eine neue Phaſe in der Entwicklung des Chriſtenthums iſt im Kommen begriffen, es ſind die Wehen dieſer Geburt, die die jetztigen Generationen erdulden müſſen.

Novalis iſt einer der erſten Propheten dieſer neuen Zeit geweſen.

Wir laſſen nun einige Briefe von Novalis an Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, an Caroline Schlegel, geb. Michaelis, an Juſt folgen, und einen Brief Juſt's an Novalis, die einen intereſſanten Blick in das litterariſche Leben des Letzteren thun laſſen. Die Erſteren ſind durch die Güte des Herrn Profeſſors und Malers Philipp Veit der Familie des Dichters mitgetheilt.

Derſelbe äußerte aber ſeine Bedenken der Veröffentlichung gegenüber: „Er habe es ſich eigentlich zur Regel gemacht, briefliche Mittheilungen verſtorbener Perſonen nur

in den seltensten Fällen und nur mit der größten Vorsicht und Auswahl andren Händen zu überlassen, wegen des allzu häufigen Mißbrauches; doch finden diese Bedenken Ihnen gegenüber nicht im mindesten statt."

Diese Aeußerung veranlaßte mich zu einer vielleicht übertriebenen Vorsicht und Bedenklichkeit. Nach seinem Tode haben seine Erben durch Dr. Raich, Mainz 1880, die gesammten Briefe in einem kleinen Heft unverkürzt herausgeben lassen. Da also diese Rücksicht nun wegfällt, so werde ich von einigen von mir nur im Auszug gebrachten Briefen nun das Ganze bringen, sowie noch einige, auch von den Brüdern und ihren Verwandten, hinzufügen.

Novalis an Friedrich Schlegel in Leipzig *).

Ohne Datum (vermuthlich Frühjahr 1793).

„Dein Brief trifft diesmal ungemein glücklich. Der alte Kopf vorn am Eingang erfüllte mich mit heiligem Schauer und an den Zügen der Inschrift erkannte ich den Frommen, der diese Blättergrotte dem Sohne der Lieblingstochter Jovis und der Nemesis, der Freundschaft weihete. Erwartungsvoller stieg kein Reisender in die Wunderhöhle von Antiparos, als ich von Zeile zu Zeile in die Geheim-

*) Die Brüder Schlegel waren die Söhne von Johann Adolph Schlegel, geb. 1721 zu Meißen, gest. 1793 als Generalsuperintendent zu Hannover. Die Familie stammte aus Sachsen, der Großvater Johann Friedrich Schlegel war Appellationsrath und Stiftssyndicus zu Meißen.

niſſe Deiner Wandrung. — Das Orakel ſchweigt, Deine Augen funkeln in überirdiſchem Glanze und Dein Stern taucht ſich in's Göttliche — ich ſtehe neugieriger als je vor Dir.

„Daß Du noch unter den Lebendigen biſt, freut mich. Kann man Dich doch noch anfaſſen und fühlen Dein Fleiſch und ſchlagen hören Dein Herz. Du trankſt aus der Quelle der Durſtigen — Du biſt nun unerſättlich. Das reißt Dich noch vielleicht aus den Banden der vier Elemente, in denen es uns doch wohler ſein kann, als einer Intelligenz in ihrer Haut. Mich dauert Dein armes, ſchönes Herz. Es muß brechen früh oder ſpät. Es kann nicht ſeine Allmacht ertragen. Deine Augen müſſen dunkel werden über der ſchwindelnden Tiefe, in die Du hinabſiehſt, in die Du den bezauberten Hausrath Deines Lebens hinabſtürzeſt. Der König von Thule, lieber Schlegel, war Dein Vorfahr, Du biſt aus der Familie des Untergangs. Jetzt kann ich's Dir ſagen und wundre mich, daß Dir's Dein Bruder nicht ſagt. Du wirſt leben, wie wenig leben, aber natürlich kannſt Du auch keinen gemeinen Tod ſterben — Du wirſt an der Ewigkeit ſterben. Du biſt ihr Sohn, ſie ruft Dich zurück. Eine ſeltene Beſtimmung haſt Du bei Gott. Vielleicht ſeh' ich nie wieder einen Menſchen wie Dich. Für mich biſt Du der Oberprieſter von Eleuſis geweſen. Ich habe durch Dich Himmel und Hölle kennen lernen, durch Dich von dem Baum des Erkenntniſſes gekoſtet.

„Aber nun ſag' einmal, iſt es nicht möglich, daß Du unter uns bleibſt? — ſind die feierlichen Worte der

Weihung ſchon unwiderruflich ausgeſprochen? hat Dir ſchon Iris die Locke abgeſchnitten? — mußt Du als Opfer ſterben? Ich bitte Dich, antworte Dir ſelbſt ohne Ueberſpannung. Ich habe für die Schönheit Deiner Idee unendliche Ehrfurcht, aber ich weiß auch, daß das Leben ewig ſchön ſein kann. Erhalte Dich, wirf Dich der Natur in die Arme — ſie hat Platz und Liebe genug für Dich. Mein ganzer Grund iſt mein inniges Gefühl am Leben, mein Glaube und Zuverſicht zu allem, was in mir und um mir iſt — denn hier weiß ich jetzt ſonſt nichts von Recht und Unrecht. Freilich kann ich Dir keine ſolche Theilnehmung einflößen, wie ich an allem Menſchlichen habe, mich nicht auf die Verjüngungskraft Deiner Natur berufen, nicht auf den ſichtbaren Gang einer himmliſchen Ordnung und Nemeſis in Deinem Leben, aber wer weiß, wie nahe Dir ein ſolcher Augenblick des Zurückſehens iſt. So hätt' ich doch vielleicht einmal wahr gedacht und geſprochen; Dein Geiſt kann unmöglich lange mehr dieſen Aufruhr Deines innern Lebens ertragen. Alles klingt tief bei Dir hinab, Deine Erſcheinung löſt ſich in ſich ſelbſt auf, Deine herrlichen Kräfte müſſen erlahmen.

„Fürchteſt Du Dich nicht vor dem Pflanzenleben? Ich fürchte mich nicht, aber ich erkenne hier nicht meinen, noch Deinen Beruf. Kann Dich denn das Leben gar nicht feſſeln? Mußt Du Deine arme Hülle zerreißen? Du verſchwendeſt in Minuten, wovon Du jahrelang zehren könnteſt. Unbefriedigt wirſt Du von allem zurückkehren und tödtlich krank.

„Ich erwarte geduldig, ob Du für gut finden wirſt,

mir etwas Näheres von Deiner Reiſe zu ſagen. Die gänzliche Ungewißheit hinderte mich, an Dich zu ſchreiben. Uebrigens wußt' ich auch wenig. Mir geht's hier recht wohl. Ich habe alle Urſach', zufrieden zu ſein und bin auch jetzt in einer glücklichen Ruhe. Ich freue mich jetzt über Alles, aber mit meinem Schöndenken und -ſchreiben iſt's jetzt vielleicht auf immer vorbei. Ich hoff' es wenigſtens von ganzem Herzen. Seitdem ich wieder von Leipzig zurück bin, hab' ich keine zehn Blätter geleſen. Dafür bin ich jetzt tüchtig fleißig und nehme Antheil an manchen frohen, geſellſchaftlichen Stunden. Meine Geſchwiſter brauchen, nach dem Tode meines Vaters, auch einen Vater. Dieſe häusliche Familienbeſtimmung iſt ganz die meinige. Dieſe Lebensart bekommt mir wie Bergluft — tauſendmal ſtärker, inniger und friſcher als ſonſt. Wir trennen uns wie Abraham und Lot. Du gehſt nach Aufgang der Sonne, ich den gewöhnlichen Weg nach Weſten zu. Uns Beide aber trägt der unendliche Vater am klopfenden Herzen, wenn wir unſre Kraft brauchen, ſo weit es gut iſt und ſchön, und er ſelber läßt uns himmliſche Freiheit. — Fliehe nicht aus dieſem Zeitpunkt des Nordlichts und ergreife nicht in der Blüthe Deines Lebens den Hammer der Zerſtörung. Mir gefällt's doch hier unter dieſer Sonne. Du kannſt's nirgends beſſer finden, und wenn Du glauben willſt, ſo findeſt Du alles leicht, was Du ſuchſt. Rede mir hier nichts vor von ewigen Bedürfniſſen und Kraftanlagen — Deine urtheilende Idee ſteht mit Deiner genießenden Idee im Mißverhältniß. Glaube und dann urtheile. Treibe die Gäſte aus Deinem Haus, die Dich

verführen. Laß Dir das Schickſal der Semele einfallen. Du kannſt doch nicht Zeus zwingen, Dich zum Ganymed zu machen.

Lebe wohl

Dein Freund
Albert von Hardenberg.“ *)

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 1. Auguſt 1794.

„Neulich erſchrak ich recht. Ich war in Leipzig und ſaß more modoque consueto bei Donna Eſter. Ein junger Menſch ſetzte ſich neben mich — Meſtmacher. Er fing an von Dir zu reden, redete warm von Dir, aber klagte, daß Du ſo fremd und krank ausgeſehen hätteſt und Dein Geſicht nicht von innerm Frieden ſpräche. Er erzählte weiter, daß Du bei einer frohen Partie traurig und froſtig geſchienen und gar nicht mit jugendlichem Muth aufgelodert wärſt. Dies beſtimmte mich ſogleich zum Schreiben an Dich. Sonſt hab' ich auch keine Sterbensſilbe von Dir gehört und alles ſpannte meine Erwartung. Den Oſter-

*) In mehreren Briefen unterſchreibt ſich Novalis Albert, obgleich er nach dem Kirchenbuch Georg Friedrich Philipp getauft iſt; vielleicht iſt es eine Anſpielung auf den „Werther“. Dagegen habe ich unter keinem der Briefe die Unterſchrift „Friedrich Leopold“ gefunden, die Eduard von Bülow in dem dritten Theil von Novalis' Schriften unter dem Briefe an Reinhold angiebt, und weiß davon keinen Grund, halte aber einen Flüchtigkeitsfehler bei Bülow nicht für unmöglich.

meßkatalog nahm ich begierig her — Dein Grundſatz nie anonym zu ſchreiben — Dein Name war nicht zu entdecken. Nun weiß ich was Du vorhaſt und genieße Dein Buch ſchon halb in der phantaſtiſchen Vorſtellung, die ich mir davon mache. Ich wünſchte freilich jetzt die Politik eher zur Welt, die liegt mir jetzt näher am Herzen.

„Ich habe in Wittenberg faſt total meine Lieblingsbeſchäftigungen verlaſſen. Studium churſächſiſcher Geſetze nahm alle meine Zeit weg. Mit den Beſten war ich bekannt, und da ſie etwas aus mir machten, ſo lebte ich gern und frei dort. Jeder Tag hatte ſeinen Plan, ſeine Hoffnung; Wünſche quälten mich nicht ſehr, ich wies alle auf die Zeit hin nach überſtandenem Examen. Der Pedantismus der Schule war nun überſtanden und ich war mit dem 22. Jahre frei, munter und muthig. Jetzt hat mein ganzer Charakter einen politiſch-philoſophiſchen Schwung erhalten und zwar ſehr unmerklich. Ich bin plötzlich von Wittenberg weggegangen, um mich allein zu haben; des jugendlichen Lärms hab' ich genug. Hier erwart' ich gelaſſen den Ruf meines Schickſals, denn mein Leben iſt ſchon fertig; ich habe nur Einen Zweck, der iſt überall erreichbar, wo ich thätig ſein kann. Bleib' ich geſund, ſo muß ich ein Maximum für mich erreichen, ich bin wenigſtens jeder Art von Aufklärung fähig, und dies Einzige berechtigt mich vielleicht ſchon zu kühnen Anſprüchen. In einem Monat muß viel für mich entſchieden ſein, in der Wahl des Weges blos. Du erfährſt alles, ſo wie ich doch auch von Dir etwas erfahre."

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Wiederſtedt, 15. Juni 1797.

„Ich glaube überzeugt zu ſein, daß Du berufen biſt, in der Philoſophie die ehrenvollſte Rolle des endlichen Vermittlers zu ſpielen. Deine Hefte ſpuken gewaltig in meinem Innern, und ſo wenig ich mit den einzelnen Gedanken fertig werden kann, ſo innig vereinige ich mich mit der Anſicht des Ganzen und errathe einen Ueberfluß des Guten und Wahren. Willſt Du mich nennen, ſo iſt es mir lieb, in dieſer großen Angelegenheit mit genannt zu werden. — Vielleicht liefre ich Dir ein Beiwort zu meinem Namen, indeß und wenn Gott will auch eine ſpezielle Veranlaſſung dazu.“

An Auguſt Wilhelm Schlegel.

„Weißenfels, 30. November 1797.

„Der Recenſent Ihres Shakeſpeare iſt ein gutmeinender Menſch. Seine Recenſion iſt aber wahrhaftig keine Poeſie. Was hätte ſich nicht über Ihren Shakeſpeare beſonders in Beziehung auf das Ganze ſagen laſſen? Er iſt unter den Ueberſetzungen, was Wilhelm Meiſter unter den Romanen iſt. Giebt es denn ſchon eine ähnliche? So lange wir Deutſchen überſetzen, ſo national dieſer Hang des Ueberſetzens iſt, indem es faſt keinen deutſchen Schriftſteller von Bedeutung giebt, der nicht überſetzt hätte, und wahrlich darauf ſich ſo viel einbildet als auf Originalwerke, ſo ſcheint man doch über Nichts unbelehrter zu ſein, als über das Ueberſetzen. Bei uns kann es zur Wiſſenſchaft

und zur Kunſt werden. Ihr Shakeſpeare iſt ein trefflicher Canon für den wiſſenſchaftlichen Beobachter. Außer den Römern ſind wir die einzige Nation, die den Trieb des Ueberſetzens ſo unwiderſtehlich gefühlt, und ihm ſo unendlich viel Bildung ſchuldig ſind. Daher manche Aehnlichkeit unſerer und der ſpätrömiſchen literariſchen Cultur. Dieſer Trieb iſt eine Indication des ſehr hohen, urſprünglichen Charakters des deutſchen Volkes. Deutſchheit iſt Kosmopolitismus mit der kräftigſten Individualität gemiſcht. Nur für uns ſind Ueberſetzungen Erweiterungen geweſen. Es gehört poetiſche Moralität, Aufopferung der Neigung dazu, um ſich einer wahren Ueberſetzung zu unterziehen. Man überſetzt aus echter Liebe zum Schönen und zur vaterländiſchen Literatur. Ueberſetzen iſt ſo gut dichten, als eigene Werke zu Stande zu bringen — und ſchwerer, ſeltener.

„Am Ende iſt alle Poeſie Ueberſetzung. Ich bin überzeugt, daß der deutſche Shakeſpeare jetzt beſſer als der engliſche iſt. Auf den Hamlet freue ich mich wie ein Kind. Ich möchte wiſſen, ob ich Recht oder Unrecht hätte. Sind nicht Hamlet und Elektra Pendants? Meinem Gefühl nach ſcheidet ſich griechiſche und moderne Poeſie hier äußerſt anſchaulich. Sie müſſen wiſſen, ich habe zeither Sophokles und Shakeſpeare, beide in den ſchlechten Ueberſetzungen, wechſelsweiſe geleſen.“

An Auguſt Wilhelm Schlegel.

„Siebeneichen bei Meißen, 25. December 1797.

„Auf Ihren lieben Brief hat zum Glück ſchon ein älterer Brief mit der Beilage des Hemſterhuis geantwortet.

Die Executorialien waren mir ſehr angenehm, weil ich daraus die Gewißheit eines Unternehmens erſehe, von dem ich mir ſehr viel verſpreche. Meiner Theilnahme daran, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen und können, ſeien Sie verſichert. Nur muß ich noch einige Friſten mir ausbitten. Ich bin in der That jetzt in köſtlichen Unterſuchungen begriffen — aber nur noch einige Zeit — Oſtern ſoll Ihr Bruder manches bekommen. Meiſter'n hab' ich jetzt ganz bei Seite geſetzt — dieſe Aufgabe iſt ſo gemiſcht, daß ich ohne eine Menge Vorarbeiten nicht eine Zeile von mir gelten laſſen kann. Dieſer Gegenſtand wird überdem von Friedrich Schlegel ganz erſchöpft. Die erſten Stücke Ihres Blattes werden ſo üppig genug ſein; an Stoff, denk' ich, wird's nicht fehlen, eher an Platz. Wird es auch ſo mannichfach, daß die eigentlichen Gegenſtände meiner Beſchäftigung dahin paſſen?

„Auf das Gedicht über Hermann und Dorothea in der Lit.-Zeitung bin ich ſehr begierig. Heil Ihnen, daß Sie Mahadoh ſo nahe ſind. In Freiberg iſt hierin alles leer und kahl — kein fortſtrebender Kopf. Indeß ſoll mich Briefwechſel ſchadlos halten. Mit Schelling bin ich ſehr Freund geworden. Wir haben einige köſtliche Stunden ſymphiloſophirt. Er iſt in der That ein äußerſt hoffnungsvoller Menſch, — allempfänglich."

An Friedrich Schlegel.

„Siebeneichen, 26. December 1797.

„Die Antwort auf Deinen lieben herzlichen Brief kommt etwas ſpät. Seit Michaelis habe ich reiſen wollen,

und habe daher alle Briefe bis zur ruhigen Zeit meines Freiberger Aufenthalts verſpart. Erſt den 1. December bin ich von Weißenfels abgereiſt. Bis dahin war ich in Artern und Köſen. In Artern lebte ich mit Funk und Thielmann ſehr angenehm. Dann reiſte ich durch Thüringen über Jena nach Weißenfels, und da blieb ich noch etliche Wochen.

„Deine Fragmente hatte ich nebſt Leſſing ſchon geleſen. Leſſing hat mir unter allen Deinen epigrammatiſchen Dithyramben am beſten gefallen. Du biſt da an den fruchtbarſten Gegenſtand für Dich gekommen. Er iſt für Dich, was Laudanum für Brown iſt — eine Art von Univerſalmedicin. Deine Fragmente ſind durchaus neu, echte revolutionäre Affichen. Manche haben mir bis in's Mark gefallen.

„Euer Journal iſt lang von mir erwartet. Meine Theilnahme verſprech' ich Euch mit Freuden. Aber noch Geduld bis Oſtern. Du ſollſt dann das von mir in Händen haben, was ich zu machen im Stande bin. Es ſind Bruchſtücke des fortlaufenden Selbſtgeſpräches in mir — Senker. Du kannſt ſie dann behandeln wie Du willſt. Revolutionären Inhalts ſcheinen ſie mir hinlänglich. Freilich bin ich noch jetzt ſehr in Vorübungen begriffen. Beweiſe bleibe ich ſchuldig. Mancherlei iſt mir ſeit drei Monaten durch den Kopf gegangen. Erſt Poeſie — dann Politik, dann Phyſik en masse. In der Poeſie glaub' ich feſten Fuß gefaßt zu haben, denn es ſcheint mir, als ſei ich überall auf Deine Entdeckungen geſtoßen. In der Politik glaub' ich nicht ohne Grund au fait zu ſein, — Allen, denen ich noch davon geſagt, hat die Wahrheit meiner Sätze einzuleuchten geſchienen. In der Phyſik bin ich

noch in der Gährung. Hauptideen glaub' ich gefaßt zu haben — aber hier will ich gleich praktiſch auftreten. Zu einem Tractat vom Lichte iſt vieles fertig. Das Licht wird nur der Mittelpunkt, von dem aus ich mich in mancherlei Richtungen zerſtreue.

„Die Philoſophie verſtehe ich immer beſſer, je tiefer ich in die übrigen Wiſſenſchaften eindringe. Ich lebe jetzt wirklich recht ſchön, heiter, unaufhörlich beſchäftigt und ganz meiner Dispoſition unterworfen.

„Schelling habe ich kennen gelernt. Wir ſind ſchnell Freunde geworden. Er hat mich zum Briefwechſel eingeladen. Dieſer Tage werde ich auch an ihn ſchreiben. Er hat mir ſehr gefallen, echte Univerſaltendenz in ihm — wahre Strahlenkraft — von Einem Punkt in die Unendlichkeit hinaus. Er ſcheint viel poetiſchen Sinn zu haben. Jetzt iſt er über den Alten.

„Dein Bruder hat mir geſchrieben, daß die Kritik von Hermann und Dorothea fertig iſt. Ich bin unbeſchreiblich geſpannt. Hermann und Dorothea iſt für mich erſtaunlich viel. Ich habe mir noch nicht geſtattet, ein Urtheil darüber zu fällen, und noch kann ich auch kein Gedicht darüber machen."

An Auguſt Wilhelm Schlegel.

„Freiberg, 12. Januar 1798.

„Ihre vortreffliche Schweſter hab' ich bei meinem Aufenthalt in Dresden noch geſehen. Wir haben von Ihnen geſprochen, und wie erfreute mich die Nachricht, die ſie mir mittheilte von Ihrem beſchloſſenen Aufenthalt

in Dresden. Es ſoll mir unbeſchreiblich lieb ſein, Sie ſo nah zu wiſſen und Sie Alle in ſo ſeelenvoller Vertraulichkeit zu genießen. Meine Entfernung von einem ſo bildenden Umgang wie dem Ihrigen fühle ich ſehr lebhaft. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich neulich bei der Lectüre Ihrer Philoſophie Hermann und Dorothea bei Ihnen hätte ſein können. Sie hat meinen Genuß dieſes ſchönen Gedichts erhöht. In dieſem hohen Geiſt, womit Sie es umgeben, leuchtet es mit zehnfachem Lichte und ſcheidet ſich in den ſchönſten Umriſſen von allem, was es umgiebt.

„Einige Stellen haben mich vorzüglich belebt: ‚Beſonnenheit iſt die frühſte Muſe des nach Bildung ſtrebenden Menſchen‘ ꝛc. Ein treffender Lichtſtrahl auf die früheſte Poeſie!

„Das Geheimniß der ſchönen Entfaltung iſt ein weſentlicher Beſtandtheil des poetiſchen Geiſtes überhaupt, und dürfte im lyriſchen und dramatiſchen Gedicht wohl auch eine Hauptrolle ſpielen, freilich modificirt durch den verſchiedenen Inhalt, aber ebenfalls ſichtbar als beſonnenes Anſchauen und Schildern zugleich — zweifache Thätigkeit, des Schaffens und Begreifens, vereinigt in Einem Moment — eine Wechſelvollendung des Bildes und des Begriffs — ein vereinigtes Hinein- und Herauswirken, wodurch in einem Nu der Gegenſtand und ſein Begriff fertig wird.

„Ich habe nicht geglaubt, Sie falſch zu verſtehen, wenn ich Ihre Bemerkung über die Liebe ſo nahm, daß Sie die Liebe nicht für einen directen Zweck, wohl aber für einen indirecten Zweck anſehen. Man verfehlt die Natur der

Liebe ganz, wenn man geradezu ſich Liebe zur einzigen Beſchäftigung wählt. Aber wie, wenn alle directen Zwecke gleichſam Mittel für dieſen indirecten Zweck werden, der ſie alle in einen Punkt vereinigt, der die höhere Einheit aller dieſer niederen Einheiten iſt? Wenn man die Summe aller directen Zwecke Bildung nennt, ſo könnte man ſagen, der Geiſt dieſer Geſammtheit, der Schlüſſel der Bildung, der Sinn dieſes großen Gegenſtandes iſt Liebe.

„Ohne Gegenſtand kein Geiſt — ohne Bildung keine Liebe. Bildung iſt gleichſam der feſte Punkt, durch welchen dieſe geiſtige Anziehungskraft ſich offenbart, das nothwendige Organ derſelben. Es iſt wie mit der Glückſeligkeit. Es iſt eigentlich Unſinn mit dem ſogenannten Eudämonismus; aber wahrlich bedauernswerth, daß man je ſich auf ernſthafte Widerlegungen davon eingelaſſen. In der That iſt es keinem nachdenkenden Menſchen in den Sinn gekommen, ein ſo flüchtiges Weſen, wie Glückſeligkeit, zum höchſten Zweck, gleichſam als zum erſten Träger des geiſtigen Univerſums zu machen. Ebenſo könnte man ſagen, daß die Weltkörper auf Aether und Licht ruheten. Wo ein feſter Punkt iſt, da ſammelt ſich Aether und Licht von ſelbſt und beginnt ſeinen himmliſchen Reigen; wo Pflicht und Tugend — Analoga jener feſten Punkte — ſind, da wird jenes flüchtige Weſen von ſelbſt ein- und ausſtrömen und jene kalten Regionen mit belebender Atmoſphäre umgeben. Wer alſo nicht jene zu fixiren ſucht, der wird dieſer umſonſt durch alle Räume nachfolgen, ohne ſie je erreichen, ohne ſie je ſammeln und feſthalten zu können.

„Eine höchſt fruchtbare Aeußerung dünkt mir die zu

Ende über den Rhythmus der Erzählung. Sie ſcheinen zu glauben, daß er ſich zum epiſchen, wie der oratoriſche zum Sylbenmaß verhalte. Wenn man ſich nun die Sache ſo dächte: Wenn ſich die Proſa erweitern will und der Poeſie auf ihre Weiſe nachahmen, ſo muß ſie, ſobald ſie ihre gewöhnlichen Gegenſtände verläßt und ſich über das Bedürfniß erhebt, auch die Sitten dieſer höheren Welt annehmen und ſich zu einer ihr ungewohnten Eleganz bequemen. Dennoch bleibt ſie Proſa — und alſo auf einen beſtimmten Zweck gerichtet, beſchränkte Rede — Mittel. Sie nimmt nur Zierathen an, und läßt ſich einen gewiſſen Zwang des Wohllauts in der Stellung der Wörter und in der Abwechſelung und Bildung der Sätze gefallen. Sie tritt reich geſchmückt und mit Ueberfluß auf — und das höhere Feuer, was ſie durchdringt, verräth ſich durch die fließende Cohäſion ihrer Glieder — ſie iſt ein Strom.

„Anders die Poeſie — ſie iſt von Natur flüſſig, allbildſam und unbeſchränkt — jeder Reiz bewegt ſie nach allen Seiten; ſie iſt Element des Geiſtes, ein ewig ſtilles Meer, das ſich nur auf der Oberfläche in tauſend willkürlichen Wellen bricht. Wenn die Poeſie ſich erweitern will, ſo kann ſie es nur, indem ſie ſich beſchränkt, indem ſie ſich zuſammenzieht, ihren Feuerſtoff gleichſam fahren läßt und gerinnt. Sie erhält einen proſaiſchen Schein; ihre Beſtandtheile ſtehen in keiner ſo innigen Gemeinſchaft, mithin nicht unter ſo ſtrengen rhythmiſchen Geſetzen — ſie wird fähiger zur Darſtellung des Beſchränkten. Aber ſie bleibt Poeſie, mithin den weſentlichen Geſetzen ihrer Natur getreu. Sie wird gleichſam ein organiſches Weſen, deſſen

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
3 APR 1957
OF OXFORD

ganzer Bau ſeine Entſtehung aus dem Flüſſigen, ſeine urſprünglich elaſtiſche Natur, ſeine Unbeſchränktheit, ſeine Allfähigkeit verräth. Nur die Miſchung ihrer Glieder iſt regellos; die Ordnung derſelben, ihr Verhältniß zum Ganzen, iſt noch daſſelbe. Ein jeder Reiz verbreitet ſich darin nach allen Seiten. Auch hier bewegen ſich nur die Glieder, um das ewig ruhende Eine Ganze. Wir nehmen das Leben — oder den Zuſtand des Geiſtes — dieſe unbewegliche Einheit und das Maß aller Bewegungen — nur mittelſt der Bewegungen der Glieder wahr. So erblickt man die Vernunft nur durch das Medium der Sinne. Je einfacher, gleichförmiger, ruhiger auch hier die Bewegungen der Sätze, je übereinſtimmender ihre Miſchungen im Ganzen ſind, — je lockerer der Zuſammenhang, je durchſichtiger und farbloſer der Ausdruck, — deſto vollkommener dieſe im Gegenſatz zu der geſchmückten Proſa — nachläſſige, von den Gegenſtänden abhängig ſcheinende Poeſie.

„Die Poeſie ſcheint von der Strenge ihrer Forderungen hier nachzulaſſen, williger und gefügiger zu werden. Aber dem, der den Verſuch mit der Poeſie in dieſer Form wagt, wird es bald offenbar werden, wie ſchwer ſie in dieſer Geſtalt vollkommen zu realiſiren iſt. Dieſe erweiterte Poeſie iſt gerade das höchſte Problem des poetiſchen Dichters, — ein Problem, das nur durch Annäherung gelöſt werden kann, und eigentlich zu der höheren Poeſie gehört, deren Grundſätze ſich zu der niedern verhalten wie die Grundſätze der höheren Meßkunde zu denen der niederen. Hier iſt noch ein unermeßliches Feld, ein im eigentlichſten

Sinne unendliches Gebiet. Man könnte jene höhere Poeſie eine Poeſie des Unendlichen nennen.

„Es ſcheint mir auch, als ließe ſich ein epiſtolariſcher und dialogiſcher Rhythmus — in dem Verhältniß zu dem lyriſchen und dramatiſchen, wie der romantiſche Rhythmus zu dem epiſchen — recht gut denken.

„Ich erwarte darüber von Ihnen mehr. Sie ſehen meine Bereitwilligkeit, mich Ihnen beſtmöglichſt mitzutheilen. Halten Sie mir das Vernünfteln zu Gute; das iſt noch das Beſte, das ich habe. Ich bin ziemlich fleißig, und habe freilich jetzt mit ſo viel empiriſchem Wuſt zu thun, daß mir oft angſt und bange wird, wo ich Verdauungskraft hernehmen ſoll. Wie wohl wird mir nicht, wenn ich zuweilen meine liebe Speculation hervorſuchen kann und mich hier allein ſtark und lebendig fühle. Machen mir's die Empiriker zu toll, — da mache ich mir eine empiriſche Welt, wo alles hübſch nach ſpeculativem Schlendrian geht."

Novalis an Auguſt Wilhelm von Schlegel.

„Freiberg, 24. Februar 1798.

„Ihr Befehl kommt meinem Wunſch entgegen. Seltener Fall mit Befehlen. Sie ſollen mich gewiß künftigen Sommer nicht zu wenig ſehen. Indeß wundern Sie Sich nicht, wenn Sie mich noch in der Zwiſchenzeit plötzlich in Ihre Stube treten ſehen. Dann will ich Sie von der Beſorgniß befreien, daß ich hier zu lauter a + b werde. Ich bin vielmehr wahrhaft entſchloſſen, die Mathematik künftig ſehr verächtlich zu behandeln, weil ſie mich wie einen ABC-Schützen behandelt. Mit der Chemie iſt die Gefahr größer;

jedoch hat mich meine alte Neigung zum Abſoluten auch diesmal glücklich aus dem Strudel der Empirie gerettet, und ich ſchwebe jetzt und vielleicht auf immer in lichteren, eigenthümlichen Sphären. Beikommende Fragmente werden Sie davon überzeugen. Die meiſten ſind älteren Urſprungs und nur abgekehrt. Ihr beiderſeitiges Urtheil mag ſie zum Feuer oder zum naſſen Wege beſtimmen — ich ſage mich gänzlich davon los. Hätten Sie Luſt, öffentlichen Gebrauch davon zu machen, ſo würde ich um die Ueberſchrift Novalis bitten, welcher Name ein alter Geſchlechtsname von mir iſt, und nicht ganz unpaſſend. Friedrich's Maxime iſt die meinige nicht. Der Name thut nichts zur Sache und ſchadet ihr gemeiniglich. Hier iſt kein pflichtmäßiges Votum abzugeben, wo jeder ehrliche Mann ſich nennt. Steht Ihnen dieſe Maſſe an, ſo kann ich noch mit mehr aufwarten. Ich habe noch einige Bogen logologiſche Fragmente, Poëticismen, und einen Anfang unter dem Titel ‚Der Lehrling zu Saïs', ebenfalls Fragment, nur alle in Beziehung auf Natur.

„Es fehlt mir zu ſehr an Büchern, noch mehr an Menſchen, mit denen ich philoſophiren, an denen ich mich electriſiren könnte. Ich producire am meiſten im Geſpräche, und das fehlt mir hier ganz.

„Ihre Einladung auf bildende Kunſt nehme ich mit Freuden an. Schlegel's Fragmente, die neuen, kenne ich noch nicht. Ihre Ahnung und meine Unwiſſenheit ſind ein trefflicher Boden zu Kunſtparadoxen. Ich beziehe mich in puncto der Unwiſſenheit auf eins von meinen ſein ſollenden Fragmenten, ich weiß ja noch nicht, ob ſie Fried-

rich als Fragmente anerkennt. Wenn bildende Kunſt auch Poeſie iſt, ſo muß ich etwas davon verſtehen. Das Techniſche iſt mir durchaus fremd, — aber die ſchöne Geſtalt, da habe ich doch, wie mich dünkt, Sinn dafür. Ich rede blos von der ſchönen Geſtalt. Von Compoſition u. dergl. weiß ich gar nichts, daher ich auch nur die einzelne Geſtalt ſehe, und die Perſpective, die Farben und alles Uebrige ſchlechthin ignorire. Wenn Sie nur erſt dieſe Fragmente geleſen haben werden und die Folge, die noch ſtärker auftritt, ſo bitte ich mir von Neuem Ihr Urtheil über meinen Myſticismus aus, der noch ein ſehr unreifes Weſen iſt. Mündlich davon mehr. Künftig treibe ich nichts als Poeſie. Die Wiſſenſchaften müſſen alle poetiſirt werden, — von dieſer realen, wiſſenſchaftlichen Poeſie hoffe ich recht viel mit Ihnen zu reden. Ein Hauptgedanke dazu iſt die Idee der Religion in meinen Fragmenten."

An Frau Caroline Schlegel, verw. Böhmer, geb. Michaelis.

„Freiberg, 1798.

„Weder kommen noch ſchicken hab' ich können. Wer aber auch eine Natur und Welt zu bauen hat, kann wahrhaftig nicht abkommen. Auf meiner Entdeckungsreiſe oder Jagd bin ich, ſeit ich Sie nicht ſah, auf ſehr viel verſprechende Küſten geſtoßen, die vielleicht ein neues wiſſenſchaftliches Continent begrenzen. Von neuen Inſeln wimmelt's in dieſen Meeren. Der Brief über die Antike wird umgeſchmolzen. Sie erhalten ſtatt deſſen ein romantiſches Fragment — der Antikenbeſuch — nebſt einer archäologiſchen Beilage. Ich hoffe beinah mit Zuverſicht auf Ihr Intereſſe.

„Meine Symphyſik mit Friedrich betrifft meine neueſte Maſſe allgemeiner philoſophiſch-phyſiologiſcher Experimente vorzüglich. An die Form kann ich unter dieſen Umſtänden noch nicht denken; ſchreiben Sie ihm das. Seine Papiere ſoll er eheſtens erhalten. Wann die meinigen verbeſſert, vermehrt und geordnet ſein werden, das weiß ich noch nicht beſtimmt zu ſagen. An meinem Fleiß ſoll das Spät nicht liegen, eher an der Unkultur des Gegenſtandes und an ſeiner unermeßlichen Mannigfaltigkeit, die zwar um deswillen auch höchſt einfach iſt, aber ſo ſchwer als ſolche gefaßt, gehalten und nachgebildet wird.“

An Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 11. Mai 1798.

„Ich ſchicke Dir hier etwas, was ich gern bald irgendwo abgedruckt hätte. Am beſten ſchickt es ſich in die Jahrbücher der preußiſchen Monarchie, ihrem Plane nach. In Euer Journal paßt es, wie mich dünkt, nicht. Vielleicht ſchickte es ſich auch zum einzelnen Abdruck mit einem Bilde des königlichen Paares, wenn der Buchhändler ſein Conto dabei zu finden glaubt. In dieſem Falle müßte es nur mit typographiſcher Eleganz erſcheinen. Mache es mit dem Buchhändler ganz nach Deiner Meinung ab. Dein Urtheil darüber bitte ich mir aus. Dein Bruder und die Schwägerin haben einzelne Fragmente daraus gehört und waren damit zufrieden. Ohne Glaube und Liebe iſt es nicht zu leſen. Das Andere ſagt die Vorrede.

„Ich habe bald wieder einen Vorrath zur Aufbereitung zuſammen. Zum nächſten oder folgenden Stück ſtehen auch

Dialoge zu Dienſten. Späterhin vielleicht ein Roman in Sedez. Ich bin ziemlich fleißig und ziemlich reich an Einfällen. Eine Idee ſuche ich jetzt zu bearbeiten, auf deren Fund ich beinahe ſtolz bin. Sobald etwas davon verſtändlich iſt, ſo ſollſt Du ſogleich Nachricht davon erhalten. Mir ſcheint es eine ſehr große, ſehr fruchtbare Idee, die einen Lichtſtrahl der höchſten Intenſität auf das Fichte'ſche Syſtem wirft — eine praktiſche Idee. Du verzeihſt, daß ich Deine Neugier ſpanne, ohne ſie zu befriedigen. Wahrhaft befriedigen kann ich ſie noch nicht, aber ich mußte Dir doch meine Freude mittheilen, da es nichts Minderes betrifft, als die mögliche evidente Realiſirung der kühnſten Wünſche und Ahnungen jeder Zeit — auf die analogſte begreifliche Art von der Welt."

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Teplitz, 20. Juli 1798.

„Ich habe die ganze Zeit über auf Nachricht von Euch gewartet. Ich dachte, Du würdeſt mir die Jahrbücher ſchicken und etwas über meine Papiere ſchreiben. Mit dem verſprochenen Briefe dürfte wohl hier nichts werden. Es fehlt an Muße, Büchern und Erlaubniß, den Kopf anzuſtrengen. Indeß bin ich nicht ganz müßig, und hoffe Euch manches mitbringen zu können, das Euch vielleicht freut. Es ſind nur Früchte einzelner Augenblicke, unter andern Titel Eurer Fragmente. An einer Kritik derſelben ſammle ich. Sonſt ſind die Frauen, die chriſtliche Religion und das gewöhnliche Leben die Centralmonaden meiner Meditationen. Für das Letztere verſprach ich mir insbeſondere

Deinen Beifall, weil ich hier einen ganz neuen Standpunkt gewonnen zu haben glaube. Der Ort hier iſt ſehr angenehm. Die Gegend iſt die ſchönſte, die ich ſah. Einige angenehme engliſche Gärten ſind dicht an der Stadt. Man ſieht viele Menſchen, ohne von ihnen gedrückt zu werden.“

Juſt an Novalis.

(17. und 24. November 1798.)

„Wir haben Ihre Blumen, Glauben und Liebe, geleſen. Was meine Frau im Allgemeinen dazu ſagt? Wenn Franzoſen hereinkämen, möchten Sie Ihren Kopf feſthalten! Doch wenn ſich nach dieſem Aushängeſchild ein Monarch in Ihnen einen eingefleiſchten Monarchiſten kaufen wollte, und Sie dann nach dem Kaufe näher beſähe, würde er ſich trefflich betrogen finden. Wir haben im Allgemeinen ſchöne Stellen darin gefunden, und wenn ich ſie alle bezeichnen ſollte, müßte ich den größten Theil dieſer Geſänge bezeichnen. Eine einzige wünſchte ich ganz hinweg, die, wo Sie den Höflingen zu ſchmeicheln ſcheinen. Ich weiß zwar wohl, daß Sie nur davon reden, daß Diejenigen, die um einen guten Fürſten ſind, ſchon um dieſer Nähe willen ſelbſt gut werden müſſen. Aber wie ſehr widerſpricht die Erfahrung dem Ideal, und wie ſehr werden Höflinge dieſe Stelle mißbrauchen, da die meiſten doch nur als Wolken zwiſchen Himmel und Erde ſchweben und als ſolche ſterben wollen. Ich glaube immer, daß ich darin den Verfaſſer, wäre er mir auch unbekannt geweſen, erkannt hätte. Wie Sie mit einem Male ein Verfechter der Monarchie geworden ſind, das erkläre ich mir ſo: Sie ſtudiren jetzo die Wiſſen-

ſchaften. Der Charakter der Wiſſenſchaft iſt, daß ſie ſich von einem einfachen Grunde herleitet. So kann das Staatsrecht nur klar zur Wiſſenſchaft werden, wenn es auf einem einfachen Grunde ruht. Dieſer zeigt ſich im Monarchen. Sie ſind ein Liebhaber ſchöner Frauen. Nun beſitzt gerade jetzt die Erde unter den Erdenkönigen einen guten Monarchen, und dieſer eine gute Frau: zwei ſchöne Formen in der monarchiſch-politiſchen Welt. Nothwendig muß Ihr Herz für dieſe Formen eingenommen werden, und den Verſtand, der ſo ſchon für die Monarchie geſtimmt war, ganz determiniren. Wer Sie nicht ſo ganz kennt, wird glauben, Sie hätten dieſe Geſänge mit Rückſichten geſchrieben. Wir aber wollen Sie wider dieſen Vorwurf, der Ihnen gemacht werden kann, vertheidigen. Denn Sie würden ebenſo geſchrieben haben, wäre auch Ihr Held der König von Siam geweſen. Im Blüthenſtaub habe ich manches halb, manches nicht und manches ganz verſtanden. Die Idee und Abſicht des Ganzen haben Sie meines Erachtens im letzten Fragment angegeben. Ich freute mich manchmal, alte Bekannte darin zu finden; auch machte es mir wahres Vergnügen, manchmal ausrufen zu können: ‚Das iſt echter Hardenbergianismus!‘ Daß Sie ſo ein Freund von Antitheſen ſind, hatte ich vorher noch nicht bemerkt. Ich weiß aber ſchon, daß ſie in ſolchen Aufſätzen von jungen witzigen Köpfen gemeiniglich geſucht und gelobt werden. Zu manchem Bilde habe ich Ihnen wohl auch geſeſſen, beſonders wenn es auf philiſtermäßige Ordnung ankam. Mit den Vorſtellungen in der Religion geht es Ihnen wie Kant. Beide behalten die Worte aus dem

chriſtlichen Religionsſyſtem bei und legen ihnen andere Bedeutungen unter. Der ganz gemeine Leſer glaubt, man halte es noch ganz mit dem alten Syſtem. Der Forſchende ſieht nun wohl bald das Gegentheil; aber der Eine iſt nun auch mit dem modernen Interpreten unzufrieden, während ihn der Andere dennoch achtet und liebt, wenn er ſchon ſeine Interpretation nicht gutheißen kann. Man muß ſchon (und das haben Sie auch mit Kant gemein) mit Ihrer Sprache etwas bekannt ſein, wenn man Sie verſtehen und beurtheilen will. Ich glaube, daß ich Ihre Sprache und Ihren Ideengang genauer kenne als mancher Ihrer Leſer, dennoch iſt mir manches in den Fragmenten unerklärbar geblieben. Darum wünſchte ich, und Sie wiſſen wie ſehr ich die Deutlichkeit liebe, daß Sie künftig doch mehr auf's Publikum Rückſicht nähmen, damit Sie mehr geleſen, richtiger verſtanden und billiger beurtheilt werden können. Behalten Sie immer Ihre Originalität im Denken, Ihren Reichthum an Bildern, aber führen Sie eine verſtändlichere Sprache. Denn ſobald Sie im Publikum ſchreiben, müſſen Sie auch für's Publikum ſchreiben. Oder wollen Sie nur für wenige Eingeweihte ſchreiben?"

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 7. November 1798.

„Dein Brief hat mich in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit unſres Zuſammendaſeins beſtärkt. Wenn Du Dich immer mehr in mich findeſt, ſo erkenne ich Dich auch meinerſeits immer mehr. Eins von den auffallenden Beiſpielen unſrer innern Symorganiſation und Symevolution

iſt in Deinem Briefe. Du ſchreibſt von Deinem Bibelproject und ich bin auf meinem Studium der Wiſſenſchaft überhaupt und ihres Körpers des Buchs ebenfalls auf die Idee der Bibel gerathen — der Bibel, als des Ideals jedweden Buchs. Die Theorie der Bibel, entwickelt, giebt die Theorie der Schriftſtellerei oder der Wortbildnerei überhaupt, die zugleich die ſymboliſche, indirecte Conſtructionslehre des ſchaffenden Geiſtes abgiebt. Du wirſt aus dem Brief an die Schwägerin ſehen, daß mich eine vielumfaſſende Arbeit beſchäftigt, die für dieſen Winter meine ganze Thätigkeit abſorbirt. Die ſoll nichts andres als eine Kritik des Bibelprojects — ein Verſuch einer Univerſalmethode des Bibliſirens — eine Einleitung zu einer echten Encyklopädiſtik werden. Ich denke hier Wahrheiten und Ideen im Großen — genialiſche Gedanken zu erzeugen — ein lebendiges, wiſſenſchaftliches Organon hervorzubringen und durch dieſe ſynkritiſche Politik der Intelligenz mir den Weg zur echten Praxis — dem wahrhaften Reunionsproceß zu bahnen.

„Ich habe Dir mit Fleiß die Aufgabe mit verſchiedenen Ausdrücken hingeſetzt, um eine vollſtändige Antwort in Betreff Deiner Bibelidee zu erhalten.

„Je länger wir mit einander umgehen, deſto mehr werden wir uns auf einander beſinnen, des Geheimniſſes unſrer Entzweiung immer theilhaftiger werden. Deine ‚Fragmente‘ und das Bruchſtück von ‚Meiſter‘ verſteh’ und genieß’ ich immer mehr. Einen wünſchte ich noch in unſre Gemeinſchaft — einen, den ich Dir allein vergleiche — Baadern.

‚Seine Zauber binden wieder,
Was des Blödſinns Schwerdt getheilt.‘

„Ich habe jetzt ſeine ältere Abhandlung vom Wärmeſtoff von 1786 geleſen. Welcher Geiſt! Ich denke an ihn zu ſchreiben. Könnte er nicht zum Athenäum eingeladen werden? Vereinige Dich mit Baadern, Freund. Ihr könnt ungeheure Dinge leiſten.

„Schelling iſt jetzt auch mit der Mathematik handgemein geworden. Schreibt er auch hier zu ſchnell, ſo muß er Lehrgeld wie mit den Ideen bezahlen. Es iſt ein ſonderbares, modernes Phänomen, das nicht zu Schellings Nachtheil iſt, daß ſeine Ideen ſchon ſo welk, ſo unbrauchbar ſind. Erſt in neueſter Zeit ſind ſolche kurzlebige Bücher erſchienen. Auch Deine Griechen und Römer ſind zum Theil eine ſolche intereſſante Indication der zunehmenden Geſchwindigkeit und Progreſſion des menſchlichen Geiſtes. Mit der Kürze der Lebensdauer wächſt der Gehalt, die Bildung und Geiſtigkeit. Die Bücher nähern ſich jetzt den Einfällen — einmal vorübergehend — aber ſchöpferiſche Funken. — Wenn es mir gelänge, einen ſolchen Funken als Lebensthätigkeit zu fixiren!

„Deine Lucinde reizt mich im Voraus, wie die Venus Callipygos, von der ſie gewiß eine Schweſter ſein wird!

„Kant's ‚Streit der Facultäten‘ iſt ein ſchönes Advocatenſpecimen — ein Gewebe feiner Chikanen. Kant wird jetzt, wie Ihr Leibnitz (Athenäum, S. 76) beſchuldigt, juriſtiſch — und iſt es von Anfang an etwas geweſen. Die philoſophiſche Facultät iſt wie der ärgſte Sünder am beſten zu vertheidigen. Die philoſophiſche Darſtellung dieſes

Streits wäre die ſchönſte Defenſion der philoſophiſchen Facultät geweſen. Kant iſt in Beziehung auf die Bibel nicht à la hauteur. Leibnitzen ſcheint mir Schleiermacher ſehr unrecht zu behandeln — die einzige Stelle von der Combinatio analogica iſt alle Lobeserhebungen werth, die man ihm gegeben hat.

Lebe wohl, lieber Schlegel, und behalte lieb
Deinen Freund Hardenberg."

Friedrich Schlegel an Novalis.

„Berlin, 2. December 1798.

„Allerdings iſt das abſichtsloſe Zuſammentreffen unſrer bibliſchen Projecte eins der auffallendſten Zeichen und Wunder unſres Einverſtändniſſes und unſrer Mißverſtändniſſe.

„Ich bin eins darin mit Dir, daß die Bibel die literariſche Centralform und alſo das Ideal jedes Buches ſei — aber mit mannigfachen ganz beſtimmten Bedingungen und Unterſchieden. Auch das Journal, der Roman, das Compendium, der Brief, das Drama ꝛc. ꝛc. ſollen, in einem gewiſſen Sinne, Bibel ſein und doch das bleiben, was ihr Name und ſein Geiſt bezeichnet und umfaßt. Nun habe ich aber eine Bibel im Sinne, die nicht in gewiſſem Sinne, nicht gleichſam, ſondern ganz buchſtäblich und in jedem Geiſt und Sinne Bibel wäre, das erſte Kunſtwerk dieſer Art, da die bisherigen nur Produkte der Natur ſind. Die, welche es verdienen unter ihnen, müſſen, um jenes Project zu realiſiren, als claſſiſche Urbilder geſetzt werden, wie die griechiſchen Gedichte von Goethe praktiſch

und von mir theoretiſch als ſolche für die Kunſt der Poeſie geſetzt ſind.

„So viel ich ahnde, hat Dein Werk mehr Analogie mit einem idealen Buch von mir über die Principien der Schriftſtellerei, wodurch ich den fehlenden Mittelpunkt der Lectüre und der Univerſitäten zu conſtituiren denke. Die Fragmente von mir und die Charakteriſtiken betrachte als Seitenflügel oder Pole jenes Werkes, durch das ſie erſt ihr volles Licht erhalten werden. Es ſind claſſiſche Materialien und claſſiſche Studien oder Experimente eines Schriftſtellers, der die Schriftſtellerei als Kunſt und als Wiſſenſchaft treibt oder zu treiben ſtrebt; denn erreicht und gethan hat dies bis jetzt ſo wenig ein Autor, daß ich vielleicht der Erſte bin, der es ſo ernſtlich will. — Meine Encyklopädie wird nichts ſein als eine Anwendung jener Principien auf die Univerſität, das Gegenſtück zu dem echten Journal.

„Mein bibliſches Project iſt kein literariſches, — ſondern ein bibliſches, ein durchaus religiöſes. Ich denke eine neue Religion zu ſtiften, oder vielmehr ſie verkündigen zu helfen! denn kommen und ſiegen wird ſie auch ohne mich. Meine Religion iſt nicht von der Art, daß ſie die Philoſophie und Poeſie verſchlucken wollte. Vielmehr laſſe ich die Selbſtſtändigkeit und Freundſchaft, den Egoism und die Harmonie dieſer beiden Urkünſte und Wiſſenſchaften, beſtehen, obwohl ich glaube, es iſt an der Zeit, daß ſie manche ihrer Eigenſchaften wechſeln. Aber ganz ohne Eingebung betrachtet, finde ich, daß Gegenſtände übrig bleiben, die weder Philoſophie noch Poeſie behandeln kann. Ein

ſolcher Gegenſtand ſcheint mir Gott, von dem ich eine durchaus neue Anſicht habe. Die beſte Philoſophie wird am geiſtloſeſten und trockenſten von ihm reden, oder ihn ſacht aus ihren Grenzen ſchieben. Das ſcheint mir ein Hauptverdienſt von Kant und Fichte, daß ſie die Philoſophie gleichſam bis an die Schwelle der Religion führen und dann abbrechen. So luſtwandelt von der andern Seite auch Goethes Bildung in den Propyläen des Tempels. Du wirſt die Mittelglieder leicht hinzudenken und Dir einen Ueberblick der Sachen, der Gedanken und Gedichte verſchaffen, die nur in Evangelien, Epiſteln, Apocalypſen u. dergl., dem Zeitalter enthüllt werden können.

„Noch von einer andern Seite. Man ſpricht und erzählt ſeit etwa 100 Jahren von der Allmacht des Wortes der Schrift und was weiß ich ſonſt noch. Im Vergleich mit dem, was da iſt und geſchieht, ſcheint mir das nur ein mißlungener Scherz zu ſein. Ich bin aber geſonnen, Ernſt daraus zu machen und die Leute mit ihrer Allmacht beim Wort zu nehmen. Daß dies durch ein Buch geſchehen ſoll, darf um ſo weniger befremden, da die großen Autoren der Religion — Moſes, Chriſtus, Mohamed, Luther — ſtufenweiſe immer weniger Politiker und mehr Lehrer und Schriftſteller werden. Uebrigens weißt Du, daß ich auch kleinere Ideen adle und umfaſſe, und für dieſe, die das Herz und die Seele meines zeitigen und irdiſchen Lebens iſt, fühle ich Muth und Kraft genug, nicht blos wie Luther zu predigen und zu eifern, auch wie Mohamed mit dem feurigen Schwerdt des Wortes das Reich der Geiſter welterobernd zu überziehen, oder wie Chriſtus

mich und mein Leben hinzugeben. — Doch vielleicht haſt Du mehr Talent zu einem neuen Chriſtus, der in mir ſeinen wackren Paulus findet. Wenigſtens iſt die eine Aehnlichkeit da, daß eine gewiſſe Energie und Furie der Wahrheit nur da entſtehen kann, wo redlicher Unglaube nicht aus Unfähigkeit, ſondern aus Schwerfälligkeit voranging.

„Lebte Leſſing noch, ſo brauchte ich das Werk nicht zu beginnen. Der Anfang wäre dann wohl ſchon vollendet. Keiner hat von der neuen, wahren Religion mehr geahndet, als er. Nicht blos Kant iſt hier weit zurück, auch Fichte, Jacobi und Lavater. Einige Millionen der letzteren Sorte in den Schmelztiegel geſchüttet, geben noch nicht ſo viel ſolide Materie und reinen Aether der Religion, wie Leſſing hatte.

„Doch laß das kein Kriterium ſein, ob Du mit mir einſtimmen kannſt. Die eigentliche Sache iſt die, ob Du Dich entſchließen kannſt, wenigſtens in einem gewiſſen Sinne das Chriſtenthum abſolut negativ zu ſetzen. — Ich konnte Dir wohl beiſtimmen, da Du es poſitiv ſetzteſt, weil ich Deine Lehre von der Willkür und die Anwendung derſelben auf's Chriſtenthum nicht blos verſtand, ſondern anticipirt habe. Aber freilich war, was für Dich Praxis, für mich nur reine Hiſtorie. Daher der Dualismus unſre Symphiloſophie auch über dieſen Punkt. Ein halbes Verſtehen und ein halbes Einverſtehen war hier möglich, da Praxis und Hiſtorie in Deiner Religion bisher in unaufgelöſter Gährung ſind. Gelingt es mir beide gegenſeitig zu ſaturiren und zur völligſten Harmonie zu vermiſchen, ſo kannſt Du dann freilich nur ganz einſtimmen oder ganz nicht. Viel-

leicht haſt Du noch die Wahl, mein Freund, entweder der letzte Chriſt, der Brutus der alten Religion, oder der Chriſtus des neuen Evangeliums zu ſein. Mich däucht, dies neue Evangelium fängt ſchon an ſich zu regen, außer jenen Indicationen der Philoſophie und Praxis bei den Individuen, die ganz eigens unſre Zeitgenoſſen ſind und zu den wenigen Mitbürgern der anbrechenden Periode gehören. Nur einige Beiſpiele. Schleiermacher, der zwar wohl kein Apoſtel, aber ein geborener Rezenſent aller bibliſchen Kunſtreden iſt, und wenn ihm nur ein Wort Gottes gegeben würde, gewaltig dafür predigen würde, arbeitet auch an einem Werk über die Religion. Tieck ſtudirt den Jacob Böhme mit großer Liebe. Da iſt er gewiß auf dem rechten Wege. Nun noch eine Bemerkung: giebt die Syntheſis von Goethe und Fichte wohl etwas andres als Religion? Wie bald aber muß dieſe Syntheſis nicht blos an der Tagesordnung, ſondern auch allgemein ſein, da das Mißverhältniß beider zum Zeitalter, welches allein aus ihrer perſönlich betrachtet, unabänderlichen Trennung entſpringt, ſchon ſo ungeheuer auffällt, und da die Keime zu den Mitteln und Werkzeugen dieſer Syntheſis ſchon im Leſſing liegen, und nun im Wolf wieder andre rege werden, Schelling und Hülſen nicht zu erwähnen, die ich als Fühlhörner betrachte, ſo die Schnecke der iſolirten Philoſophie gegen das Licht und die Wärme des neuen Tages ausſtreckt.“

„Iſt es nicht möglich, daß Du unſer letztes Geſpräch auf irgend eine Art fortſetzteſt? Das Athenäum bricht wieder los mit neuem Titel und Verleger. Schick alſo ja,

was Du haſt und geben willſt, ſo bald Du kannſt. — Wie ſteht's mit den chriſtlichen Fragmenten? Darauf wäre ich ſehr begierig.

„Wenn Du unſre romantiſch-philoſophiſchen Briefe über Natur und Phyſik nicht für ausführbar hältſt, ſo vergönne wenigſtens, daß ich meine Ideen darüber, ſo es mir zweckmäßig ſcheint, in einem epiſtoliſchen Monolog an Dich richte, und verſäume nur nicht die Form der Briefe, die Dir gewiß ſehr angemeſſen iſt.

„Von mir kann ich Dir noch nichts Gewiſſes ſagen. Nur iſt es wahrſcheinlicher, daß ich Oſtern von hier gehe, als daß ich hier bleibe. Uebrigens hat ſich auch nichts verändert, als daß ich hier bleibe, und ich habe alſo eher Urſache, die Bitte in meinem letzten Briefe, von dem ich hoffe, daß Du ihn richtig erhalten (er war an Dich unmittelbar nach Freiberg adreſſirt) haſt, zu wiederholen und zu beſtätigen.

„Schleiermacher ſagt mir eben, es gäbe noch ein Freiberg in Schleſien, es iſt alſo zweifelhaft, ob mein letzter Brief an Dich gekommen. Er enthielt blos eine species facti meiner häuslichen Lage und eine Frage und Bitte, und läßt ſich mit wenigen Worten wiederholen. — Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Freundin, von der ich Dir im Anfang meines Hierſeins vor etwa 15 Monaten ſchrieb, und die allmählig meine Frau geworden iſt, ſich gegen Oſtern von ihrem bürgerlichen Manne auch öffentlich ſcheiden läßt, wie ſie ſeit Jahren im Stillen von ihm geſchieden war. Nun wird zwar wohl die Rückgabe ihres kleinen Vermögens, wenn wir gütlich ſcheiden, am wenigſten

Schwierigkeiten machen. Aber eben das ist sehr zu bezweifeln, und dann könnte ihre Freiheit und meine Ruhe an dem Besitz einer baaren Summe hängen. Durch die häuslichen und litterarischen Verdrießlichkeiten bin ich aber gerade jetzt nicht nur an Geld, auch an Credit sehr arm geworden. Nun frug und frage ich Dich, ob Du mir, ohne Dich und Deinen Bruder zu compromittiren, wohl eine Summe von 200 Thaler verschaffen könntest?"

Noch Einiges. „Die vollsten Keime der neuen Religion liegen im Christenthum, aber sie liegen auch da ziemlich vernachlässigt! —

„Der Buchstab ist der echte Zauberstab." —

„Alle Wünsche der Liebenden und alle Bilder der Dichter sind buchstäblich wahr: nämlich der classischen Dichter, der echten Liebenden."

„Eine Frage über Baader, den ich noch so gut wie gar nicht kenne. Schließt er sich an Fichte an wie Schelling und Hülsen und ist etwa ein chaotischer Mittelpunkt für diese Beiden? Oder ist er ein Sohn der neuen Zeit und hat etwa in der Mitte der Physik so originell begonnen, wie ich aus den Tiefen der Kritik? — Dann könnte ich die Polarität unsrer Geister für den Deinigen begreifen und dann wäre sie nicht blos subjectiv. Aber dann habe ich nicht nöthig, mich noch mit ihm zu verbinden. Ich bin es schon, nämlich in Dir, und was durch diese Vereinigung

geſchehen könnte, muß alſo allein durch Dich zu Stande kommen.“

„Die neue Religion ſoll ganz Magie ſein. Das Chriſtenthum iſt zu politiſch und ſeine Politik iſt viel zu materiell. Eine ſymboliſch-myſtiſche Politik iſt ja anderſeits erlaubt und weſentlich.“

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 18. December 1798.

„Soeben erhalte ich Deinen langen, reichen Brief, der mich von neuem lebhaft in Deine jetzige ſorgenvolle Lage verſetzt. Vielleicht könnte ich Dir thätigen Beiſtand leiſten, wenn ich erſt von hier weg wäre. Du weißt ſelbſt, wie es um mich ſteht. Ich lebe ein unſichres Leben: ſeit zwei Jahren hab' ich nicht mehr für die Zukunft geſorgt, vieles vernachläſſigt, was ich nicht mehr zu brauchen glaubte, mich ſo frei als möglich zu machen geſucht. Zufälle haben mich bisher erhalten — mit der größten Faſſung und in der heiterſten Ruhe hab' ich ſcheiden wollen. Jetzt ſcheint ſich manches gegen meinen Plan zu verbinden. Anſtatt mich entbehrlich zu ſehen und werden zu ſehen, fühl' ich mich durch ein Gefühl von Pflicht an alte und neue Bekannte gebunden — ich fühle, wie nützlich ich noch vielen ſein kann, wie Kameradſchaft mich zwingt, meine Lieben in dieſem verwirrten Zuſtande nicht zu verlaſſen und jede Noth dieſes Lebens mit ihnen zu theilen. Wenn ihr alle glücklich wäret, ſo könnt' ich getroſt von dannen gehen, ſo aber darf ich mir ein ſo glückliches Schickſal nicht allein anmaßen.

Dringt dies durch, ſo muß ich bald ein neues Leben anfangen — wo nicht — ein höheres. Der frühe Tod iſt jetzt mein großes Loos — das Fortleben der zweite Gewinn. Die Zeit meines Abgangs von hier iſt entſcheidend. Scheid' ich, ſo hab' ich es in der Gewalt, Dir einen kleinen Dienſt zu thun; bleib' ich, ſo ſetzt mich meine dann mit Macht erwachende Induſtrie gewiß bald in Stand, Dir hülfreich zu ſein.

„Deine Bitte hat mich von Neuem in dem Vorſatz beſtärkt, wo möglich, wenn ich fortlebe, ein reicher Mann zu werden, hoffentlich nach einem großen Plane. Ich habe mich geärgert, ſo wenig nützliche Bekanntſchaften zu haben.

„Wärſt Du in Jena, ſo hätt' ich ſchon eher Hoffnung, Dir gleich helfen zu können, wenigſtens per tertium. Wenn Dir meine ganze Lage bekannt wäre — Du würdeſt Dich bald ſelbſt von der temporellen Unmöglichkeit überzeugen, Dir jetzt meinerſeits zu helfen. Die Ungewißheit der Zukunft nöthigt mich jetzt zu einem Fleiße im Detail, der meine ſchriftſtelleriſchen Projekte verzögert — beſonders da jetzt Krankheit und andre Unannehmlichkeiten mich ſo ſehr geſtört haben und noch ſtören."

(Der Schluß des Briefes fehlt.)

Novalis an Friedrich Schlegel.

(Ohne Datum.)

„Zu dem Athenäum im neuen Styl werde ich vielleicht literariſche Correſpondenz-Nachrichten im flüchtigſten leichteſten Styl einſchicken, wenn es wirklich noch ſo weit kommt.

„Schade, daß ich jetzt noch ſo viel zu thun habe; Stoff zu intereſſanten Briefen hätte ich im Uebermaß. Mit den romantiſchen Projekten muß ich auch noch eine Zeitlang zurückhalten.

„Der Kaufmann iſt jetzt an der Tagesordnung. Chemie und Mechanik und Technologie im allgemeinen Sinn müſſen jetzt vorzüglich daran. Das Andere muß warten. Auf Deine Gedanken von Religion und Bibel geh' ich jetzt nicht ein, kann auch nicht eingehen, weil mir das Meiſte davon cimmeriſch dunkel iſt — einige treffliche Einfälle, beſonders die Fühlhörner ausgenommen."

An Friedrich Schlegel.

„Freiberg, 20. Jänner 1799.

„Ich habe Dir viel zu ſagen. Die Erde ſcheint mich noch viele Jahre feſthalten zu wollen. Das Verhältniß, von dem ich Dir ſagte, iſt inniger und feſſelnder geworden. Ich ſehe mich auf eine Art geliebt, wie ich noch nie geliebt worden bin. Das Schickſal eines ſehr liebenswerthen Mädchens hängt an meinem Entſchluß, und meine Freunde, meine Eltern, meine Geſchwiſter bedürfen meiner mehr als je. Ein ſehr intereſſantes Leben ſcheint auf mich zu warten, indeß aufrichtig wäre ich doch lieber todt.

„Wäre meine Geſundheit im Stande, ſo lebte ich jetzt glückliche, wunderbare Tage. Seit zwei Monaten habe ich wenig thun können. Angſt, Zerſtreuung, Geſchäfte, Reiſen, und nun wieder Freude und Liebe, hielten mich außer Krankheitszufällen ganz von der Feder entfernt. Jetzt drängen mich techniſche Studien aller Art in den letzten

Monaten meines Hierſeins. Ich ſammle viel, vielleicht kommt im Sommer die Zeit der Ausführung.

„Ueber Deine Anſicht von der Religion möchte ich am liebſten mündlich mit Dir ſprechen. Deine Meinung von der Negativität der chriſtlichen Religion iſt vortrefflich. Das Chriſtenthum wird dadurch zum Rang der Grundlage, der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menſchenthums erhoben, einer ächten Veſte, eines lebendigen moraliſchen Raumes.

„Damit ſchließt ſich dies vortrefflich an meine Idee von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit an *), deren Perſönlichkeit und Urkraft mir unbeſchreiblich einleuchtend geworden iſt. Die Thätigkeit des Raumes und der Zeit iſt die Schöpfungskraft, und ihre Verhältniſſe ſind die Angel der Welt. Abſolute Abſtraktion — Annihilation des Jetzigen — Apotheoſe der Zukunft — dieſer eigentlichen beſſern Welt, dies iſt der Kern der Geheiße des Chriſtenthums, und hiermit ſchließt es ſich an die Religion der Antiquare — die Göttlichkeit der Antike — die Herſtellung des Alterthums, als der zwei Hauptflügel, an. Beide halten das Univerſum als den Körper des Engels im ewigen Schweben, im ewigen Genuß von Raum und Zeit.“

Novalis an Caroline Schlegel, geb. Michaelis.

„Freiberg, 20. Jänner 1799.

„Seit zwei Monaten iſt bei mir alles in's Stocken gerathen, was zum literariſchen Weſen gehört. Nicht drei

*) Schriften, Bd. II, S. 492.

gute Ideen habe ich in dieſer geraumen Zeit gehabt. Jetzt lebe ich ganz in der Technik, weil meine Lehrjahre zu Ende gehen, und mir das bürgerliche Leben mit mancherlei Anforderungen immer näher tritt. Die Poeſie mit lebendigen Kräften, mit Menſchen und ſonſt gefällt mir immer mehr. Man muß eine poetiſche Welt um ſich her bilden und in der Poeſie leben. Hierher gehört mein mercantiliſcher Plan. Dieſem ordne ich die Schriftſtellerei unter. Ich lobe Wilhelm wegen ſeines lebhaften Treibens der Profeſſorei. Auch dies gehört zur ſchönen liberalen Oekonomie, dem eigentlichen Element des gebildeten Menſchen.

„Schreiben Sie mir nur bald von Ritter und Schelling. Ritter iſt Ritter, und wir ſind nur Knappen. Selbſt Baader iſt nur ſein Dichter.“

Friedrich Schlegel an Novalis.

„Berlin, 17. December 1798*).

„Dein herrlicher, liebevoller Brief iſt uns ein wahres Labſal geweſen. Denn außer der, die wir ſelbſt bilden, iſt hier alles um uns Stickluft der Plattheit. Wir können uns ruhig und ohne Störung an Deiner Freundſchaft freuen, da wir Deiner Hülfe, wenigſtens nicht ſo augenblicklich, bedürfen! —

„Den Sommer bleiben wir nicht hier, und ich denke, wir werden in Dresden ſein. Wir wünſchen ſehr Dich zu ſehen. Du würdeſt Dich an Dorothea freuen, an äußerer Bildung und Zierlichkeit ſteht ſie der Schwägerin weit nach.

*) Dieſer Datum iſt wahrſcheinlich falſch abgeſchrieben, es muß heißen 17. Februar 1799.

Sie iſt nur eine Skizze, aber durchaus in einem großen Styl. Ihr ganzes Weſen iſt Religion, obgleich ſie nichts davon weiß. Wenn ſie mich verlöre, ſie würde mir nach indiſchem Gebrauch folgen aus eigentlicher Religion, und ohne zu ahnden, daß das außerordentlich, oder auch nur, daß es recht wäre. Ich ſage Dir das, weil ich es Dir nicht länger verhehlen mag, daß ich Ihr Deine Myſterien mitgetheilt habe. Alle dieſe Gedanken und Anſichten ſind ihrem Gefühl ſo nah, daß es mir unnatürlich ſchien, ſie nicht einzuweihen. Ja die Religioſität ihres Gefühls iſt um ſo entſchiedener, als ihr Verſtand noch vom Unglück ſo betäubt iſt.“

Caroline Schlegel an Novalis in Freiberg.

„Jena, 4. Februar 1799.

„Ob Sie mich gleich mit Ihren Dithyramben über das merkantiliſche Genie, das uns fehlt, und Sie auch nicht haben, einmal recht böſe gemacht, ſo ſind Sie doch beſſer wie ich geweſen: Sie geben wenigſtens Nachricht von Sich.

„Was Sie von Ihrer Kränklichkeit erwähnen, darüber will ich mich nicht ängſtigen, weil immer viel guter Muth dadurch hervorleuchtet, und Sie bei Ihrer Reizbarkeit immer Zeiten haben müſſen, wo Sie nichts taugen. Das Wort des Troſtes, was Sie nennen, geht mir weit mehr zu Herzen: Liebe. Welche? Wo? Im Himmel oder auf Erden? Und was haben Sie mir mündlich Schönes und Neues zu ſagen? Thun Sie es nur immer gleich. Es giebt keine Liebe, von der Sie da nicht ſprechen könnten, wo, wie Sie wiſſen, lauter Liebe für Sie wohnt

In der That — darf ich alle Bedeutung in den Schluß Ihres Briefes legen, den er zu haben ſcheint?

„Ihre übrige unruhige Geſchäftigkeit aber macht mir den Kopf über alle Maßen warm. Sie glauben nicht, wie wenig ich von Eurem Weſen begreife, wie wenig ich eigentlich verſtehe, was Sie treiben. Ich weiß im Grunde doch von Nichts etwas, als von der ſittlichen Menſchheit und der poetiſchen Kunſt. Leſen thu' ich Alles gern, was Sie von Zeit zu Zeit melden, und ich verzweifle nicht daran, daß der Augenblick kommt, wo ſich das Einzelne auch für mich wird zuſammenreihen, und mich Ihre Aeußerungen nicht blos darum, weil es die Ihrigen ſind, erfreuen. Was Ihr Alle zuſammen da ſchafft, iſt mir auch ein rechter Zauberkeſſel. Vertrauen Sie mir vor's Erſte nur ſoviel an, ob es denn eigentlich auf ein gedrucktes Werk bei Ihnen herauskommen wird, oder ob die Natur, die Sie ſo herrlich und künſtlich und einfach auch conſtruiren, mit Ihrer eignen, herrlichen und kunſtvollen Natur für dieſe Erde ſoll zu Grunde gehen. Sehen Sie, man weiß ſich das nicht ausdrücklich zu erklären aus Ihren Reden, wenn Sie ein Werk unternehmen, ob es ſoll ein Buch werden, und wenn Sie lieben, ob es die Harmonie der Welten, oder eine Harmonika iſt."

Charlotte Ernſt an Novalis in Freiberg.

„Dresden, im Februar 1799.

„Ich habe von Caroline den Auftrag, theuerſter Freund, Ihnen dieſe kleine Schrift von Fichten mitzutheilen. Ich habe mich auch daran gewagt, ſie zu leſen. Ich halte es

für ein wahres Meiſterſtück, ſolch' tief abſtrakte Ideen in einer ſo populären Sprache vorzutragen. Es muß ein jeder glauben, indem er ſie lieſt, ſie ganz zu verſtehen: mir iſt es ſelbſt ſo gegangen, und nur da ich das Buch ein paar Tage weggelegt, fühlte ich wohl, daß ich augenblicklich verſtanden, was Fichte hat ſagen wollen, jedesmal einzeln, aber im Zuſammenhange ſeines Syſtems noch lange nicht Herr bin. Die Art, wie er ſich rüſtig zum Streit ſtellt, gefällt mir, ſie iſt männlich und doch nicht leidenſchaftlich.

„Sie haben mir etwas bange gemacht, indem Sie von den gepfefferten Kritiken ſchreiben, die meine Brüder im Sinn haben. Könnten Sie ſie etwas milder über dieſen Punkt ſtimmen, ſo wäre meine Freude an dieſen beiden Brüdern ganz ungemiſcht. Wenn ſie ſich recht ſtrenge prüfen wollten, ſo würden ſie finden, daß nicht allein die reine Liebe zum Guten und Wahren ihre Triebfeder iſt, daß etwas Muthwillen zum Grunde liegt, und eine Eitelkeit, ihre brillant witzigen Einfälle nicht unterdrücken zu können. Die Feinde, die ihnen dies zuzieht, und die Härte, die das allmählig in ihrem Charakter hervorbringt, rechnen ſie für nichts. Ich halte dafür, die beſte und für das Publikum wirkſamſte Kritik iſt, in eben dem Fach ein beſſrer Schriftſteller zu ſein.

„Wilhelm traue ich zu, auf dieſe Art gegen Wieland zu Felde ziehen zu können. Eigentlich herrſcht jetzt gar kein Enthuſiasmus mehr für Wieland. Die Anhänger, die er jetzt hat, raubt ihm keine Kritik; der Grund liegt zu tief, Wieland hat ihrer ſinnlichen Natur zu ſehr geſchmeichelt."

Caroline Schlegel an Novalis.

„Jena, 20. Februar 1799.

„So iſt es denn wahr, mein liebſter Freund; Sie haben uns recht glücklich und froh gemacht. Ihren Freunden blieb bisher kein ander Mittel übrig, als nur an Sie allein, nicht an Ihre Zukunft zu denken. Nie hab' ich Sie gefragt: wie wird der Knoten ſich löſen? kann das ſo bleiben? Ich war ruhig im Glauben, nicht daß es gerade ſo kommen würde, oder daß ſich an irgend einer Bruſt die Spannung brechen müßte und das Himmliſche mit dem Irdiſchen vermählen. Was Sie Scheidung zwiſchen Beiden nennen, iſt doch Verſchmelzung. Warum ſoll es nicht? Iſt das Irdiſche nicht auch wahrhaft himmliſch? Aber nennen Sie es, wie Sie wollen, genug, Sie ſind glücklich.

„Ich freue mich jetzt, daran zu denken, wie dies ſich ſo machen mußte. Nur in dieſer faſt öden Einſamkeit, durch die Macht der ſüßen Gewohnheit, konnten Sie allmählig gewonnen werden. Wie weiſe und artig ſetzten Sie uns einmal auseinander, daß dies alles keine Gefahr habe. Gefahr nicht, aber Folgen doch. Soll das Liebenswürdige umſonſt ſein? Wie doppelt leid thut es mir, Julien nicht geſehen zu haben! Sehen Sie, das könnte mich doch traurig machen, wenn Ihre Frau nicht unſre Freundin durch ſich ſelber würde, aus eigner Neigung.

„Bald, bald kommt das dritte St. Athenäum. Hier iſt derweile etwas andres. Was werden Sie zu dieſer Lucinde ſagen? Uns iſt das Gedicht im Lyceum eingefallen

was ſo anfängt: ‚Saphiſche Gedichte müſſen wachſen oder gefunden werden‘ ꝛc. Ich halte noch zur Zeit dieſen Roman nicht mehr für einen Roman als Jean Paul's Sachen, — mit denen ich es übrigens nicht vergleiche. Es iſt weit phantaſtiſcher, als wir uns eingebildet haben. Sagen Sie mir, wie es Ihnen zuſagt. Rein iſt der Eindruck freilich nicht, wenn man dem Verfaſſer ſo nahe ſteht. Ich halte immer ſeine verſchloſſene Perſönlichkeit mit dieſer Unbändigkeit zuſammen und ſehe, wie die harte Schale aufbricht — mir kann ganz bange dabei werden, und wäre ich ſeine Geliebte geweſen, ſo hätte es nicht gedruckt werden dürfen. Dies alles iſt indeß keine Verdammniß. Es giebt Dinge, die nicht zu verdammen, nicht zu tadeln, nicht wegzuwünſchen, nicht zu ändern ſind, und was Friedrich thut, gehört gemeiniglich dahin.“

Novalis an Caroline Schlegel.

„Freiberg, 26. Februar 1799.

„Denken Sie Sich nur unſern prächtigen Kreis. Vor dem Jahr ſtanden zwei noch ſo verwaiſt da. Einer ſchien auf glühendem Boden zu ſtehen. Er ſah ſich immer um und wer weiß, was ein hellgeſchliffenes Auge oft über ihm bemerkt haben würde. Jetzt hebt ihn eine freundliche Geſtalt wie eine Gabe von Oben, weihend und dankbar in die Höhe, und ein irdiſcher erquickender Schlaf hat ſeine Augen für eine andre Sonne wieder geſchloſſen. Alſo zurück im Lande der Träume und nun mit voller Seele bei Euch, treffliche Mitſchüler (-ſchläfer).

„Jetzt kann erſt rechte Freundſchaft unter uns werden,

wie denn jede Gesellschaft nicht aus einzelnen Personen, sondern aus Familien besteht; nur Familien können Gesellschaften bilden, — der einzelne Mensch interessirt die Gesellschaft nur als Fragment, und in Beziehung auf seine Anlage zum Familienliede. Gewiß wird Julie ganz für Sie und Alle passen.

„Aber ich bitte Sie um Verschwiegenheit. Noch weiß meine Familie Nichts, auch ihre Eltern wissen von mir Nichts. Ich muß durchaus der Erste sein, durch den mein Vater etwas erfährt. Thielemanns sind jetzt hier. Wir leben sehr vergnügt. Schade nur, daß mir jetzt keine Zeit zum ideenreichen Müßiggang bleibt und ich so selten mich sammeln und auf meinen innern Sprechorganen phantasiren kann. Ich fühle jedoch, daß diese Unterbrechung eine ruhige, weinreiche Gährung befördert, und ich nach geendigtem Lernen mit neuer gebildeter Kraft zur alten Poesie und Philosophie zurückkehren werde. Beide sind zur glücklichen Ehe unentbehrlich, und ohne sie muß jeder Umgang in Verdruß und Langeweile umschlagen.

„Rousseau hat die Weiblichkeit ausschließlich verstanden, seine Philosophieen sind aus einer nachdenkenden weiblichen Seele entstanden. Seine Apologie des Naturstandes gehört in die Frauenphilosophie: die Frau ist der eigentliche Naturmensch — die wahre Frau das Ideal des Naturmenschen, so wie der wahre Mann das Ideal des Kunstmenschen.

„Naturmensch und Kunstmensch sind die eigentlichen ursprünglichen Stände. Stände sind die Bestandtheile der Gesellschaft. Die Ehe ist die einfachste Gesellschaft, wie

der Hebel die einfachſte Maſchine. In der Ehe trifft man die beiden Stände. Das Kind iſt in der Ehe, was der Künſtler in der Geſellſchaft iſt — ein Nichtſtand, der die innige Vereinigung — den wahren Genuß beider Stände befördert.

„Die große Ehe, der Staat, beſteht aus einem weiblichen und männlichen Stand, die man halb richtig und halb unrichtig den ungebildeten und gebildeten Stand nennt. Die Frau des gebildeten Standes iſt der Ungebildete. Leider iſt bei uns der Ungebildete weit hinter dem Gebildeten zurückgeblieben — er iſt zur Sklavin geworden. O! daß er wieder Frau würde.

„Nun zur Lucinde. Die erſte Bekanntſchaft iſt gemacht. Ich theile Ihnen Spuren des erſten Eindrucks mit; Friedrich lebt und webt darin. Vielleicht giebt es nur wenig individuellere Bücher. Man ſieht das Treiben ſeines Innern, wie das Spiel der chymiſchen Kräfte in einer Auflöſung im Zuckerglaſe, deutlich und wunderbar vor ſich. Tauſend mannichfaltige, helldunkle Vorſtellungen ſtrömen herzu und man verliert ſich in einem Schwindel, der aus dem denkenden Menſchen einen bloßen Trieb, eine Naturkraft macht, uns in die wollüſtige Exiſtenz des Inſtinkts verwickelt. An romantiſchen Anklängen fehlt's nicht — indeß iſt das Ganze und Einzelne noch nicht leicht und einfach und rein vom Schulſtaub. Ich prophezeie mir wenig Gutes von der Aufnahme. Sollte dieſer Roman nicht voreilig, wie vielleicht ſein Milchbruder ſein, ein wenig zu früh nach bürgerlichen Geſetzen das Licht der Welt erblicken? In zehn Jahren würde man die Bekenntniſſe des Ungeſchickten um des Autors willen, vielleicht mit Wärme und Nachſicht

aufnehmen. Jetzt ist alles noch unreif. Die Herzensergießungen des Jünglings darf der Mann, aber nicht der Jüngling zeigen. An den Ideen ist übrigens nichts auszusetzen, indeß manches am Ausdruck, der mir nicht selten dem Krates abgeborgt zu sein scheint. Nun aber ist das Postulat: ‚Sei cynisch!‘ noch nicht gäng und gebe — und selbst sehr innige Frauen dürften die schöne Athenienserin tadeln, daß sie den Markt zur Brautkammer nähme. Vergleichungen mit Heinse können nicht ausbleiben. . . . Viele werden sagen: Schlegel treibt es arg. Andre: da seht die Goethische Erziehungs-Anstalt, der Schüler über den Meister, aus Venedig ist Berlin geworden.

„In mir regt sich viel dafür und viel dagegen. Ich weiß, daß die Phantasie das geistig Thierischste am liebsten mag; ich weiß aber auch, wie sehr alle Phantasie wie ein Traum ist, der die Nacht, die Sinnlosigkeit und die Einsamkeit liebt.

„Der Traum und die Phantasie sind das eigenste Eigenthum; sie sind höchstens für zwei, aber nicht für mehrere Menschen. Man darf sich nicht dabei aufhalten, am wenigsten ihn verewigen. Nur seine Flüchtigkeit macht die Frechheit seines Daseins gut. Vielleicht gehört der Sinnenrausch zur Liebe wie der Schlaf zum Leben — der edelste Theil ist es nicht, und der rüstige Mensch wird immer lieber wachen als schlafen. Auch ich kann den Schlaf nicht vermeiden, aber ich freue mich doch des Wachens und wünschte heimlich immer zu wachen.

„Die Idealisirung der Vegetation hat mich vorzüglich interessirt. Merkwürdig verschieden hat auf uns beide die

höchſte Liebe gewirkt. Bei mir war alles im Kirchenſtyl oder im doriſchen Tempelſtyl componirt. Bei ihm iſt alles korinthiſch. Jetzt iſt bei mir bürgerliche Baukunſt. Ich bin dem Mittag ſo nahe, daß die Schatten die Größe der Gegenſtände haben und alſo die Bildungen meiner Phantaſie ſo ziemlich der wirklichen Welt entſprechen. So viel ſehe ich, unſre erſten Romane werden himmelweit verſchieden. Der meinige wird dieſen Sommer wahrſcheinlich in Teplitz oder in Karlsbad fertig. Indeß wenn ich ſage, fertig, ſo meine ich den erſten Band; denn ich habe Luſt, mein ganzes Leben an einen Roman zu wenden, der allein eine ganze Bibliothek ausmachen, vielleicht Lehrjahre einer Nation enthalten ſoll. Das Wort Lehrjahre iſt indeß falſch — es drückt ein beſtimmtes Wohin aus. Bei mir ſoll es aber Nichts als Uebergangsjahre vom Unendlichen zum Endlichen bedeuten.

„Ich hoffe damit zugleich meine hiſtoriſche und philoſophiſche Sehnſucht zu befriedigen. Eine Reiſe nach Süden und Norden iſt mir als Vorbereitung hierzu noch unentbehrlich. Norwegen und Schottland einerſeits uud die griechiſchen Inſeln wären die nächſten Erreichungspunkte dieſes Zwecks.“

Friedrich Schlegel an Novalis.

(Ohne Datum.)

„Habe ich nicht Hoffnung, daß Du mir wieder eine Maſſe Papiere ſchickſt? — Ich werde nun bald wieder mit ganzem Eifer für das Athenäum arbeiten. —

„Daß Dich die Lucinde ſo intereſſirt hat, freut mich

ſehr. Auch gefällt mir das, was Du an Caroline darüber ſchriebſt, noch mehr aber Dein göttlicher Gedanke, den Staat als Ehe der gebildeten und der ungebildeten — künftig der bildenden und der gebildeten — Maſſen zu betrachten.

„Von meiner Religion ſollſt Du und alle Welt bald genug bekommen, nicht Bruchſtücke, ſondern Maſſen. Möchteſt Du doch bald wieder einen Glauben und Liebe offenbaren. — Weniges ehre ich ſo und wenig hat ſo auf mich gewirkt. Uebrigens fühle ich mich durch zwei Dinge unauflöslich an Dich gekettet. Das iſt die Religion und die Ehe.

„Ich ſtimme Dir bei, daß das Chriſtenthum eine Religion der Zukunft, wie die der Griechen eine der Vergangenheit — ſchon bei den Alten ſelbſt. — Aber iſt ſie nicht noch mehr eine Religion des **Todes**, wie die claſſiſche eine Religion des Lebens? Mir däucht, ich finde darüber herrliche Andeutungen in Deinen gedruckten Sachen, und was ich mich auch aus den Papieren erinnere.

„Es muß dies ungefähr auch Deine Meinung ſein. Wenn Du doch die [Ideen?] (unleſerliches Wort), die Du über das Chriſtenthum haſt, einmal in einem Brennpunkt ſammeln wollteſt! Vielleicht biſt Du der erſte Menſch in unſerm Zeitalter, der Kunſtſinn für den Tod hat. — Ich glaube, daß das Chriſtenthum ſich eben deswegen und weil Tod und Leben Beides ſind, ſich mit dem äußerſten Realismus behandeln ließe. Ich umarme Dich herzlich.

Friedrich Schlegel.“

Novalis an Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 31. Jänner 1800.

„Euer Fleiß und Eure Idee mit dem Athenäum iſt mir lieb. Ich gebe Euch die Lieder gern in dies Stück der Verſöhnung. Meinen Liedern gebt die Aufſchrift ‚Probe eines neuen, geiſtlichen Geſangbuches‘!

„Außerdem ſchicke ich auch noch ein langes Gedicht, vielleicht paßt es Euch zu Eurem Plan. Die Europa ſchickt mir wieder, ich habe eine andere Idee damit. Sie kann mit einigen Veränderungen zu einigen öffentlichen Reden kommen und mit dieſen beſonders gedruckt werden. Die Beredſamkeit muß auch gepflegt werden und der Stoff iſt herrlich, z. B. Reden an Bonaparte, an die Fürſten, an's europäiſche Volk, für die Poeſie, gegen die Moral, an das neue Jahrhundert.

„Das Neueſte von mir iſt ein bald fertiger Roman Heinrich von Ofterdingen.

„Wenn nicht Alles entgegen iſt, ſo kommt er ſchon Oſtern. Sobald ich fertig bin, erhältſt Du ihn im Manuſcript. Ich habe jetzt nichts im Kopfe als Romane und Luſtſpiele. Der Lehrling zu Saïs kommt nach der Vollendung des obigen Romans ſogleich in Arbeit. Lieder füllen einzelne Nebenſtunden aus, und die Reden ſind für den Sommer zur Unterbrechung des Romantiſchen beſtimmt. Zu einem geiſtlichen Journal ſammle ich bis Michaelis Stoff. Ich bin mit Arbeiten überhäuft, da ich noch Theil an einem techniſchen Journal in Freiberg nehmen ſoll. Indeß bin ich heiter und rüſtig, und habe keinen

andren Wunſch, als Julien bald zu beſitzen und geſund zu ſein, um meine Zeit ſo gut als möglich zu benutzen.“

An Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 5. April 1800.

„Ich habe mit Fleiß lange geſchwiegen. Die ganze Zeit bin ich viel beſchäftigt geweſen, und erſt ſeit einigen Tagen habe ich den erſten Theil meines Romans zu Ende bringen können. Sobald er in's Reine geſchrieben iſt, welches ungefähr in acht Tagen geſchehen ſein wird, ſchicke ich ihn gleich zu Euch. Es ſollte mich innig freuen, wenn Ihr an dieſem erſten Verſuch Gefallen fändet. Er wird gedruckt ohngefähr 20 bis 22 Bogen ſtark werden. Doch muß ich erſt wiſſen, ob Ihr Euer Approbatur darunter ſetzt. Der Plan iſt deutlich genug hingelegt, und der Stoff ein ſehr günſtiger. Die Wahl iſt geglückt; über die Ausführung mag ich nichts ſagen, weil man ſich leicht in eine fehlerhafte Anſicht verlieren kann. Der vollſtändige Titel iſt: ‚Heinrich von Ofterdingen. Ein Roman von Novalis. Erſter Theil: Die Erwartung.‘

„Es ſollte mir lieb ſein, wenn Ihr Roman und Mährchen in einer glücklichen Miſchung zu bemerken glaubtet, und der erſte Theil auch eine noch innigere Miſchung im zweiten prophezeihte. Der Roman ſoll allmählig in's Mährchen übergehen. Es ſind auch einige Lieder darin, die ich Euch mit einiger Gewißheit ſchon vorlegen kann. Am neugierigſten bin ich auf Euer Urtheil am Schluß des erſten Theils.

„Warum haſt Du mir denn keine Gedichte geſchickt? Ich bin äußerſt begierig, etwas von Dir zu leſen. Tieck hat mir viel Wunderbares davon geſchrieben. Du würdeſt ſie mir aus Freundſchaft ſchicken, wenn Du wüßteſt, wie kümmerlich ich vom eignen Fette zehren muß. Außer mit meinem Bruder, den ich doch ſelten genug ſehe, kann ich mit Niemanden von meinen Lieblingsbeſchäftigungen ſprechen. Wilhelm's Urtheil über meine Sachen bitte ich mir ausdrücklich von dem Deinigen ſeparirt aus; Deines iſt allemal eigenthümlich, das ſeinige hiſtoriſch und allgemein; die Schwägerin hat ſich gewiß mit müßigem Anſchauen begnügt. Außer einer gemüthlichen Kritik darf man nichts von ihr erwarten. Mit mir nimmt's hoffentlich bald ein fröhliches Ende. Zu Johannis denke ich im Paradieſe zu ſein."

An Friedrich Schlegel.

„Weißenfels, 18. Juni 1800.

„Heute nur in Eile, daß Ihr mir herzlich willkommen ſeid, den Freitag oder Sonnabend; beſonders da ich jetzt zu Hauſe ſein kann, und ſpäterhin wieder verreiſe. Deinen Tadel fühle ich völlig. Dieſe Ungeſchicklichkeit in Uebergängen, die Schwerfälligkeit in der Behandlung des wandelnden und belebten Lebens iſt meine Hauptſchwierigkeit. Geſchmeidige Proſa iſt ein frommer Wunſch. Der zweite Theil wird der Commentar des erſten. Die Antipathie gegen Licht und Schatten, die Sehnſucht nach klarem, heißen, durchdringenden Aether, das Unbekannt-Heilige, die Veſta in Sophien, die Vermiſchung des Romantiſchen aller Zeiten, der petrificirende und petrificirte Verſtand,

Arctur, der Zufall, der Geiſt des Lebens, einzelne Züge blos als Arabesken — ſo betrachte nun mein Mährchen. Der zweite Theil wird ſchon in der Form weit poetiſcher als der erſte. Die Poeſie iſt nun geboren."

Novalis an Friedrich Schlegel.

(Ohne Datum.)

„Fichte iſt der gefährlichſte unter allen Denkern, die ich kenne. Er zaubert einen in ſeinem Kreiſe feſt. Keiner wird wie er mißverſtanden und gehaßt werden. Du biſt erwählt, gegen Fichte's Magie den aufſtrebenden Selbſtdenker zu ſchützen. Ich habe es in der Erfahrung, wie ſauer dieſes Verſtändniß wird. Manchen Wink, manchen Fingerzeig, um ſich in dieſem furchtbaren Gewinde von Abſtractionen zurechtzufinden, verdanke ich lediglich Dir und der mir vorſchwebenden Idee Deines freien, kritiſchen Geiſtes."

Viertes Kapitel.

„Wir werden die Welt verſtehen, wenn wir uns ſelbſt verſtehen, weil wir und ſie integrante Hälften ſind. Gotteskinder, göttliche Keime ſind wir. Einſt werden wir ſein, was unſer Vater iſt.“

Novalis.

Ehe wir Novalis auf ſeinem kurzen Lebensgang zu ſeinem frühen Grabe begleiten, iſt es nöthig, eine über ihn ſpäter aufgebrachte Sage zu widerlegen; die nämlich: Novalis ſei katholiſch geworden. Viele Menſchen glauben ſie; Andere wiſſen nicht, ob ſie Dichtung oder Wahrheit iſt, und die Meiſten nehmen wohl an, daß Novalis, wenn er auch nicht äußerlich zur katholiſchen Kirche übergetreten ſei, doch innerlich die Anſichten der römiſchen Katholiken getheilt habe und im Herzen eigentlich ein ſolcher geweſen ſei.

Wie iſt nun aber dieſe Sage entſtanden, da doch Novalis nie dergleichen Gedanken gehegt hat?

Leider müſſen wir ſagen, ſeine beiden Freunde L. Tieck und F. Schlegel ſind Schuld daran. Erſterer durch ſeine oberflächliche, unkritiſche Art, die Schriften des Freundes herauszugeben; letzterer, nachdem er ſelbſt römiſch-katholiſch geworden, durch den Wunſch, in Novalis der römiſchen Kirche einen werthvollen Convertiten zu verſchaffen.

Dr. Raich*), der den ganzen Briefwechsel von Novalis mit Schlegels herausgegeben, nennt diesen Ausdruck eine unbegründete Insinuation gegen Schlegel. Er sagt S. 150: „Nicht um der römischen Kirche einen werthvollen Convertiten zu verschaffen (solche jämmerliche Seelenfängerei ist Schlegels Charakter vollkommen fremd), sondern aus naheliegenden Gründen hat er diese Schrift, ‚Europa oder die Christenheit', diesen Ruf der Seele nach Frieden und Eintracht, nicht länger der Oeffentlichkeit vorenthalten wollen."

Und S. 150 unten und S. 151 fährt Dr. Raich weiter fort:

„Schlegel hatte sich mehr und mehr dem Christenthum genähert und im Jahr 1808 in Köln das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. Was konnte für Schlegel erwünschter sein, als seinen liebsten Freund Novalis gleichsam als Eclaireur auszusenden und in der Schrift ‚Die Christenheit' jene Saiten anklingen zu lassen, deren volle Accorde er schon seit 1806 in seinem Innern ertönen hörte? Ein derartiges, persönliches, vollkommen berechtigtes Interesse mochte Schlegel nebenbei wohl auch mit verfolgt haben."

Betrachten wir die Thatsachen schärfer. Just, der Novalis eigentlich von allen seinen Freunden am genauesten kannte, schreibt in Bezug auf seine geistlichen Lieder, nachdem sie in der ersten, von Tieck veröffentlichten Ausgabe der Nachlassenschaft bekannt geworden waren: „Seit So-

*) „Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich." Mainz, bei Franz Kirchheim, 1880.

phiens Tode hatte er eine Vorliebe für Lavater's und Zinzendorf's Schriften, katholiſche Erbauungsſchriften, ja ſelbſt für Jacob Böhme's Werke gewonnen. Hieraus wird man es erklärlich und verzeihlich finden, daß in ſeinen geiſtlichen Liedern Stellen vorkommen, die man von dem aufgeklärten Denker nicht erwartet hätte. Seit Sophiens Tode ward ihm der Glaube an Gott und Unſterblichkeit zum Bedürfniß. Zu dieſem geſellte ſich nachher der Glaube an Jeſum, und nun erlaubte ihm ſeine Phantaſie und ſein äſthetiſcher Sinn einen andächtigen Seitenblick auf Maria."

Wir fragen nun: Was veranlaßte Juſt dazu, gewiſſermaßen eine Entſchuldigung der geiſtlichen Lieder ſeines Freundes zu liefern?

Einmal müſſen wir allerdings auf die rationaliſtiſche Strömung in der damaligen proteſtantiſchen Kirche Rückſicht nehmen, welcher der Glaube an Jeſum, den Sohn des lebendigen Gottes und den Heiland der Welt, den dieſe Lieder bekennen, abhanden gekommen war. Aber dies iſt doch nicht das, was Juſt eigentlich meint und was ihn ſelbſt augenſcheinlich frappirt hat. Sondern es ſind die beiden Lieder an die Maria, welchen wir unter den geiſtlichen Liedern begegnen.

Juſt iſt ſichtlich nie auf den Gedanken gekommen, in Novalis einen römiſchen Katholiken zu ſehen. Die Anſicht ſeines Freundes von dem römiſchen Papſtthum hat er aus ſeiner Freude am Paradoxen erklärt und auf eine Linie mit ſeiner Vertheidigung des Robespierre'ſchen Schreckensſyſtem geſetzt. Er ſagt in dem kurzen Lebensabriß Friedrich's, S. 13:

„Drei Dinge waren es, für die Novalis damals und

wie ich glaube bis an ſeinen Tod Vorliebe hatte: Conſequenz im Denken und Handeln, äſthetiſche Schönheit und Wiſſenſchaft. Der Vorzug, den er der erſteren gab, verführte ihn ſo, daß er z. B. dem Robespierre'ſchen Schreckensſyſtem, das er um ſeiner Abſcheulichkeit willen haßte, doch um der Conſequenz willen eine Lobrede halten konnte. So gab er einſt in ſeinem letzten Lebensjahre einem katholiſchen Freunde, der mit ihm bei mir war, einen Seelenſchmaus, indem er die Conſequenz der römiſchen Hierarchie ſchilderte, eine Geſchichte des Papſtthums hineinflocht, und ſo der Panegyriker der päpſtlichen Alleinherrſchaft wurde. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz geſagt, ſo gab er ihn nicht auf, und machte dann wohl auch den Sophiſten."

Juſt iſt ohne Zweifel durch die erſte Ausgabe von Novalis' Schriften höchſt überraſcht worden. Es war dieß durch Tieck verſchuldet, welcher in dieſe Ausgabe die beiden Lieder an die Maria aufgenommen hat, die Novalis nicht als geiſtliche Lieder, ſondern als einzulegende Dichtungen zu dem zweiten Theile des Heinrich von Ofterdingen concipirt hat.

Daß ſich Juſt wunderte, war natürlich; und man ſieht, er giebt ſich die größte Mühe, ſich ſelbſt die Sache zu erklären. Tieck aber, der die Handſchriften beſaß, und zwar um ſie herauszugeben, hätte wohl die Verpflichtung gehabt, ſorgfältiger und kritiſcher zu verfahren. Er hat ſich doch gehütet, das Lied aus dem erſten Theile des Ofterdingen: „Das Grab ſteht unter wilden Heiden, das Grab, darin der Heiland lag", als geiſtliches Lied aufzuführen, und er

hätte genau daſſelbe Recht dazu gehabt; denn ebenſo wie dies Lied die Stimmung der Kreuzfahrer ſchildern ſoll, ſo ſchildern die Marienlieder die Stimmung der zu Loretto anbetenden Pilger.

Auf einem einzelnen Blatte, auf welchem der Plan des zweiten Theiles von Heinrich von Oſterdingen in großen Zügen verzeichnet iſt, heißt es:

„Heinrich kommt nach Italien, das von Kriegen zerrüttet wird; er ſieht ſich als Feldherrn an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges ſpielen in poetiſchen Farben. Ein großer Krieg wie ein Zweikampf, durchaus edel, human. Kriegslieder. In Piſa findet Heinrich den Sohn Kaiſer Friedrich's II. Er wird ſein vertrauter Freund. Auch nach Loretto kommt er. **Marienlieder.**"

Statt dieſer deutlichen Erklärung, die ſich auf dem einzelnen Blatt von Novalis' Hand findet, iſt dieſe Stelle in der erſten Ausgabe der Schriften folgendermaßen geändert: „Auch nach Loretto kommt er. Mehrere Lieder ſollten hier folgen."

Novalis hat laut eines Briefes an Friedrich Schlegel vom 20. Januar 1800 ſeine geiſtlichen Lieder an denſelben zur Herausgabe im Athenäum geſchickt; es ſind die folgenden:

1) „Was wär' ich ohne Dich geweſen."
2) „Fern im Oſten wird es helle."
3) „Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer."
4) „Unter tauſend frohen Stunden."
5) „Wenn ich ihn nur habe."
6) „Wenn alle untreu werden."

7) Hymne: „Wenige wiſſen das Geheimniß der Liebe.“

Die Marienlieder fehlen alſo.

Vermuthlich aber war das Athenäum ſchon im Druck, denn in dem Jahrgang 1800 finden ſie ſich nicht, wohl aber in dem Muſenalmanach, der zum neuen Jahr 1802 erſchienen und jedenfalls in den letzten Monaten von 1801 gedruckt worden iſt.

Die erſte Ausgabe der Schriften von Novalis iſt gegen das Ende des Jahres 1802 erſchienen.

Tieck hat nun die oben angeführte Stelle des einzelnen Blattes wahrſcheinlich nicht ſelbſt geändert — denn er hatte kein Intereſſe dabei, Novalis als römiſchen Katholiken zu proclamiren —; er hat die ganze Sache, das Numeriren der Marienlieder, als zu den geiſtlichen Liedern gehörig, und die Veränderung jener Stelle des einzelnen Blattes dem Bruder des Dichters, Carl von Hardenberg, überlaſſen; und dieſer hatte das lebhafteſte Intereſſe, Novalis als Katholiken darzuſtellen, denn er ſelbſt war im Sommer 1802 in Karlsbad durch einen römiſchen Geiſtlichen der katholiſchen Kirche gewonnen worden.

Wenn man die Fragmente des zweiten Theils des Ofterdingen genau nachlieſt, ſo wird jedem Unbefangenen einleuchten, daß das Lied Nr. 14: „Wer einmal, Mutter, Dich erblickt“ vollſtändig paßt als weitere Fortſetzung des Liedes, das der Pilger ſingt: „Liebeszähren, Liebesflammen“ und des darauf folgenden Geſprächs mit dem Mädchen:

„Sind Deine heiligen Capellen
Nicht meines Lebens Ruheſtellen?“

Paſſen dieſe Strophen nicht vortrefflich nach Loretto, dieſem altberühmten Marienwallfahrtsort? Und nicht ebenſo das andere, unter Nr. 15 der geiſtlichen Lieder ſtehende: „Ich ſehe Dich in tauſend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt“?

Klingen dieſe Lieder nicht in dem Munde eines Dichters, der aus dem Mittelalter zu uns ſprechen ſoll, harmoniſcher als in dem eines Dichters unſerer Zeit, eines Philoſophen und evangeliſchen Chriſten?

Ganz ähnlich verhält es ſich mit dem Aufſatz „Europa oder die Chriſtenheit“, den Schlegel ſpäter benutzt hat, um die Katholicität des Dichters noch mehr zu beweiſen.

In den erſten drei Ausgaben iſt dieſer Aufſatz als Schluß der Fragmente und eben auch nur fragmentariſch gegeben; jedoch fehlt in der That nur wenig von dem, was Schlegel bei der vierten Ausgabe als zuſammenhängenden Aufſatz giebt; er aber hat, treu der Tendenz, die er verfolgte, den ſignificanten Schluß, der gerade den Schlüſſel zu der ganzen Gedankenreihe in dieſem Aufſatz giebt, hinweggelaſſen. Die Entſtehung des Aufſatzes fällt in das Jahr 1799, und Tieck giebt in der Vorrede zu der fünften Ausgabe, S. XXXV, Folgendes an:

„Novalis kam im Jahr 1799 nach Jena, um uns (A. W. Schlegel, Friedrich Schlegel und mir) dieſen Aufſatz vorzuleſen. Wenn ich nicht irre, ſo war auch Schelling zugegen. Die ‚Fragmente‘ und ‚Blüthenſtaub‘ waren bereits im Athenäum erſchienen, die ‚Lehrlinge von Saïs‘ waren ſchon ausgearbeitet.

„Wir erwarteten daher, etwas Bedeutendes zu hören,

und die Herausgeber des Athenäums waren entſchloſſen, dieſen Aufſatz aufzunehmen. Da wir uns, als vertrauten Freunden, gegenſeitig ein offenes, unbefangenes Urtheil zugeſtanden, wie man es vielleicht ſelten unter Autoren findet, ſo ward nach geendigter Leſung dieſer Aufſatz einſtimmig verworfen und beſchloſſen, daß er nicht durch den Druck bekannt gemacht werden ſolle.

„Wir fanden die hiſtoriſche Anſicht ungenügend, die Folgerungen zu willkürlich, und die ganze Abhandlung ſo ſchwach, daß ſehr leicht die Blößen von jedem Kundigen entdeckt werden konnten. Einzelne ſchöne Stellen, tiefſinnige Worte, traten glänzend hervor, und dieſe bedeutſamen Winke und Reden haben wir Herausgeber der Schriften ſchon in der erſten Ausgabe unter die Fragmente geſtellt.

„Novalis war viel zu edel und frei geſinnt, um ſich durch dies Urtheil ſeiner Freunde verletzt zu fühlen. Philoſophie und Naturwiſſenſchaft waren vorzüglich die Gegenſtände ſeines Studiums geweſen, die Geſchichte war ihm mehr fremd geblieben; und wenn der geiſtige Blick auch hie und da ſcharf ſah und ſeine Wahrnehmung Merkwürdiges ausſagen konnte, ſo war er auf dieſem Felde doch mehr ein Ahnender als ein Wiſſender.

„Ueber dieſe Gegenſtände hatte nach Jahren mein Gehülfe bei der Herausgabe der Schriften unſeres Freundes, Friedrich Schlegel, ſeine Anſichten ſehr geändert. Carl von Hardenberg, ein Bruder, um einige Jahre jünger als Novalis, ein begeiſterter junger Mann, dem aber das Genie wie die gemäßigte Kraft des verſtorbenen Bruders nicht zu Theil geworden, war zur katholiſchen Kirche übergetreten.

Er hatte unter den Papieren seines Bruders diesen zurückgelegten Aufsatz gefunden, und schon vor vielen Jahren äußerte er mir die Meinung, man müsse diese Schrift dem Publikum übergeben. Ich widersprach mit den alten, nicht veralteten Gründen.

„Nach Carl von Hardenberg's Tode erhielt Friedrich Schlegel mit anderen Papieren diese Abhandlung, und nach langer Zeit, 1826, vermochte er den Verleger, welcher die näheren Umstände nicht kannte, diese Schrift so in diese letzte Ausgabe aufzunehmen. Weil man meines Widerspruchs gewiß war, ersah ich erst aus dem vollendeten Druck, daß dieser vor siebenundzwanzig Jahren verworfene Baustein nun zum Eckſteine dienen sollte."

Aber Tieck hätte Schlegel noch ganz anders und schlagender widerlegen können, als er es in dem weiteren Verlauf der Vorrede thut, wenn er in der ersten Ausgabe genauer nachgesehen hätte, welche Stelle in jenem Aufsatz Schlegel mit großem Geschicke weggelassen hat.

In der ersten Ausgabe nämlich heißt es: „Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum war der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine Freude an der Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

„Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andren Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken.

„Seine zufällige Form iſt ſo gut wie vernichtet, das alte Papſtthum liegt im Grabe und Rom iſt zum zweiten Male eine Ruine geworden. Soll der Proteſtantismus nicht endlich aufhören und **einer neuen dauerhafteren Kirche Platz machen?**

„Die andren Welttheile warten auf Europa's Verſöhnung und Auferſtehung, um ſich anzuſchließen."

In der fünften Ausgabe hat Schlegel dieſe Stelle angeführt bis zu den Worten: „Seine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge ſeiner Verfaſſung."

Die folgenden beiden Sätze läßt er einfach fehlen, und fährt dann fort:

„Die andren Welttheile warten auf Europa's Verſöhnung und Auferſtehung, um ſich anzuſchließen."

Die Abſicht iſt klar und auch mit Geſchick ausgeführt.

Daß Tieck in den erſten Ausgaben in jeder Hinſicht richtig mit dieſem Aufſatz verfuhr, vor allem in Novalis' eignem Sinne, erhellt aus dem S. 209 angeführten Briefe von Novalis an Schlegel vom 31. Januar 1800: „Die Europa ſchicke mir doch wieder, ich habe eine andre Idee damit. Sie kann mit einigen Veränderungen zu einigen öffentlichen Reden kommen, und mit dieſen beſonders gedruckt werden. Die Beredtſamkeit muß auch gepflegt werden und der Stoff iſt herrlich, z. B. Reden an Bonaparte, an die Fürſten, an's europäiſche Volk, für die Poeſie, gegen die Moral, an das neue Jahrhundert."

Dieſer Brief beweiſt ſchlagend, daß „Europa oder die

Chriſtenheit" nichts Andres war als eine hiſtoriſche Studie, wie ſich ſo vielfache Studien bei ihm finden, mit der ausgeſprochenen Abſicht, ſich ſelbſt über irgend einen Gegenſtand klar zu werden; keineswegs eine Art Glaubensbekenntniß; und wahrſcheinlich hat Novalis gerade bei dieſer Studie ſeine Vorliebe für Conſequenz im Handeln zu der ungewöhnlich glänzenden Schilderung der katholiſchen Kirche bewogen. Er iſt eine viel zu ſelbſtſtändige, den Grund aller Dinge erforſchende Natur, als daß er ſich unter die katholiſchen Satzungen ſo ohne weiteres gebeugt hätte; auch iſt bei ihm nie und zu keiner Zeit ein Zweifel an ſeiner Seligkeit oder eine derartige religiöſe Aengſtlichkeit zu ſpüren. Und aus dieſen zwei Claſſen von Menſchen ſammelt ja meiſt die katholiſche Kirche ihre Convertiten: aus den Geiſtesträgen, denen es bequem iſt, daß die Kirche für ſie Alles thut, ſogar das Denken, und aus den Aengſtlichen, denen die Sicherheit, mit der die katholiſche Kirche für die Seligkeit ihrer Glieder einſteht, ohne daß der Einzelne gerade große Selbſtverleugnung oder Ueberwindung ſeines eignen Naturells nöthig hat, imponirt und Garantieen bietet.

Wie hängt es nun aber zuſammen, daß Schlegel, obgleich er ſelbſt ſchon 1807 zur katholiſchen Kirche übertrat, erſt im Jahre 1826 die „Europa" hat abdrucken laſſen, um dieſen Aufſatz als den Beweis von Novalis' Katholicismus hinzuſtellen, da er doch noch im Jahre 1812 in ſeinen literariſchen Vorleſungen in Wien Novalis keineswegs zu den Gläubigen zählt? Ein Beweis alſo, daß er bei deſſen Leben nie auf dieſen Gedanken gekommen ſein kann.

In „Friedrich Schlegel, Vorleſungen über die Geſchichte der alten und neuen Literatur, gehalten in Wien 1812", ſagt er:

„Eine ſolche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen entſchieden ſtattgefunden. Sollte ich ein Beiſpiel anführen, das ſtatt vieler gelten kann, ſo würde ich meinen verewigten Freund Novalis nennen. Nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerſt betreten und zur feſten Bahn für Andre geebnet hätte, ſondern weil ſeine hinterlaſſenen Gedanken, Bruchſtücke und Dichtungen des guten Samens viel enthalten, und verſchwenderiſch nach den verſchiedenſten Richtungen umherſtreuen, die doch alle hinführen zu dem einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß.

„In einfacher Würde, mit der ſchönſten Klarheit hat **Stolberg** die Herrlichkeit ſeines Glaubens entfaltet.

„Es ſind noch manche ehrenwerthe Männer in gleicher Weiſe als Verkündiger, Zeugen und Kämpfer der Wahrheit aufgetreten, wenn auch nicht jeder eine Geiſtesfülle beſitzt, auf dem Wege der Philoſophie wie Hardenberg, oder eine ſolche Feſtigkeit und Klarheit des Glaubens auf dem Wege der Religion mit der Gabe der würdevollen Darſtellung wie Stolberg."

Die Antwort auf Dr. Raich's Einwendung S. 149: „Schlegel habe ſchon 1806 die ‚Europa' gedruckt zu ſehen gewünſcht", folgt hier; allein der ultramontane Katholik wird ſie nicht gelten laſſen.

Wir dürfen nicht vergeſſen, daß im Anfang dieſes Jahrhunderts eine ganz andere, nicht ſo hierarchiſch-politiſche Strömung in der katholiſchen Kirche Statt hatte, wie ſpäter und jetzt; daß damals eine gegenſeitige Berührung im tiefſten chriſtlichen Grunde unter den ernſten Chriſten beider Confeſſionen möglich war. Männern wie Sailer, Overberg, Fürſtenberg, Weſſenberg konnte jeder evangeliſche Chriſt aufrichtig die Hand reichen; es war damals, nach Aufhebung des Jeſuitenordens und in Folge der Joſephiniſchen Geſetzgebung in der katholiſchen Kirche eine ſchöne, wahrhaft evangeliſche Zeit angebrochen. Wären Weſſenberg's Reformen, die er anſtrebte, allgemein geworden, ſo hätte ſich eine deutſche, nationale Kirche bilden können. Aber durch den beklagenswerthen Mißgriff, daß gerade die nichtkatholiſchen Mächte die weltliche Macht des Papſtes wiederherſtellten und bei dem Wiener Congreß dieſe unglückſelige Politik verfolgten, hat die jeſuitiſche Richtung in der katholiſchen Kirche wieder die Oberhand gewonnen, umſomehr nachdem der Orden ſelbſt 1814 wiederhergeſtellt ward.

Seitdem iſt der Ultramontanismus heraufgewachſen und hat mit großer Klugheit auch im Allereinzelſten und Kleinſten Bauſteine zu ſeinem Werk zuſammentragen. So auch Friedrich Schlegel, indem er Novalis als den Vertheidiger der römiſch-katholiſchen Hierarchie, als den poetiſchen Verkündiger des Mariendienſtes proclamirte.

Aber noch einmal ſei es wiederholt: die erſte Schuld an dieſer Täuſchung des Publikums trägt Tieck durch ſeine unkritiſche Herausgabe der nachgelaſſenen Schriften des Dichters.

Hier komme ich nochmals auf den Briefwechsel von Novalis mit den Schlegels zurück.

Dr. Raich ſagt S. 153: „Die Nachleſe habe etwas ſchüchtern, nicht mit Worten, ſondern nur mit Fettdruck inſinuirt: Hardenberg habe unter der neuen, dauerhafteren Kirche eine ganz andre Kirche verſtanden, als die römiſch-katholiſche.“

Sowohl Carlyle, wie Haym ſprechen dieſe Anſicht als die Meinung Hardenbergs aus. Es iſt alſo keine ſo unbegründete und, wie Raich andeutet, bis dahin ganz unerhörte Anſicht. — Auch ſoll die Andeutung der Nachleſe keine ſchüchterne ſein, ſondern die feſte Ueberzeugung von der dereinſtigen Entwicklung einer ſolchen neuen und wahrhaft allgemeinen Kirche ausſprechen, in der dann alle lebendigen Glieder der verſchiedenen Confeſſionen ſich zuſammenfinden werden, und zwar wird dieſe neue Kirche ſich aus der evangeliſchen entwickeln. Dieſe unſre evangeliſche Kirche iſt eben noch nicht vollendet; mag ſie ſchwach, arm und äußerlich gering erſcheinen, gegenüber der glänzenden, kunſtvoll gegliederten römiſchen Kirche, ſie hat ein Moment, das vorwärts auf eine ferne Zukunft weiſt.

Für die ſiegreiche Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden iſt doch jedenfalls das Pfingſtfeſt und die Ausgießung des heiligen Geiſtes das prophetiſche Vorbild. Was aber iſt dabei das Charakteriſtiſche? „Sie verkündigten, je nachdem der Geiſt ihnen gab auszuſprechen.“ Und was ergreift die Hörer ſo erſchütternd? „Wir hören ſie mit unſrer Zunge die großen Thaten Gottes verkündigen!“

Der oberſte Grundſatz der evangeliſchen Kirche iſt die Verkündigung in der Sprache der Hörer. Die Tauſende von Bibel-Ueberſetzungen in alle möglichen Sprachen und Dialekte geben davon Zeugniß.

Am Schluß der „Europa“ hat auch Novalis dafür geſorgt, daß die römiſch-katholiſche Kirche unſerm Auge entrückt wird, wenn er ſagt: „Die Chriſtenheit muß wieder lebendig und wirkſam werden und ſich wieder eine ſichtbare Kirche, ohne Rückſicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Ueberirdiſchen durſtigen Seelen in ihren Schooß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.

„Sie muß das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießen. — Keiner wird dann mehr proteſtiren gegen chriſtlichen oder weltlichen Zwang, denn das Weſen der Kirche wird echte Freiheit ſein, und alle nöthigen Reformen werden unter der Leitung derſelben (der Freiheit) als friedliche und förmliche Prozeße betrieben werden.

„Wann und wann eher? darnach iſt nicht zu fragen. Nur Geduld, ſie wird, ſie muß kommen, die Zeit des ewigen Friedens.“

Unter der Freiheit der Kirche hat Novalis nicht die modernen liberalen und ultramontanen Begriffe von heutzutage gemeint, die kannte man zu der Zeit noch nicht, ſondern das Bibelwort hofft er auf Erden zur Wahrheit werden zu ſehen. „Ich will mein Geſetz in ihren Sinn und in ihr Herz meine Gebote ſchreiben.“

Fünftes Kapitel.

„Welten bauen genügt nicht dem tiefer langenden Sinn,
Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden Geist.“
Novalis.

Wir haben den äußeren Lebensgang von Friedrich von Hardenberg da abgebrochen, wo der Wendepunkt seines Lebens eintrat, bei dem Tode Sophiens. Er machte damals mehrere kleine Reisen, theils allein, theils mit seiner Mutter und Schwester; lebte im väterlichen Hause, bei Freunden, namentlich in Tennstedt, und in Artern und Dürrenberg; so trat nach und nach eine größere Ruhe wieder bei ihm ein. Seine Studien erstreckten sich jetzt vorzugsweise auf Arzneiwissenschaft und Bergwerkskunde. Mit Ersterer hatte er sich seit Sophiens Erkrankung lebhaft beschäftigt. Letztere trat jetzt wieder in den Vordergrund, denn die Wünsche seines Vaters, die Liebe zu seinen Geschwistern, für die er, als ältester Bruder, einst mit zu sorgen sich verpflichtet fühlte, bestimmten ihn, bei dem Bergfach, als seinem Berufe, zu bleiben, und zum Schluß der Vorbereitung auf denselben im Winter 1797—1798 nach

Freiberg zu gehen, um dort unter Werner und Charpentier Geologie und Bergbau wiſſenſchaftlich zu ſtudieren. Der geniale Werner ward ſein Lehrer, und Novalis begann wieder mit Luſt und Liebe zu arbeiten.

So war das Jahr vergangen, in dem er zu ſterben geglaubt hatte. Daß dieſer Gedanke, ja die ganze Stimmung eine Art Gemüthskrankheit war, iſt ſchon oben ausgeführt, und das ernſte wiſſenſchaftliche Arbeiten war das beſte Heilmittel.

Hier in Freiberg lernte er Julie, die jüngſte Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, kennen und verlobte ſich in den letzten Wochen des Jahres 1798 mit ihr.

Wenn wir Aeußerungen von Novalis über die Ehe und beſonders ſeine Anſicht über das Familienleben zuſammenſtellen, ſo kann es uns nicht überraſchen, daß er, nachdem ſein Gemüth ſich wieder hergeſtellt, an eine zweite Verlobung dachte. So, wenn er ſagt: „Nur ein Ehepaar kommt dem Staate gegenüber in Betracht; der einzelne Menſch iſt nur als Fragment, inſofern als er beſtimmt iſt, als Paar in der Zukunft aufzutreten, von Intereſſe.“ „Nur Familien können rechte Geſellſchaften bilden.“ „Die Ehe iſt für die Politik, was der Hebel für die Maſchinenlehre.“ „Der Staat beſteht nicht aus einzelnen Menſchen, ſondern aus Paaren.“ „Die Stände der Ehe ſind die Stände des Staats. Mann und Frau.“ Und wenn er ſchon im Jahre 1793 an ſeine Mutter ſchreibt: „Der Sinn für Familienglück, der in mir ſo kräftig und lebendig iſt, wird auf das Schickſal meines Lebens einen wohlthätigen Einfluß haben. Ich hab' ihn von Euch, dieſen

Sinn, der jetzt ſchon in mir oft leidenſchaftlich wird. Die Familie iſt mir noch näher wie der Staat! Freilich muß ich ein thätiger Bürger ſein, um eine Familie an mich knüpfen zu können. Nur durch meine Familie bin ich unmittelbar an mein Vaterland geknüpft. O, ich fühle ſie ganz, die Süßigkeit des Berufs, Haupt und Stütze einer Familie zu ſein. Es ganz zu ſein, erfordert unendliche Talente, Kraft des Geiſtes, Sinnenkraft, Selbſtverleugnung, eine Fülle des Herzens und eine unbeſchreibliche Beſtimmtheit des Charakters.“ Es erſcheint uns durchſichtig, daß, wenn er überall weiter leben und wirken wollte, nur ein zufriedenes häusliches Leben die erſte Bedingung für ihn war.

Er lernte Julie in einem Kreiſe kennen, der hohen Werth auf geiſtige Bildung legte. Ihre große Schönheit berührte ſeine dichteriſche Phantaſie auf angenehme Weiſe, ihr Antheil an ſeiner Schwermuth und Trauer that ihm wohl. Auch Herrn von Bergers Wort vom Jahre 1793 traf hier wieder zu: Ein ſchöner Zug machte ihm die ganze Perſönlichkeit ſympathiſch. Er ſagt es ſelbſt: die hingebende Pflege, die ſie während einer ſchweren Krankheit ihrem Vater widmete, erweckte ſein Intereſſe. Auch war bei ihr daſſelbe der Fall, was ihm bei den Kühn'ſchen Schweſtern ſo reizend erſchien: ſie war im Hauſe und der Wirthſchaft wohl bewandert und ſehr tüchtig. Es war bei ihm eine ruhige, leidenſchaftsloſe Neigung, wie es unverkennbar aus dem folgenden Briefe an Juliens Schwager, Reinhard, und aus dem ſpätern Briefe an einen Ungenannten hervorleuchtet.

Novalis an den Hofprediger Reinhard zu Dresden.

(Er theilt ihm ſeine Neigung für Julie mit.)

„Aus dem Winter 1799.

„So ernſthaft ich auch ſeit mehreren Jahren bemüht war, mich des Beifalls rechtlicher Männer werth zu machen, ſo hat doch die Hoffnung, Julien zu beſitzen, meiner Seele einen neuen Schwung gegeben, und ein lebhaftes Streben in mir veranlaßt, dieſem vortrefflichen Mädchen einen braven Mann in mir zu verſchaffen.

„Meine bürgerliche Thätigkeit, die durch einige höchſt ſchmerzhafte Begebenheiten ſehr geſchwächt worden war, und ſich ganz in eine Thätigkeit verwandelt hatte, die ſich auf Dinge einer andren Welt bezog, erwachte von dieſem glücklichen Zeitpunkt ab mit neuer Stärke, und ich fühle mich auf das Kräftigſte beſtimmt, für dies neue Verhältniß alles andre aufzuopfern und ſeine Erhaltung und Ausbildung zu dem ausſchließlichen Zweck meines Lebens zu machen. Ich habe Julien nicht verhehlt, daß unſrer Verbindung noch Schwierigkeiten entgegenſtehen, die hauptſächlichſten für jetzt Mangel an Auskommen. Ich habe jetzt Ausſicht auf eine definitive Anſtellung, und dieſe Angelegenheit würde viel raſcher fortſchreiten, könnte ich dem Geheimen Finanzrath Wagner, einem Freunde von mir und Charpentiers, Mittheilungen machen. Das darf jedoch nicht eher geſchehen, bis mein Vater um meine Abſichten auf Juliens Hand weiß. Aber dieſe Eröffnung verſchiebe ich aus mehreren Gründen gern bis zur Gewißheit meiner Anſtellung. Ich erſpare meinem ohnedies ängſtlichen Vater Sorgen damit

und finde ihn dann, wenn er mich verſorgt weiß, in einer Stimmung, die mir die Vorlegung und Genehmigung meines Planes um vieles erleichtert."

Mutter und Geſchwiſter wußten ſchon längſt um die Verlobung; aber die Einwilligung des Vaters erfolgte erſt viel ſpäter, ſo daß der erſte, ſo zu ſagen officielle Brief Juliens an die Mutter vom 25. Mai 1800 datirt, während der Gedanke der Verbindung ſchon im Herbſt 1798 erwacht war.

Jener Brief an die Mutter iſt in einer ſchönen Handſchrift klar und fließend geſchrieben und zeigt ſchon dadurch, daß Julie eine andere Perſönlichkeit als Sophie war. Indeß iſt es eine ſchon oft gemachte Wahrnehmung, daß in den meiſten Fällen die zweite Liebe, noch mehr die zweite Frau, eine völlig andere als die erſte iſt, auch dann, wenn nur Neigung, nicht äußere Rückſicht, die Wahl entſchieden hat. Liegt es darin, daß bei den wenigſten Männern die Neigungen im ganzen Leben ſich wenigſtens in großen Zügen gleich bleiben, — oder liegt es in dem unbewußten Streben, die Mängel der erſten Frau auszugleichen? Bei Novalis iſt die Wahl eine ſo verſchiedene, daß man ſagen kann: zwei ſo ungleiche Weſen konnte derſelbe Mann lieben, denn ſie ſtörten ſich gegenſeitig nicht; was die Eine beſaß, davon hatte die Andre keine Spur; hätte man die edlen Eigenſchaften Beider in Eins verſchmelzen können, ſo würde ein ſehr bedeutendes Ganze aus ihnen geworden ſein.

Aber noch ehe die Verlobung geſchah, zwang ſeine ſchwankende Geſundheit Novalis, im Sommer 1798 nach

Teplitz zu gehen. Im nächſtfolgenden Sommer war der Vater mit zweien ſeiner Töchter ebenfalls in Teplitz. Dort lernten ſie die Familie von Rechenberg kennen; der junge Rechenberg bewarb ſich um Karoline von Hardenberg's Hand, und am 11. November 1799 wurde die Hochzeit in Schlöben gefeiert.

Ein Brief von Novalis entwirft ein lebendiges Bild von dieſer ſeiner geliebteſten Schweſter.

Friedrich von Hardenberg an F. von Rechenberg.

„6. Auguſt 1799.

„Ihr Brief, theurer Freund, hat meine Freude über die Begebenheiten in Teplitz zu einem dauernden Beſitz meines Lebens gemacht. Unſere flüchtige Bekanntſchaft und der nachherige Briefwechſel hatte mir längſt warme Achtung für Sie eingeflößt. Letzthin war ich in Jena und beſuchte Ihren Freund Kern. Das Geſpräch fiel auf Sie und Ihren vieljährigen Kummer. Unwillkürlich ſtand Ihr Bild vor mir und blitzſchnell flog es durch meine Seele: das wär' ein Mann für Karoline. Es war im Augenblick vergeſſen, und nun denken Sie meine Ueberraſchung, als ich nach Hauſe kam — treff' ich meine Mutter im Thore und ſie erzählt mir den Inhalt der angekommenen Teplitzer Briefe. Es iſt wirklich ſeltſam, wie unbegreiflich tief der erſte Eindruck oft geſchöpft iſt, und welche Verbindungen oft unſere Seele zufällig damit macht. Ihr Brief iſt ein ſchöner Beweis, wie glücklich mein Gemüth für meine Schweſter wählte. Und daß auch Sie gefunden haben, was Sie ſuchten, ſagt mir die Erinnerung meines Lebens, in

welcher meine Schweſter überall als ein wohlthätiges Weſen hervortritt. Ich bin ihr Vieles ſchuldig. Als Kind ſchon hat ſie mich beſeelt. Ihr freundliches, verſtändiges Weſen hat mich von Jugend an als Muſter umſchwebt, und die wenigſten von meinen Bekannten hielten die Probe einer Vergleichung aus. In den traurigſten und hoffnungvollſten Stunden iſt ſie meine treue Theilnehmerin und Gefährtin geweſen. In Krankheiten hat ſie mich gepflegt und gewartet und manche meiner Thorheiten liebevoll getragen, und oft haben ſie ihr Thränen gekoſtet. Sie erhalten ihr Herz ſo friſch, als es aus den Händen der Natur kommt. Liebe und Religion werden Ihr Haus zur ſichern Freiſtatt in den Stürmen der Welt, zum Aufenthalt des Friedens und der Eintracht machen."

In Friedrichs Tagebuch findet ſich eine Notiz über die Hochzeit dieſer ſo geliebten Schweſter:

„Viele Tage gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen. Nur wenige bleiben als feſte Punkte des Lebens ſtehen. Keiner verdient wohl feſter gehalten zu werden, als der Hochzeitstag. Wir feiern heute einen ſolchen Tag. Die Aelteſte führt auch hier, wie billig, den Reigen. Die meiſten Hochzeitstage werden Tage der trüben Erinnerung, — dieſer wird es nicht ſein. Der Tag ſei uns Allen ein Tag des feſteren Bundes, ein echter Familientag. Der Kranz ſoll ihr bleiben, jetzt ſoll er erſt blühen."

Durch Juſt und durch Carlowitz, den ſpätern Bundestags-Geſandten und ſächſiſchen Cultusminiſter, wurden No-

valis die politiſchen Verhältniſſe nahe gebracht und der Wunſch ausgeſprochen, in die ſächſiſche Ständeverſammlung einzutreten.

Juſt an Novalis.

„Tennſtedt, den 16. November 1798.

„Sie ſind geſund, heiter, rüſtig. Das freut mich herzlich. Sie werden eine Menge Honig eintragen und, ſo fremdartig auch die Gewächſe ſind, an denen ſie ihn einſaugen, ihn dennoch ſo verarbeiten, daß er ein gleichartiges gutes Product werde.

„Von Freiberg aus werden Sie, hoffe ich, mannichmal den Landtag beſuchen, welcher Ihnen in politiſcher und phyſiologiſcher Hinſicht, auch um ſeiner Carricaturen willen, ein angenehmes Schauſpiel bieten wird.“

Carlowitz an Novalis.

„Dresden, 20. Januar 1799.

„Es ſind viele Gründe, warum ich nicht geſchrieben, darunter Familienangelegenheiten, die leider jetzt ſchlecht genug ſtehen, zu beſorgen, oder das Räthſel der ſächſiſchen Verfaſſung zu ergründen, die wie der Mantel der chriſtlichen Liebe, alle Dummheiten in ſich faßt, und jetzt das mächtige Banner der Ignoranz, der Brutalität und des Egoismus geworden iſt. Ich ſchicke Dir den Todtenkopf, er gehörte einem cidevant Bedienten meines Bruders, der mitten in Dresden beim Spiel ermordet wurde, und den ſeine Mörder, zur Vermeidung juriſtiſcher Weitläufigkeiten,

aufhingen. Ich kannte den armen Kerl und glaube, daß ſeine traurigen Reſte dem Vizekanzler lehrreicher als Dir ſein würden.

„Du glaubſt nicht, wie groß die Thorheit und der Unverſtand der ſächſiſchen Stände iſt. Graf Dottleben hatte eine Schrift in der Taſche, in der er auf Abſchaffung der Taufe, des Abendmahls, der Trauung u. ſ. w. antrug. Er wurde mit Beziehung auf die ſymboliſchen Bücher und die ſich darauf gründenden Pacta religionis höflichſt erſucht, ſie in der Taſche zu behalten. Der Domherr Holleufer, Scholaſticus von Merſeburg, wünſchte die Aufhebung aller Anſtalten, wo Schulmänner gebildet werden, weil dergleichen Kerls doch nichts lernten und auch nichts zu wiſſen brauchten. Herr von Wietersheim bittet um Schiffbarmachung aller Flüſſe in Sachſen, damit die Beſchwerden über die Magazinfuhren erledigt werden möchten. Graf Honnov will die Wittwen und Waiſen der Steuerofficianten verhungern laſſen, weil ſie ſonſt dem Staate zur Laſt fallen könnten! Komm nur auf einen Tag zu mir, ich will Dich in den Ritterſaal führen, und Du wirſt dort mehr lernen, als Du wiſſen willſt. Neugierig bin ich, welchen Eindruck es auf Dich machen wird, wenn Du die vornehmſten Glieder unſres Landes, mit der Chokoladentaſſe in der Hand, wie ariſtokratiſche Sansculotten ſprechen hörſt. Wäre Rouſſeau auf den ſächſiſchen Landtagen erſchienen, er hätte gewiß nicht geſagt, daß die Majorität die Minorität nicht bloß an der Zahl, ſondern auch an Verſtande übertrifft.“

Carlowitz an Novalis.

„Dresden, 10. Februar 1799.

„Dein Bild von den Ständen iſt leider ſehr wahr, aber der Entſchluß, nie auf dem Landtage zu erſcheinen, iſt nicht patriotiſch. Jeder thut für die gute Sache was er kann, und gerade Du würdeſt viel können. Du biſt der einzige mir bekannte Menſch, dem ich zutraue, daß er eine ganze Generation erheben und die verhaßte Stimme des Egoismus, der Dummheit und der Brutalität unterdrücken könnte; Du allein würdeſt uns von der Verachtung retten, die wir verdienen. Glaube nicht, daß meine Neigung zu Dir, die weder Dankbarkeit allein veranlaßt, noch das Wort Freundſchaft in ihrem Umfang ausdrückt, mich zum Uebertriebenen fortreißt. Ich habe mehr Selbſtſtändigkeit als viele von den Andren, und doch fühle ich meine unbedingte Abhängigkeit von Dir: ich weiß gewiß, daß auch dem Schwarm geborener Sclaven Deine Ueberlegenheit fühlbar ſein müßte, die ſich jetzt von einem Münchhauſen, Planitz, Werthern am Narrenſeile führen laſſen. Sie machen die Mehrheit unter uns aus und würden ſich gewiß unter einem würdigeren Chef mit eben der Bereitwilligkeit zum Guten lenken laſſen, mit der ſie ſich jetzt zu kleinlichen, entehrenden Zwecken hingeben. Nur Du könnteſt die Scheidewand zwiſchen den Guten und Böſen bei uns vernichten und das Band wieder knüpfen, das man muthwillig zerriſſen hat, um uns Alle der allgemeinen Verachtung und vielleicht künftig der Verantwortung bloszuſtellen. Ich wollte gern Alles darum geben, wenn Du unter uns wärſt,

denn der Schmerz, daß auch ich, beim beſten Willen, von der Welt und, bei der heftigſten Widerſetzlichkeit, an meiner Ehre leiden muß, iſt unerträglich. Ich habe ſchon viel Verdruß gehabt, man tadelt mich um meiner eingebildeten Anhänglichkeit an den Hof, eben weil der Sansculottismus unſrer ritterſchaftlichen Despoten nicht meine Sache iſt. Es iſt intereſſant zu bemerken, wie unbedeutend die Gründe ſind, die den elenden Parteizwiſt unter uns veranlaßt haben. Sie liegen in dem Kopfe eines einzelnen Thoren, Münchhauſens! Der Satz: ‚Wer nicht für uns iſt, iſt wider uns‘, gilt allgemein. Jeder Menſch iſt alſo, er ſei ſo dumm wie er wolle, ein kluger, politiſch denkender Menſch. Jeder, der ſein Urtheil nicht von der Hand eines erbärmlichen Menſchen erbetteln will, iſt ein Dummkopf, oder ein Schranz. So ſiehſt Du alſo hier Genies, die ich nicht zum Reitknecht haben möchte, und Creaturen des Hofs, die den Hof nie anders zu ſehen bekommen, als wenn ſie gebeten werden. Ich fühle mich ſehr geehrt, daß man mich unter die letzte Claſſe geſetzt hat. Schulenburg von Kirchſcheidungen, mein Bruder und Deine übrigen Freunde ſind gleicher Meinung. Wir formiren zwar eine Oppoſition und gewinnen jetzt täglich mehr an Anſehen, aber wir können doch nur das Böſe verhindern, ohne deshalb das Gute zu befördern.“

Dieſe Briefe zeigen durchſcheinend, daß in Sachſen die ſtändiſche Inſtitution aus innern Gründen ihrem Ende zueilte; daß aber Hardenberg die Ermahnungen ſeiner Freunde ſo unbeachtet ließ, iſt begreiflich. Es finden ſich von ihm

Aeußerungen über politiſche Verhältniſſe, die wie Lichtblitze beweiſen, daß er ſich viel mit hiſtoriſchen Problemen und Gedanken trug; ſo unter andern folgende:

„Der Deutſche iſt lange das Hänschen im Hauſe geweſen! Er dürfte aber wohl bald der Herr aller Herren werden. Es geht ihm wie manchen Kindern, die für dumm gehalten werden, und die dann groß und klug werden, wenn alle ihre früh-klugen Geſchwiſter längſt vermodert ſind, und ſie allein Herr im Hauſe geworden ſind.

„Verdanken die Menſchen dem Adel nichts? ſind ſie reif genug, den Adel zu entbehren?

„Der Staat wird bei uns zu wenig verkündigt. Es ſollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt ſind die meiſten Staatsgenoſſen auf einem ſehr gemeinen, dem Feindlichen ſehr nahe kommenden Fuß mit ihm.

„Der Menſch hat den Staat zum Polſter der Trägheit zu machen geſucht, und doch ſoll der Staat gerade das Gegentheil ſein. Sein Zweck iſt, den Menſchen abſolut mächtig und nicht abſolut ſchwach, — nicht zum trägſten, ſondern zum thätigſten Weſen zu machen. Der Staat überhebt den Menſchen keiner Mühe, ſondern vermehrt ſeine Mühſeligkeiten vielmehr in's Unendliche, freilich nicht ohne ſeine Kraft in's Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfaſſendſten Thätigkeit."

Es iſt natürlich, daß ein Mann in deſſen Innern ein ſolches Bild des Staatslebens ſich erzeugt hatte, gar nicht auf den Gedanken einging, in den engen, verkümmerten ſächſiſchen Verfaſſungs-Verhältniſſen eine thätige Rolle zu

übernehmen. Seine ganze Natur ſtrebte nach großen umfaſſenden Ideen, deshalb gleiten auch Carlowitz' Ermahnungen an ihm ab. Um ſo bewundrungswürdiger erſcheint uns dafür die gewiſſenhafte Treue in ſeinem eigentlichen Amt und Beruf; da iſt er keineswegs ein Phantaſt, der flüchtig über alles Reale hinweggeht, ſondern ein ernſter, genauer Arbeiter.

Im Winter 1799 waren Differenzen bei dem Directorium der Salinen eingetreten. Daſſelbe beſtand aus dem Director von Hardenberg, den Bergräthen Senf und Heune, und noch aus ein paar Subaltern-Beamten.

Eine von Dresden zur Unterſuchung dieſer Streitigkeiten nach Weißenfels geſchickte Commiſſion entſchied zu Gunſten des Directors und vermittelte die Anſtellung Friedrich's als Salinen-Aſſeſſor und juriſtiſchen Beirath.

Aus einem auf dieſe Verhältniſſe bezüglichen Promemoria von Novalis' Hand ziehe ich einige Stellen aus, die ein helles Licht über beide Männer und ihre Differenzen werfen, und namentlich auf das Sein und Weſen des Salinendirectors in ſeinem öffentlichen Leben und amtlichen Wirken. Zugleich ein vollgültiges Zeugniß, wie trotz aller Verſchiedenheit in einzelnen Dingen der Sohn mit ehrfurchtsvoller Liebe zu dem Vater aufſchaute.

„Memorandum.

„Trotz aller Verſchiedenheit der Charaktere der bisherigen Directorial-Mitglieder iſt es bis jetzt in Bezug auf die Geſchäfte unerachtet aller Meinungsverſchiedenheiten nie zu einer eigentlichen Diſſonanz gekommen. Im Gegentheil

ſcheint die Unähnlichkeit des Directors und des Herrn Bergrath Senf, die Vorliebe des Letzteren zu Neuerungen, zu heftigen Maaßregeln des Angriffs und Widerſtandes, ſein Widerwille gegen Rechnungsſubtilitäten und ſtrenge Oeconomie, ſeine allzu große Nachgiebigkeit gegen geſchickte, aber indisciplinirte Subjecte und die beſtändige Oppoſition des Erſtern gegen neue Vorſchläge, ſeine Zögerung und Bedachtſamkeit bei Communicationen, Entſchließungen und Berichten, ſeine ängſtliche Achtſamkeit auf Genauigkeit im Rechnungsweſen und Haushalt, ſeine asketiſche Strenge und Mißtrauen gegen die Subalternen, eine ſehr vortheilhafte Verbindung zu ſein, die durch die gemäßigte Temperatur des Herrn Bergrath Heune dem herrſchaftlichen Intereſſe und dem Einverſtändniß noch günſtiger wird.

„Ich weiß nicht, ob ſich der Herr Bergrath Senf, bei einem unpartheiiſchen Ueberblick ſeiner Verhältniſſe mit dem Director über Mangel an Zutrauen ſelbſt bis in die neueſten Zeiten, mit Grund beklagen darf. Eine unbedingte Nachgiebigkeit kann der Herr Bergrath unmöglich von dem Charakter des Directors und einem männlichen treuen Diener nach ſeinen eignen Grundſätzen verlangen, und eine langſamere Ueberzeugungsfähigkeit und eine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit nicht mit einem abſichtlichen Hinderungsbeſtreben vermengen, welches letztere nach ſo vielfachen Erfahrungen er gar nicht beim Director vermuthen kann.

„Aus eigner Erfahrung kann ich bezeugen, daß ich einen Einfluß von Privat-Mißverſtändniſſen und Differenzen auf die Freiheit des Herrn Bergrath Senf, ſeine Ideen

zu realiſiren, inſofern ſie nicht unbearbeitet und unbewieſen waren, nicht im Stande geweſen bin zu bemerken.

Friedrich von Hardenberg."

An einen der Herrn dieſer Commiſſion iſt einer der beiden folgenden Briefe gerichtet. Die Namen fehlen bei beiden Entwürfen.

Novalis an einen Ungenannten.

„Ich komme nun zum Schluß Ihres Briefes, der mich zu einer offenen Mittheilung meiner Privatverhältniſſe auffordert.

„Ihre freundſchaftliche Güte muntert mich auf, Sie mit der Geſchichte meiner letzten Jahre bekannt zu machen. Ihr freundſchaftliches Intereſſe an meiner Perſonalität läßt Sie dieſen Beweis meines gänzlichen Zutrauens gewiß gütig aufnehmen, und es würde mich unendlich freuen, wenn Ihr Herz meinen Handlungen beifällig wäre.

„Mein Onkel, der im deutſchen Orden iſt, hatte von Kind auf mir vorzüglich ſeine Gnade angedeihen laſſen und eine beſondere Sorgfalt für meine Erziehung getragen. Mein Vater ſtand von Jugend auf in der innigſten Verbindung mit dieſem, in aller Abſicht vortrefflichen Manne. Seine Verhältniſſe zu ihm waren aber immer mehr die Verhältniſſe eines Sohnes zum Vater, als die eines Bruders zum andern. Meines Onkels Charakter iſt unerſchütterliche Rechtſchaffenheit und die ſtrengſte Anhänglichkeit an ſeine Grundſätze. Sein Verſtand hat die Cultur eines alten Weltmannes, aber auch deſſen Eingeſchränktheit.

Von jeher verzog ihn das Glück, Dürftigkeit fühlte er nie, und mithin lernte er nie die Erträglichkeit der Einschränkung auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse und die Entschädigungen des Herzens und Geistes für tausend Bequemlichkeiten des Weltlebens kennen. In der großen Welt wuchs er auf und lebte unaufhörlich in ihren Kreisen. Ohne Phantasie und gewöhnt, die Bedürfnisse des Herzens aus dem Gesichtspunkte der Klugheit zu beurtheilen und den Ansprüchen des äußeren Ansehens und Glanzes unterzuordnen, verlor er im Laufe seines Lebens den Sinn für ihre Forderungen, und opferte selbst seiner Meinung und seiner Familie seine Neigungen.

„Er gab mir von Jugend auf Gelegenheit, meine Eitelkeit zu befriedigen, und versprach sich von meiner Lebhaftigkeit einen glänzenden Erfolg. Er schmeichelte mir mit den angenehmsten Hoffnungen, eine Rolle in der Welt zu spielen, und gewiß hätte er mich auf einer solchen Laufbahn auf das Wärmste unterstützt.

„So ergeben mein Vater übrigens meinem Oheim war, und so ähnlich in manchen Gesinnungen, so wich er doch in diesem Stück sehr von ihm ab und brachte uns durch Beispiele und Reden eine Verachtung des äußeren Glanzes bei. Er ermahnte uns zum Fleiß, zur Genügsamkeit, und äußerte seine Freude, wenn wir unseren Herzen folgten, ohne Rücksicht auf die Meinung der Welt zu nehmen. Er pries uns das Glück einer stillen, häuslichen Lage und bat uns oft, nie aus Rücksichten des Interesses und der Ambition zu handeln und zu wählen. Mein Oheim hing an den Vorzügen des Standes und der Geburt; mein

Vater lächelte über Beides. Ich ging auf Akademieen, von den eitlen Hoffnungen meines Oheims voll und entzündet von dem Verlangen, die große Welt zu betreten. Eine reiche Parthie, hofft' ich, sollte mir den Weg zu diesem Eldorado bahnen, und ich glaubte ein tiefes Studium der Jurisprudenz nicht eben nöthig zu haben. Zum Glück hatte ich von frühen Zeiten an einen unüberwindlichen Hang zu den schönen Wissenschaften bekommen, und dieser hatte schon manche Collision mit meiner Weltlust gehabt.

„Mein Onkel hatte mir schon oft vergebens das Ridicule eines Schöngeistes gezeigt, und wenn ich auch im Gefühl dieser Lächerlichkeit mich wohl hütete, meine Vorliebe blicken zu lassen, so konnte ich doch im Stillen nicht unterlassen, diese reizenden Beschäftigungen zu verfolgen.

„In Jena kam ich in genaue Bekanntschaft mit ausgezeichneten Gelehrten, und die Liebe zu den Musen gewann, je mehr mich die Mode der damaligen Demokratie abtrünnig von dem alten aristokratischen Glauben machte. Die Philosophie wurde mir interessant, ich war aber viel zu flüchtig, um es weiter als zu einer Geläufigkeit der philosophischen Sprache zu bringen. Ich kam nach Leipzig und gerieth dort in reizende Gesellschaften, die mich wieder zurück zu den ehemaligen Ansichten und Wünschen führten und meine Eitelkeit wieder lebhaft rege machten. Zuerst erwachte dort mein Herz, und eine lebhafte Leidenschaft für ein Mädchen, die Sie wohl kannten, die jetzige Madame Jourdans in Berlin, ließ mich auf einmal einen Mittelweg ergreifen, nämlich den Soldatenstand. Die Vorurtheile der Welt waren mir hier zu dieser Parthie weniger hinderlich

und doch konnte ich ein freies poetiſches Leben führen. Jetzt zerfiel ich mit meinem Onkel zuerſt; meine Geliebte entfernte ſich von mir, nachdem ich ſchon entſcheidende Schritte zur Veränderung meiner Lage gethan, und meine Eltern wandten alle Mittel an, meinen Entſchluß umzuſtimmen. Es gelang ihnen auch, und ich wurde gewiſſermaßen gezwungen, nach Wittenberg zu gehen und zur Jurisprudenz zurückzukehren. Mein Mißgeſchick weckte meine Ambition, und mein Glück führte mir vortreffliche Lehrer zu, ſo daß in fünfviertel Jahren das Verſäumte nachgeholt und ich examinirt war. Dieſem Zeitraume danke ich die Fähigkeit, mit unangenehmen und mühſamen Gegenſtänden mich anhaltend beſchäftigen zu können. Mein Onkel war mittlerweile mit mir ausgeſöhnt, und dachte auf Erneuerung ſeiner alten Projecte. Der Miniſter Hardenberg wollte ſich meiner annehmen, und ich ſah mich endlich dem ehemaligen Ziele, einer Laufbahn in der großen Welt, nahe. Die Zwiſchenzeit bis zu näheren Nachrichten vom Miniſter glaubte mein Vater mir durch Uebung in ſchriftlichen Arbeiten in einem Amte nützlich zu machen, ich kam nach Tennſtedt. Ich war noch nicht lange in Tennſtedt geweſen, als ich die Bekanntſchaft des unvergeßlichen Mädchens machte, der ich meinen Charakter zu verdanken habe. Nun war die Zeit der Thorheiten und Frivolitäten vorüber, und ich ſah mich beim Eintritt in das männliche Leben von der edelſten Geſtalt begrüßt und auf ewig gefeſſelt. So lange ich in Tennſtedt war und den Unterricht meines Freundes Juſt genoß und mit allem Eifer dem Studium der ſächſiſchen Rechte und Verfaſſung oblag, und meine Nebenſtunden alten Lieblings-

ideen und einer mühſamen Unterſuchung der Fichte'ſchen Philoſophie widmete, erfuhr mein Vater von meinen Verhältniſſen nichts. Jener Plan mit dem Miniſter wurde indeſſen aufgegeben. Mein Vater wünſchte mich bei ſich zu behalten und wollte ſeinen Verwandten keine Verbindlichkeit ſchuldig ſein. Ich willigte gern ein, weil ich einſah, daß ich den Beſitz meiner Geliebten am leichteſten in der Nähe meines Vaters und durch Annahme ſeines Planes, mich zum Saliniſten zu bilden, erlangen würde. Mein Vater war zwar anfänglich nicht mit meiner Verbindung zufrieden, indeß ſein Herz nahm keinen Anſtoß an ihrer Familie und an ihrem Mangel an Vermögen. Er erkannte meine vortheilhafte Veränderung durch ſie und nahm den zärtlichſten Antheil an ihr, als er ſie kennen lernte. Sie wurde tödtlich krank. In den letzten Monaten ihres Lebens wurde mein Onkel mit dieſer Verbindung bekannt, kündigte mir alle Freundſchaft auf, zürnte mit meinem Vater und regte dieſen ſelbſt wieder gegen mich auf. Meine Noth war unbeſchreiblich, — ein entſetzliches Vierteljahr verging, während mein Onkel in Weißenfels blieb und uns Allen, beſonders mir, das Leben verbitterte und die Beſuche bei meiner armen Geliebten erſchwerte.

„Noch während der Anweſenheit meines Oheims ward ſie dieſem Leben entriſſen, und in kurzer Zeit folgte ihr mein Bruder Erasmus. Der tiefe Schmerz meines Vaters, mein bodenloſes Elend, die Thränen meiner Familie und der Gedanke an die Rolle, die er in dieſen Tagen geſpielt, mochten meinen Onkel tief erſchüttert haben. Mein Unwille gegen ihn iſt längſt erloſchen. Jede gehäſſige Empfindung

verſchwand mit der Blüthe meines Lebens, und jene heilige Aſche wird ewig die Gluth meines Herzens und meine Sehnſucht nach Frieden und Liebe erhalten. Seitdem iſt jedoch mein Onkel gänzlich von mir getrennt. Was nun folgte in meiner äußeren Lage und in Rückſicht meiner Thätigkeit, das wiſſen Sie ſchon; aber noch war Ihnen eine Begebenheit nicht bekannt, die den Sommer meines Lebens erheitert, meiner Thätigkeit eine neue Gewähr ſchafft und meine Grundſätze durch haltbare äußere Verhältniſſe unabänderlich befeſtigt hat.

„Sie können Sich gewiß leicht die Leere meines Herzens vorſtellen, das drei Jahr in der ſüßeſten Verbindung gelebt, und den Widerwillen gegen eine Geſchäftigkeit und Lage, die jenes Verhältniß nothwendig gemacht hatte, und das nun aufgelöſt war. Durch Thielmann's Freundſchaft ward ich mit dem Charpentier'ſchen Hauſe näher bekannt. Ich hatte noch oft Anwandlungen von tiefer Trauer und Aengſtlichkeit, die mir jede herzliche Theilnahme, jede milde ſtille Geſelligkeit unendlich wünſchenswerth machten. Ich glaubte nicht lange mehr zu leben, und ſchloß mich daher an freundliche Menſchen mit doppelter Innigkeit an. Sie kennen Julie Charpentier, und es wird Sie gewiß nicht wundern, daß das ſanfte beſcheidene Weſen dieſes liebenswürdigen Mädchens mich bald in meiner Stimmung anziehen und mir Zutrauen zu ihr einflößen mußte. Sie ward mir nach und nach unentbehrlich, ohne daß ich ahnte, daß ich mit ihr in ſichere Verhältniſſe treten ſollte. Die Krankheit ihres Vaters zeigte mir die glänzende Seite ihres Herzens in vollem Lichte. Die zärtliche Sorgfalt, die vielen

Nachtwachen ſchadeten ihrer eigenen Geſundheit; im Sommer 1798 ward ſie ſelbſt von einem fürchterlichen Uebel, dem Geſichtsſchmerz, befallen. Ich ward nach einem neuen Verluſte, einer alten Freundin, der Erzieherin meiner Sophie, ſelbſt krank und mußte nach Teplitz, und fand ſie nach meiner Zurückkunft in dieſem peinlichen Zuſtande. Jetzt erſt fiel mir der Gedanke, ihr mein Leben zu widmen, lebhaft ein. Ich ſah, daß ohne eine liebende Gehülfin das Leben und jede Theilnahme an weltlichen Angelegenheiten mir eine drückende Laſt ſein und bleiben würde. Juliens ganze Lage ſtellte ſich mir lebhaft vor Augen; ich wußte, daß ich eine treuere, zuverläſſigere und zärtlichere Gefährtin nie finden könnte, fühlte, daß eine beſchränkte, meinen Fleiß aufregendere Lage mir vortheilhaft ſein und kein Mädchen mir dieſelbe leichter ertragen helfen würde; war überzeugt, daß ich ihretwillen keine Aufopferung ſcheuen und ihr vielleicht durch meinen Entſchluß eine unangenehme Zukunft ſparen würde. Alte Verbindlichkeiten glaubte ich durch Uebernahme derſelben Beſchwerniſſe abtragen zu können; ich ſah die ehemaligen Schwierigkeiten, aber auch die veränderten Umſtände; ich verließ mich auf Fleiß und gütige Vorſehung, und bot Julien meine Hand an. Gleich anfänglich war ich willens, meinen Vater zum erſten Vertrauten und Rathgeber zu machen. Ich kannte ſeine mir günſtigen Grundſätze, wußte, daß ihn Offenheit unendlich rührt, und verließ mich auf die gänzliche Entfernung des Onkels von mir, der jetzt wohl nicht mehr den alten Antheil an ſeinem fremd gewordenen Neffen nehmen würde. So wenig mir dieſer Plan gelang, indem mein Vater zu

früh etwas erfuhr und durch Zufälle meine Mutter und Geſchwiſter früher unterrichtet wurden, ſo freundlich bewies ſich mir das Schickſal durch die Erwerbung von Werner's Freundſchaft und der Ihrigen.

„So einverſtanden nun meine Mutter und Geſchwiſter mit mir ſind, und ſo gütig Juliens Eltern mir den Umgang mit ihr erlaubten, wenn ich gleich keine feierlichen Schritte bei ihnen that, und ſie nur durch Julie umſtändlich mit meinen Hoffnungen und Plänen unterrichtete, ſo war doch mein Vater beſonders ungehalten und unzufrieden mit meinem Schritt und nöthigte mich zu völligem Stillſchweigen. Jetzt ſcheint er ſeine Geſinnungen geändert zu haben, und ich hoffe bald mich ſeiner Einwilligung erfreuen zu können. Ich ehre ſeine Bedenklichkeiten, die allein aus ſeinem väterlichen Wohlwollen entſpringen. Er ſieht ſich unvermögend, mich beträchtlich zu unterſtützen und traut mir nicht zu, mich in die eingeſchränkte Lage finden zu können, die in den erſten Jahren mir bevorſteht. Er fürchtet, mich in Verlegenheit gerathen zu ſehen, und dies hält ihn zurück. Er hätte völlig Recht, wenn Julie nicht ein Mädchen wäre, die aus Liebe zu mir gern jede Unbequemlichkeit einer beſchränkten Lage übernimmt, und wenn ich koſtſpielige Bedürfniſſe hätte. Veränderungen in meiner Familie können meines Vaters Lage vielleicht bald verbeſſern, und ſollte ich ja einige Schulden machen müſſen, ſo ſetzt mich mein künftiges Vermögen in den Stand, ſie leicht wieder zu bezahlen. Ich will nicht beſſer als viele rechtliche und brave Menſchen leben, ich habe mich mit Preiſen und Bedürfniſſen genau bekannt gemacht, und kann, was

ich Ihnen ganz allein vertraue, meine Nebenſtunden zu einträglichen literariſchen Arbeiten benutzen. Einſt lohnt mir für tauſend Mühſeligkeiten ein erhebendes Bewußtſein, Juliens Liebe und Dank, und der Beifall meiner trefflichen Freunde. Ich weiß, daß auch mein Freund Werner Julien innig ſchätzt und ſich meiner Wahl herzlich freuen wird."

Aus einem Brief von Novalis an einen Ungenannten.

„Die frohen Erwartungen, die mein unvergeßlicher Lehrer Werner mir von Ihrer Bekanntſchaft erregte, ſind in vollem Maaße erfüllt. Ich kann Ihnen nun ſelbſt den lebhafteſten Dank für mich und meine ganze Familie ſagen, da Ihre Dazwiſchenkunft meinen Vater wieder von Neuem belebt, ihm eine heitre Zukunft vorbereitet und die Ausſichten für die Dauer ſeiner Geſundheit gewiß erweitert hat. Sie haben ſelbſt geſehen, wie er durch die Dienſtangelegenheiten der letzten Zeit niedergedrückt und ermüdet war, und wie ermuthigt ſein alter Dienſteifer wieder bei der Hoffnung erwachte, in ſeinem Referenten künftig einen ſachverſtändigen, freundſchaftlich geſinnten Mann zu beſitzen.

„Meinem Freunde, dem Kreisamtmann Juſt, habe ich außer meinem Vater beinahe das Meiſte zu verdanken. Durch ihn habe ich die erſte Bildung zum Staatsdiener erhalten, und durch ihn bin ich zuerſt an mein Vaterland gefeſſelt worden.

„Der Wunſch meines Vaters und die Rückſicht auf ein damaliges ſehr glückliches Verhältniß riß mich in meine jetzige Laufbahn, für die mich vorher weder Studium noch Neigung beſtimmt hatten. Jenes Verhältniß, welches un-

beſchreiblich wohlthätig auf meinen Charakter und meine Thätigkeit gewirkt hatte, hörte plötzlich auf, und ich befand mich in dem ungewiſſeſten Zuſtande. Eine alte Idee von Unabhängigkeit und Liebe zu einigen Wiſſenſchaften fing nun an herrſchend zu werden. Ich bat in jener Ungewißheit meinen Vater um die Erlaubniß, Freiberg beſuchen zu dürfen, und ging in der That nicht mit der Abſicht auf eine praktiſche Anſtellung dorthin ab. Mancherlei günſtige Umſtände haben mich dort wieder mit Muth, mit Fleiß für fremde Zwecke und mit Anhänglichkeit an unſere ſächſiſche Verfaſſung erfüllt, und die Bekanntſchaft mit Werner hat eine neue Lebhaftigkeit und Richtung meiner Thätigkeit zur Folge gehabt. Wernern verdanke ich lediglich die Möglichkeit, mit gutem Gewiſſen mich jetzt zu einer praktiſchen, techniſchen Stellung melden zu können. Meinen Eifer glaube ich verbürgen zu dürfen. Mancherlei Pflichten werden ihn nie erkalten laſſen und meine Neigungen ihn vermehren helfen. Meine Kenntniſſe ſind zwar noch unvollſtändig und roh, indeß glaube ich doch jetzt mehr von der Kunſt zu verſtehen, Kenntniſſe ſchnell und richtig zu erwerben, zu ordnen und zu gebrauchen. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich mehrere Jahre noch mit meinem Vater leben, ihm helfen und doch auch ohne die mir unmögliche Reſſource, eine Heirath nach Gelde, ihm nicht beſchwerlich fallen dürfte."

Einen großen Theil des Winters 1799—1800 verlebte Novalis auf der Saline Artern; dort war er ein aufmerkſamer, nicht unthätiger Beobachter. Manche Stunde

verweilte er dort in der Saline, anſcheinend unbeſchäftigt und doch arbeitete ſein Geiſt eben damals an der Möglichkeit einer ausführbaren Verbeſſerung. Er ſammelte unter andern meteorologiſche Beobachtungen, um die Gradirung der Soole auf eine höhere Stufe zu leiten; ebenſo ſtudirte er die Fabrikation des Sonnenſalzes techniſch, chemiſch und kameraliſtiſch. Man darf nicht fragen, was er in dieſem Fach ſchließlich Großes geleiſtet hat. Ein Vorgeſetzter von ihm, der Bergrath Heune, ſagte nach ſeinem Tode gerade in dieſer Beziehung von ihm das Wort: „O Sie wiſſen nicht, was wir an ihm verloren haben!“

Hier folgen einige Briefe über ſeine geologiſchen und bergmänniſchen Studien.

Brief aus Artern von Fritz.

„Ich habe mich dieſe Zeit über mit dem Erdkohlenweſen bekannt zu machen geſucht. Mein Vater hat mich die Etats auf künftiges Jahr fertigen laſſen, und hier werde ich den für die Saline Artern ausarbeiten. Der mir aufgetragene rückſtändige Bericht über die Erdkohlenlager in dieſem Theile von Sachſen erfordert, um ihn ſo vollſtändig und gründlich als möglich zu machen, noch viel Zeitaufwand. Es ſind noch eine Menge Reiſen nöthig, um den geognoſtiſchen Theil zu vollenden. Dieſe Unterſuchung hat mich die Unvollſtändigkeit der bisherigen Beobachtungen der Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirge recht lebhaft fühlen laſſen. Der Geognoſt, durch Werner's großen ſyſtematiſchen Geiſt erregt, hat ein mühſames und weitläufiges Geſchäft. Die Rückſichten ſind ſo mannigfaltig und der Blick auf's

Ganze iſt mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Der Mangel an richtigen Situationskarten iſt ein großes Hinderniß. Scheinbare Unregelmäßigkeiten hemmen die glückliche Entwicklung der geognoſtiſchen Geſchichte aus großen, einfachen Thatſachen. Ueberall ſtößt man auf neues, unangebautes Feld und dunkle Stellen. Beſonders merklich wird die Unmöglichkeit, ein einzelnes Stück der Erdoberfläche richtig zu beſtimmen. Die Urkunden dieſer alten Naturgeſchichte ſind voller Interpolationen und unleſerlicher Stellen. Ueberdem fehlen uns höchſt wichtige Kapitel aus der Grammatik dieſer Sprache der allgemeinen Phyſik, und ſelbſt Werner's kühn entworfenes Alphabet und Syntax ſcheint noch große Lücken zu haben. Belohnend ſind die Anſtrengungen und der Fleiß der Geologen allerdings; jede Reiſe trägt Früchte, die Anſicht von Karten und Kabinetten vermehrt den Vorrath geognoſtiſcher Kenntniſſe, und die Größe und Mannigfaltigkeit der Gegenſtände regt unſere Wißbegierde und Phantaſie mit nicht geringer Kraft an.

„Ich bin Wernern auch für dieſe Erhöhung meines Lebensgenuſſes den innigſten Dank ſchuldig, wenn ich nicht auch jeden Tag Gelegenheit hätte, ſeinen divinatoriſchen Blick zu bewundern.

„Wie wichtig würde mir eine Reiſe in ſeiner Geſellſchaft durch Thüringen ſein. Die neueren Formationen hat er noch nicht ſo reichlich ausgeſtattet und er würde gewiß hier die herrlichſten Entdeckungen machen. Die Urgebirge haben wohl auf den erſten Blick etwas Anziehenderes. Allein die Flötzgebirge ſind dem Geognoſten beinahe wichtiger, da hier die Natur mannigfaltiger und deutlicher gearbeitet

hat und ſie noch nicht lange aufgeſtanden iſt, ja wohl gar noch bei ihrer Arbeit überraſcht werden kann.

„Wie wichtig übrigens neuere chemiſche und phyſikaliſche Entdeckungen der Geognoſie werden können, davon habe ich noch einen merkwürdigen Beweis zu finden geglaubt. Einen Beweis, der auf's Neue Werner's divinatoriſchen Sinn beſtätigt. Ich war bei dem Phyſiker Ritter in Jena, von dem ich Sie ſchon einmal unterhielt. Er erzählte mir unter anderm von höchſt merkwürdigen Verſuchen, die der franzöſiſche Chemiker Guyton über die Verbrennung des Diamants angeſtellt und in einer eignen Abhandlung beſchrieben habe, und glaubte in ihnen Indicationen zu einer neuen Betrachtung der Kieſelerde zu finden. Indicationen, die vermuthen ließen, daß die Kieſelerde nichts als verbrannter Diamant und alſo ein Kohlenoxyd ſei, wenigſtens möchten die Kieſelgattungen wohl einen ſehr beträchtlichen Antheil Kohlenſtoff enthalten. Sollte ſich dies beſtätigen, ſo ginge ein neues Licht in der Geognoſie auf, eine Menge Phänomene, z. B. der empyreumatiſche Geruch des Bergkryſtalls, die animaliſche Kohlenerde würden einer Erklärung zugänglich, und die Formationen des Kohlenſtoffs, die Entſtehung der Steinkohlen und ihre geognoſtiſchen Verwandtſchaften erſchienen von einer neuen Seite. — Werner's hartnäckige Beibehaltung des Diamants unter dem Kieſelgeſchlecht wäre gerechtfertigt.“

Ein andrer Brief über eine Salinenangelegenheit wird hier eingefügt, um die wohlwollende Geſinnung zu zeichnen, die der Dichter fremden, ihm unbekannten Perſonen ent-

gegenbrachte. Der dritte kurze Brief an einen Ungenannten beweiſt zur Genüge, wie ſehr er ſich in ſeinen letzten Jahren dem realen Leben zugewendet, und der reinen Speculation und dem übermäßigen Hervortreten der Phantaſie ſich abgewandt hatte.

„Tennſtedt, 4. Mai 1800.

„Nachdem ich Endesunterzeichneter, der Aufforderung des Herrn Kreisamtmann Juſt gemäß, mich vor einigen Tagen in Tennſtedt eingefunden hatte, ſo gab der Herr Kreisamtmann dem Herrn Hauptmann von Witzleben zu Hohenebra Nachricht, daß wir ihn beſuchen und ſein neu angelegtes Alaunwerk zu beſehen wünſchten, worauf Letzterer zwar ſeine Bereitwilligkeit uns zu empfangen bezeugte, aber uns im Voraus von dem ſchlechten Zuſtand ſeines Werks, und daß da jetzt nichts zu ſehen ſei, benachrichtigte. Wir aber ließen uns nicht abhalten und fuhren am 1. Mai nach Hohenebra. H. v. W. ſchien ſein Geſuch bei einer hohen Behörde für vergeſſen zu halten und ſich anderwärts mit ſeinen Vorſchlägen hinwenden zu wollen: Der Herr Kreisamtmann forderte ihn zu einer nähern Erklärung auf und ich ſuchte ihn zu einem Geſpräch über ſeine Projecte zu veranlaſſen, um zu erfahren, inwiefern er durch ſeine Kenntniſſe und Einſichten Gelegenheit gäbe, einen vortheilhaften Schluß auf ſeine Ideen zu ziehen, oder nicht. Wiewohl er nun anfänglich nicht Luſt bezeugte, ſich über techniſche Gegenſtände einzulaſſen, ſo ward er doch nachgerade offen genug und zeigte allerdings eine ziemlich gründliche Bekanntſchaft mit der praktiſchen Scheidekunſt. War er

auch gleich mit der neuern Theorie weniger vertraut, ſo ſchienen ihm doch die Grundſätze aller Verwandtſchaften und der mancherlei Zweige der techniſchen Chemie völlig bekannt zu ſein.

„Von jeher hatte ſich ſein Geiſt mit chemiſchen Speculationen beſchäftigt, indeß mochten ſeine äußern Umſtände nicht dabei gewonnen, jedoch die traurigen Erfahrungen ſeines ziemlich langen Lebens ihm nichts von ſeinem Muth und ſeinen Hoffnungen benommen haben. Er geſtand freimüthig das Fehlſchlagen mehrerer Projecte, indeß ließ ſich vermuthen, daß die Schuld weniger an der Richtigkeit der Ideen als an der mangelhaften Ausführung gelegen hatte, denn zum merkantiliſchen, techniſchen und adminiſtrativen Fache verrieth er wenig Anlage. Sein erpachtetes Alaunwerk gab hiervon den deutlichſten Beweis. Er war in die Pacht getreten, ohne die Beſchaffenheit des völlig ruinirten Werks zu kennen. Die Lage deſſelben auf einer großen völlig waſſerarmen Höhe war ſchon beſchwerlich genug, aber das Alaunſchieferflötz ſelbſt war erſchöpft und nichts mehr darauf auszurichten. Letzteres iſt nur aus ſeiner Erzählung zu ſchließen, da der Bau ſelbſt verbrochen und nicht mehr in fahrbarem Zuſtand war. Mangel an Geld und bergmänniſcher Einſicht hatte ihm jeden weitern Verſuch unmöglich gemacht. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß dieß Flötz nur ein kleines abgeſondertes Lager auf dem neuern Gipsgebirge conſtituirt hatte. Die vorgezeigten Schiefern ſchienen an einigen nicht verwitterten Stellen ſehr der Steinkohle zu ähneln. Sie waren ſtark mit Vitriol und Alaun beſchlagen und hatten 1½ Jahr gelegen. . . . Uebrigens

war er mit der Alaunfabrikation genau bekannt und äußerte recht richtige Ideen. Seine Hauptverbeſſerung gründet ſich auf eine Benutzung der freien Schwefelſäure in der Lauge. Durch einen Zuſatz von Thon, doch nicht rohen, unvorbereiteten, glaubt er eine beträchtliche Vermehrung des Alaunausbringens zu bewirken. Außer dieſer Idee behauptet er durch eine gewiſſe Einrichtung des Herdes Zeit und Geld zu ſparen, auch der beſondern Auflöſung des Fluſſes entübrigt zu ſein, die Mutterlauge beſſer zu benutzen und beim Wachsmachen eine dem Gebrauch des Alauns in Färbereien ſchädliche zu große Läuterung des Alauns zu verhüten. Auf meine Einwendung gegen die Hauptidee der Benutzung der freien Schwefelſäure, daß dieſelbe doch nur da anwendbar ſein könne, wo dergleichen Säure in Menge ſich in der Lauge befinde, meinte er freilich: daß er ſich mit dem fraglichen Alaunwerk erſt bekannt machen müſſe und zugleich unterſuchen, ob er den nöthigen Thon aus Halden von ausgelaugten Schiefern bekommen könne?

„Es dürfte vielleicht nicht unnütz ſein, von einigen ſeiner Ideen Notiz zu nehmen und unter dem Beiſtand eines erfahrenen Alaunofficianten ihn die nöthigen Probeverſuche machen zu laſſen.

„So analog und richtig ſeine Ideen zu ſein ſcheinen, ſo dürfte er ſelbſt ſich am wenigſten zur Ausführung paſſen. Indeß ſollte es mich freuen, wenn einiger Vortheil herauskäme und er mit einer Gratification begnadigt würde, die die letzten Tage ſeines mühevollen und getäuſchten Lebens erleichterte und ſeine dürftigen Umſtände verbeſſerte, welches ihm ſehr zu gönnen wäre, da er das Anſehen eines guten,

ehrlichen Mannes beſitzt und unter den ungünſtigſten Umſtänden Muth und Vertrauen zu ſeiner Wiſſenſchaft behalten, und leider auf ſeine alten Tage, bei dem bitterſten Rückblick auf lange, mißlungene Anſtrengungen und Bemühungen, die kummervollſte Ausſicht auf den Reſt ſeines Lebens vor ſich hat.

Friedrich von Hardenberg."

Novalis an .....

„Im Februar 1800.

„Die Philoſophie ruht jetzt bei mir im Bücherſchrank. Ich bin froh, daß ich durch dieſe Spitzberge der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten, erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten macht mich froh. Sie gehört zu den Lehrjahren der Bildung. Uebung des Scharfſinns und der Reflexion ſind unentbehrlich. Man muß nur nicht über die Grammatik die Autoren vergeſſen, über das Spiel mit den Buchſtaben die bezeichneten Größen. Man kann die Philoſophie hochſchätzen, ohne ſie zur Hausverwalterin zu haben und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philoſophie allein keinen Menſchen machen."

Am 4. März 1800 ſtarb Allen unerwartet, der Oheim-Comthur zu Lucklum. Kurz vorher ſchrieb er an ſeinen Bruder: „Ich habe einen heftigen Anfall von Fieber und Beängſtigungen gehabt; es war ein ſtarkes memento mori!" Auf dieſen Brief war der Bruder zu ihm geeilt, und fand

ihn wieder ſo wohl und friſch, daß er ſeiner Frau hocherfreut ſchrieb: „Mein lieber Alter iſt wieder ſo wohl, daß ich ihn morgen ohne Sorgen verlaſſen und nach Haus kommen kann!“ Kaum aber war der Bruder abgereiſt, ſo trat abermals eine ſolche Beängſtigung ein, die mit einem Lungenſchlage endigte und dem Leben des alten Herrn ein ſchnelles Ende machte.

Hardenberg wurde tief von dem Tode ſeines Lieblingsbruders erſchüttert. Friedrich ſchrieb an Carl: „Jetzt müſſen wir Alle dem Vater unſre Liebe doppelt zeigen, nach dem großen Verluſt, den er erlitten.“ Die älteſte Tochter, Frau von Rechenberg, war zum erſten Male guter Hoffnung, die unerwartete Todesnachricht ergriff ſie ſo ſchmerzlich, daß eine zu frühzeitige Niederkunft ſie ſelbſt in Lebensgefahr brachte. Seitdem kränkelte ſie viel. Bei Friedrich und Sidonie zeigte ſich jetzt oft Huſten, der immer von leichten Fieberanfällen begleitet erſchien; noch aber achtete Niemand dieſer drohenden Zeichen.

Ueber Novalis' Haupte ſchien im Gegentheil ein günſtiger Stern zu ſtehen und ein langjähriger Wunſch ſich ſeiner Erfüllung zu nahen. Im Sommer 1800 eröffnete ſich ihm Ausſicht auf eine Amtshauptmannsſtelle in Thüringen. Ward dieſe ſeine Hoffnung realiſirt, ſo trat er in einen bedeutenden Wirkungskreis; die verſchiedenartigen Funktionen eines Amtshauptmanns boten ſeinem vielſeitig gebildeten Geiſte die Gelegenheit zu einer ſehr nützlichen Thätigkeit; dabei blieb ſeine Verbindung mit der Saline unverändert, und doch ſchmiedeten dieſe Geſchäfte alle ihn nicht in ſo enge Feſſeln, daß er ſeinen geliebten Wiſſen-

ſchaften und Muſen hätte entſagen müſſen. Und vor allen Dingen: er hätte ſich dann ein eigenes Haus gegründet, in das er Julie als Frau einführen konnte, um mit ihr ein häusliches Glück zu genießen, nach dem ſein Herz ſo ſehnlich verlangte.

Novalis eilte nach Dresden, ſeine Sache zu betreiben; er reichte ſeine Probeſchrift ein, ſie ward mit Beifall aufgenommen, er wurde zu der Stelle deſignirt und bereitete ſich freudig auf den Eintritt in dieſelbe und auf ſeine Hochzeit vor.

Ehe wir weiter gehen, ſei es uns vergönnt, aus dieſer Zeit von einem Augenzeugen zu hören, welchen Eindruck Novalis auf ihn gemacht hat. Es iſt der bekannte Geologe Profeſſor Steffens, der uns von ihm erzählt. Auch die Anſchauung eines andren berühmten Zeitgenoſſen über ihn und ſeine Lieder ſoll dann folgen.

„In Jena lernte ich auch Novalis kennen. Ich hatte viel von ihm ſprechen hören. Es war kaum ein Menſch, nach deſſen perſönlicher Bekanntſchaft ich mich wärmer ſehnte. Ich traf ihn zuerſt bei Friedrich Schlegel. Sein Aeußeres erinnerte dem erſten Eindrucke nach an jene frommen Chriſten, die ſich auf eine ſchlichte Weiſe darſtellen. Sein Anzug ſelbſt ſchien dieſen erſten Eindruck zu unterſtützen, denn dieſer war höchſt einfach und ließ keine Vermuthung ſeiner adligen Herkunft aufkommen. Er war lang und ſchlank, und eine hektiſche Conſtitution ſprach ſich nur zu deutlich aus. Sein Geſicht ſchwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironiſch lächelnd, für gewöhnlich ernſt, zeigten die größte Milde und

Freundlichkeit. Aber vor Allem lag in ſeinen tiefen Augen eine ätheriſche Glut. Er war ganz Dichter. Das ganze Daſein löſte ſich für ihn in eine tiefe Mythe auf. Geſtalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die ſinnliche Wirklichkeit blickte aus der myſtiſchen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler, bald klarer hervor. Man kann ihn nicht einen Myſtiker im gewöhnlichen Sinne nennen, denn dieſe ſuchten hinter der Sinnlichkeit, in welcher ſie ſich gefangen fühlten, ein tieferes Geheimniß, in welchem ihre Freiheit und geiſtige Wirklichkeit verborgen liegt. Ihm war dieſe geheime Stätte die urſprüngliche klare Heimath; von dieſer aus blickte er in die ſinnliche Welt und ihre Verhältniſſe hinein. Die urſprüngliche Mythe, die zu ſeinem Weſen gehörte, ſchloß ihm ſelbſt das Verſtändniß der Philoſophie, aller Wiſſenſchaften, der Künſte und der bedeutendſten geiſtigen Perſönlichkeiten auf. Daher war die wunderbare Anmuth ſeiner Sprache, die Melodie ſeines Styls nichts Erlerntes, ſondern ihm eben das Natürlichſte. Daher bewegte er ſich mit gleicher Leichtigkeit in der Wiſſenſchaft wie in der Poeſie, und die tiefſten, ja ſchönſten Gedanken konnten ihre Verwandtſchaft mit dem Mährchen eben ſo wenig verleugnen, wie das bunteſte, ſcheinbar willkürlichſte Mährchen ſeine, wenn auch verborgene ſpekulative Abſichtlichkeit.

„Die ‚Lehrlinge von Saïs‘ und ‚Heinrich von Oſterdingen‘ mußten einen tiefen Eindruck hervorbringen und ſchienen, ſeinem ätheriſchen Geiſte ähnlich, das Geheimniß, welches die Philoſophie durch ſtrenge Methode zu enthüllen ſucht, urſprünglich zu beſitzen. Daher durfte er ſich über

alle Gegenſtände zwanglos äußern, und wenn er ſelbſt behauptete, der Philoſoph ſollte zwar eine Methode beſitzen, aber erſt dann lehren, wenn er ſie beherrſchte und aus ihr heraus nicht durch ſie darzuſtellen vermöchte, — ſo ſpricht er ſein eigenes Weſen in der That am klarſten und deutlichſten aus.

„Novalis konnte beſonders in größeren Geſellſchaften oder in Gegenwart von Fremden lange ſtillſchweigend in Nachdenken verſunken daſitzen. Ein zartes Gefühl ſchien ihm die Gegenwart verſchloſſener und innerlich entfremdeter Naturen zu verrathen; nur wo ihm verwandte Geiſter entgegenkamen, gab er ſich ganz hin. Dann ſprach er gern und ausführlich und erſchien im höchſten Grade lehrhaft.

„Ich ſah ihn in Jena nur wenige Tage, in Freiberg, wo er ſeine Braut, die Tochter des Berghauptmanns von Charpentier, beſuchte, nur einige Wochen, dann, ſchon bedenklich erkrankt, in Dresden. Ich verließ ihn mit der beſtimmten Ahnung, ihn nie wiederzuſehen. Wenige Menſchen hinterließen mir für mein ganzes Leben einen ſo tiefen Eindruck. Wie ich ihm gerne zuhörte, ſo nahm auch er einen freundlichen Antheil an den Anſichten und Ideen, die mich bewegten. Was ich von ihm las, was ich von ihm vernahm, mit ihm verlebte, begleitete den Geſang meines Lebens wie eine accompagnirende Muſik, oft wie ein wunderſames Echo aus fernen Gebirgen, welches, was in meinem tiefſten Innern ruhte, und was ich kaum auszuſprechen wagte, mir laut und geiſtig reicher wiedergab.

„Ich habe ſpäter Menſchen kennen gelernt, die ganz von ihm beherrſcht wurden, Männer, die ſich durchaus

einem praktiſchen Leben weihten, empiriſche Naturforſcher aller Art, die das geiſtige Geheimniß des Daſeins hoch hielten und den verborgenen Schatz in ſeinen Schriften aufgehoben glaubten. Wie wunderſame, vielverſprechende Orakelſprüche klangen ihnen die dichteriſch-religiöſen Gedanken von Novalis, und ſie fanden in ſeinen Aeußerungen eine Stärkung, faſt wie der fromme Chriſt in der Bibel.

„In der That war Novalis im tiefſten Sinne Chriſt und religiös. Es iſt bekannt, daß Lieder von ihm herrühren, die zu den herrlichſten gehören, welche die chriſtliche Kirche kennt.

„Mir war in religiöſer Rückſicht Novalis wichtig wie Keiner. Der tiefe Ernſt des Glaubens, wie er meine Kindheit durchdrang, fing an ſich zu regen und immer mächtiger alle geiſtige Unterſuchung zu tragen, als den ſchon gegebenen feſten Grund des zu Begründenden.“

*) „Welche tiefe Sympathie Schleiermacher namentlich für die geiſtlichen Lieder von Novalis gehabt hat, das läßt ſich an Thatſachen ermeſſen, die wohl weniger bekannt ſind und an welche wir mit einigen Worten zu erinnern wünſchen. Es ſind dieſe Thatſachen theils ſolche, die von jedem Kundigen leicht conſtatirt werden können, theils ſolche, die uns durch verbürgte mündliche Mittheilungen zugegangen ſind.

„Schleiermacher hatte nicht die Gewohnheit, in ſeinen

*) Von gütiger befreundeter Hand iſt dieſe intereſſante Notiz über Schleiermacher für dieſe „Nachleſe“ uns mitgetheilt.

Predigten Liederverſe anzuführen. In den zahlreichen homiletiſchen Gaben, die uns von ihm überkommen ſind, finden ſich höchſtens mitunter, und auch das nur äußerſt ſelten, einzelne Erinnerungen an Wendungen von Liederdichtern, wie wenn er in ſeiner berühmten Predigt über die Gefahr des Reichthums die Worte Paul Gerhard's: ‚Eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüther' angeführt hat. Ganze Strophen zu citiren, hat er beharrlich und ohne Zweifel principiell vermieden. Während die Mehrzahl der neueren Prediger ſich derſelben gern als Darſtellungsmittel bedienen und bekennen, ihrer als ſolcher nicht entbehren zu können, hat Schleiermacher — ganz wie Reinhard, wenngleich aus andren Motiven als dieſer — ſeine Predigten ganz rein von ſolchen Citaten gehalten. Eine Ausnahme hat er einmal von dieſer Regel gemacht, doch auch nur dieſe Eine. Am zweiten Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1831 hat er über die Worte des Herrn gepredigt: ‚Den Frieden laſſ' ich euch, meinen Frieden geb' ich euch', und den Satz ausgeführt, daß jedes einzelne Gemüth in dem Frieden Jeſu eine Fülle der göttlichen Weisheit erkenne. Es iſt dies wahrſcheinlich eine der herrlichſten, tiefſinnigſten Predigten, die dieſer große Theologe jemals gehalten hat; jedenfalls ragt ſie durch eine Innigkeit der Empfindung, durch eine Höhe der Anſchauung hervor, die dem Gipfel, falls ſie denſelben nicht erreichen, wenigſtens nahe kommen. Sie findet ſich in dem dritten Band der nachgelaſſenen Schriften, S. 1 ff. Nun denn, dieſe Predigt, welche in den Worten culminirt: ‚Ohne dieſe Fülle von Lebenskraft und Freude, die uns das Daſein des Erlöſers giebt, möchte ich nicht

leben', — dieſe Predigt hat Schleiermacher mit der Strophe von Novalis geſchloſſen:

,Wenn Alle untreu werden
Erhalte mich Dir treu, —
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſei.
Einſt ſchauen Alle wieder
Voll Glauben himmelwärts
Und ſinken liebend nieder
Und fallen Dir an's Herz.'

„Noch leben Etliche, welche dieſe Predigt gehört haben. Dieſe werden es bezeugen, wie der Prediger unter ſtrömenden Thränen, mit von tiefſter Erregung bebender Stimme, die Strophe recitirte; ſie werden es bezeugen, welch ein mächtiger Eindruck davon ausgegangen iſt über die dicht gedrängte Verſammlung in der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin. Und manche unter dieſen Zeugen rechnen das Erlebniß zu ihren ſchönſten und theuerſten Erinnerungen.

„Bekanntlich war Schleiermacher ein Mitglied der Commiſſion, welche das neue, im Jahr 1829 erſchienene Berliner Geſangbuch zu redigiren hatte. Die Anſichten und Grundſätze gingen vielfach auseinander. Es fehlte nicht an Stimmen, welche die neuern Lieder lieber ausgeſchloſſen hätten. Da war es namentlich Schleiermacher, der ſeine Autorität für die Lieder von Novalis gewichtig in die Wagſchale fallen ließ, und ſo ſind denn mehrere derſelben in der That in dies Geſangbuch aufgenommen worden. — Die Herausgeber derjenigen Predigten, die Schleiermacher in den letzten drei Jahren ſeines Lebens (von 1831 bis

1834) gehalten hat, haben jedesmal auch die Lieder verzeichnet, die derſelbe vor und nach der Predigt hat ſingen laſſen. Und da ſind es auffallend häufig gerade Lieder von Novalis, durch welche er ſeine Gemeinde auf ſeine Predigt hat vorbereiten, und durch die er den Eindruck derſelben hat ſichern wollen."

Sechſtes Kapitel.

„Iſt es nicht genug, zu wiſſen, daß wir in dieſem Leben einen Flug zu beginnen fähig ſind, den der Tod, ſtatt ihn zu unterbrechen, vielmehr beſchleunigt, da deſſen Fortſetzung einzig und allein von der unwandelbaren Richtung unſeres freien Willens abhängt?“

Novalis.

Wir haben im vorigen Kapitel geſehen, wie Novalis dicht am Ziele ſtand, ſeine lang gehegten Wünſche endlich Erfüllung zu finden ſchienen. Er war in Dresden geblieben, um dort ſeine Anſtellung als Amtshauptmann des thüringiſchen Kreiſes zu betreiben. Alles ging nach Wunſche; ſchon war ſein Patent ausgefertigt, und er gedachte wenige Tage ſpäter nach ſeinem neuen Wirkungskreiſe abzureiſen. Da überfiel ihn plötzlich ein heftiger Bluthuſten, er wurde ernſtlich krank, ſo daß er vor der Hand in Dresden bleiben mußte. Es vergingen mehrere Wochen, dann trat eine ſcheinbare Beſſerung ein.

Aus dieſer Zeit ſind keine Briefe mehr von ihm vorhanden, nur einzelne Stellen ſeines Tagebuches können wir hier einfügen:

„Was iſt eine ängſtliche Stunde, eine peinvolle Nacht, ein trüber Monat gegen die lange glückliche Ewigkeit?“

„Nur Glauben, Herr, und Zuverſicht,
So fürcht' ich für mich und die Geliebte nicht.“

„Alles, was wir Zufall nennen, iſt von Gott. Mußte nicht Chriſtus ſeine Mutter auch unendlich leiden ſehen? O! er weiß, wie Einem zu Muthe iſt, wenn man ſeine Geliebten leiden ſieht, weil wir leiden.“

„Wem es einmal klar geworden, daß die Welt Gottes Reich iſt, wen einmal dieſe große Ueberzeugung mit unendlicher Fülle durchdrang, der geht getroſt des Lebens dunklen Pfad und ſieht mit tiefer, göttlicher Ruhe in die Stürme und Gefahren deſſelben hinein.“

„Alle Aengſtlichkeit kommt vom Teufel, der Muth und die Freudigkeit iſt von Gott.“

„Wenn nur körperliche Unruhe nicht immer Seelenunruhe würde. Auf den Körper läßt ſich nicht immer wirken, aber in der Seele ſollte man ſich die Herrſchaft mit Gottes Hülfe zu erwerben ſuchen.“

„Iſt die Seele ruhig, ſo wird auch der Körper bald beruhigt ſein.“

„Was nicht gleich helfen will, hilft nachgerade. Nur nicht den Muth und den Glauben verloren.“

„Heißt das Chriſtenthum, ſo kleinmüthig zu ſein?“

„Unwahrheit iſt noch in einem tieferen Sinne ſchlimm, denn ſie bildet zuletzt eine ganz falſche Welt um uns her. Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwicklungen. Unwahrheit iſt die Quelle alles Böſen, alles Uebels. Eine Unwahrheit gebiert unzählige. Eine abſolut geſetzte Unwahrheit iſt ſo unendlich ſchwer auszurotten.“

September.

„Wenn man ſich nur immer recht lebhaft ſagen könnte, daß die Angſt meiſt körperlich iſt.“

„Muth ſtärkt! Des Herrn Wille geſchehe, nicht der meinige. Geduld und Ergebung in Gottes Willen ſind die beſten Hülfsmittel. Auch dieſe Läuterung ſoll ich empfangen! Gott weiß die Zeit der Krankheit, denn jegliche Krankheit hat ihre Zeit. Es iſt nichts ſchwerer, als mit ſich ſelbſt Geduld zu haben — ſeine eigene Schwachheit zu tragen.“

8. October.

„Der Unruhe und Angſt zu widerſtehen, dazu gehört die höchſte Geduld. Es iſt aber auch das beſte Hülfsmittel dagegen.“

9. October.

„Jeder trübe Gedanke iſt ein irdiſcher vorübergehender Gedanke der Angſt!“

16. October.

„Jetzt vor der Hand habe ich auf zwei Fälle zu denken, auf den Fall, daß ich heirathe oder nicht heirathe: ad 1 ergiebt ſich Alles von ſelbſt; ad 2 muß ich mich mit Lektüre verſehen. Wird es ſchlimmer, ſo verreiſe ich nach Leipzig, Bamberg oder Jena. Wenn ich nicht heirathe, will ich nach Reichenhall und Tyrol.“

Dieſer Ungewißheit machte ein ſchwerer, völlig unerwarteter Schlag, der die Familie traf, ein Ende. Am 28. October 1800 verunglückte der fünfte Sohn Hardenberg's, ein Knabe von 14 Jahren, in der Saale bei Weißenfels. Friedrich, dem man die Nachricht unvorſichtig mittheilte, wurde ſo davon erſchüttert, daß ihn ein heftiger Blutſturz überfiel. Mehrere Tage ſchwebte er zwiſchen Leben und Tod. Die Eltern eilten zu ihm nach Dresden. Mühſam in's Leben zurückgebracht, war von da ab ſein Zuſtand hoffnungslos. Seine Brüder Karl und Anton blieben bei ihm und pflegten ihn mit Treue und Zärtlichkeit. Anfangs Januar kam der Vater abermals nach Dresden; ſeine Briefe erzählen den Verlauf.

Hardenberg an ſeine Frau.

„Dresden, 14. Januar 1801.

„Geſtern um 3 Uhr Nachmittags kam ich hier an. Meine Kinder waren mir entgegengefahren. Karl ſtieg

gleich in meinen Wagen. Von ihm erfuhr ich über Fritz' Geſundheit, und als ich zu ihm kam, fand ich es auch ſo. Das Fieber war geſtern Abend kaum zu ſpüren, die Beängſtigungen kommen nicht alle Tage, und das Ausſehen hat ſich ſeit unſerer Abreiſe Ende November nicht ſehr verändert. Allein der Huſten und der kurze Athem ſind ſchlimm, ſo daß ihm das Sprechen ſchwer wird. Dies iſt die genaue Wahrheit, die ich Dir ſchreiben kann. Er fährt täglich vier Stunden ſpazieren und braucht Kalkwaſſer und Eſelsmilch. Seine beiden Doctoren ſind krank und die Wohnung iſt nicht beſonders. Ich habe ſehr darauf angetragen, nach Weißenfels zu gehen. Wenn das iſt, ſo bringe ich Dir Julien gleich mit."

„Dresden, 15. Januar.

„Ich bin geſtern mit Karl beim Doctor geweſen und der hat ſeinen Conſens zu der Reiſe mit Fritz gegeben. Er giebt wenig Hoffnung, aber doch noch einige, aus einem Falle, den er auf gleiche Weiſe behandelt hat. Gott mache es, wie es ihm und uns heilſam iſt, und mache ſeine Seele ſtille! Laſt von ihm, die läßt ſich tragen, ſelbſtgemachte trägt ſich ſchwer. Mit Fritz haben wir noch nicht geſprochen, aber daß Julie mit uns geht, weiß ich. Nun kommt es darauf an, ob ihr Vater Ja ſagt!"

„18. Januar.

„Erſt heute kann ich Dir melden, daß es nun ausgemacht iſt, daß wir übermorgen von hier abgehen. Heute Mittag kam Charpentier; wir aßen mit ihm zuſammen bei

Reinhard, da gab er seine Einwilligung zu Juliens Mitreise, worauf denn auch gleich der Entschluß fertig war, Dienstag zu reisen. Von Hubertsburg werde ich wohl mit Julie voranreisen und einen Tag früher zu Dir kommen."

„Meißen, 20. Januar.

„Ich melde Dir heute nur mit der eben abfahrenden Post, daß mein Fritz, ungemein wohl, unsere heutige Reise zurückgelegt hat. Gebe doch der gnädige Gott, daß es ferner so gut gehen möge. Ich freue mich herzlich, Dir eine so gute Nachricht geben zu können!"

Am 24. Januar kehrte also der zweite sterbende Sohn in's Vaterhaus zurück. Jetzt aber kannten die armen Eltern die Krankheit, über deren Verlauf sie bei Erasmus eine wohlthätige Unkenntniß getäuscht hatte; jetzt sahen sie mit klarem Auge den Todesengel nahen. Es war ein trüber Winter, wie damals vor Erasmus' Tode; aber Eins war anders und besser: es war kein innerer Kampf, kein Streit vorhanden.

Der Kranke selbst, voll tiefen Friedens, hoffte mit voller Zuversicht auf seine baldige Genesung. Der Vater trug seinen Kummer still und hielt dadurch Mutter und Geschwister aufrecht; aber wie tief mochte er leiden, da er nicht wußte, wie nahe ihm der Sohn in seinen christlichen Anschauungen stand. Er mußte jetzt alles dies auf sich beruhen lassen, denn jede Aufregung konnte

dem Kranken ſchaden. Es ging ihnen gegenſeitig, wie es oft Naheſtehenden geſchieht, daß ſie wunde Punkte nicht mehr zu berühren wagen, wenn auch ſchon längſt die innerliche Heilung eingetreten iſt und ein offenes, vertrauendes Wort Freude und hohes Glück hervorrufen könnte, aber das eine Wort bleibt unausgeſprochen.

Die bangen Wintertage waren langſam vorübergegangen. Im Februar 1801 ſchreibt Novalis in einem letzten Briefe an ſeinen Freund Juſt: „Die Milchkur ſcheint mir gut zu bekommen. Mein Vater holte mich von Dresden ab. Ich bedurfte der Ruhe und Julie auch, die mit hierher reiſte und bei mir bleibt. Ich habe in Dresden viel lehrreiche Erfahrungen gemacht. Mit dem Schreiben geht's noch ſchlecht; aber leſen, denken und Theil nehmen kann ich wieder etwas. Die Religion iſt der große Lichtpunkt in uns, der ſelten getrübt wird; ohne ſie wäre ich unglücklich!“

Im Frühjahr fing er wieder an zu arbeiten, auch in ſeinen Berufsgeſchäften; er las viel in der Bibel, auch in Lavater's Schriften, und geſchichtliche Studien beſchäftigten ihn lebhaft.

Er litt wenig Schmerzen, nur Beängſtigungen kamen über ihn.

Am 24. März arbeitete Novalis noch längere Zeit. Als Friedrich Schlegel ihn beſuchte, freute er ſich herzlich,

ſprach mit ihm über ſeine Arbeiten und äußerte: „Vieles habe ich jetzt erſt im rechten Lichte geſehen, und wenn ich wieder geſund bin, dann will ich erſt recht ſchaffen!“

Gott hatte es anders beſchloſſen. Am 25. März erwachte Novalis ruhig, aber ſehr erſchöpft. Er ließ ſich ein Buch geben und las eine kurze Zeit. Sein Bruder Karl und Schlegel waren gegen Mittag bei ihm, er bat den Erſteren, ihm auf dem Clavier vorzuſpielen, was er ſehr liebte.

Der Bruder erfüllte ſeine Bitte, und bei dieſen Klängen ſchlummerte der Kranke ſanft in ein beſſeres Leben hinüber, ohne allen Kampf und Schmerz.

Er war noch nicht voll 29 Jahr alt, als er ſtarb, beweint und betrauert von ſeiner Familie und ſeinen Freunden, wie es nur Wenigen zu Theil wird.

Seine irdiſche Hülle ruht auf dem Kirchhofe zu Weißenfels, wo man ihm im Jahre 1872 ein Denkmal errichtete.

Er ſelbſt aber hat ſich in den Herzen der Menſchen ein Denkmal gegründet durch ſeine geiſtlichen Lieder. Viele haben ſich an ihnen erfreut, ohne zu wiſſen, wo ſie entſprungen ſind. Sein eigener Vater ſang kurze Zeit nach Novalis' Tode in der Gemeinde zu Herrnhut das Lied:

„Was wär' ich ohne Dich geweſen?
Ach, ohne Dich, was würd' ich ſein?“

Er fragt beim Hinausgehen aus der Kirche, wer denn der Dichter dieſes wunderſchönen Liedes ſei; tief ergriffen vernimmt er die Antwort: „Ihr Sohn!“ Und in dieſem Augenblicke ward es ihm klar, daß der Chriſtus, der ſeines Herzens Krone und Stern ſeit ſeiner Jugend geweſen, auch ſeines Sohnes Heiland und Befreier war, wenn er ihn gleich auf anderem Wege wie er geſucht und gefunden hatte.

Die Mutter aber kannte die Lieder und die Dichtergabe des Sohnes, die er vor dem, wie er meinte, ſtrengen Auge des Vaters verbarg; davon ſpricht ein Wort derſelben nach dem Tode ihres fünften Kindes, ein Brief an ihren Sohn Anton, aus dem Jahr 1801 im Spätherbſt:

„Hier ſchicke ich Dir, mein herzlich geliebter Sohn, das letzte und theure liebe Vermächtniß meines innigſt geliebten Fritz, der himmliſchen Troſt in meine tiefen, bittern Wunden goß. Dieſe beiden Lieder enthalten die innerſte Geſinnung meines Herzens und ſind ganz aus meiner Seele gedichtet; möchte es Dir nur einen ruhigen Augenblick machen, mehr kann ich jetzt nicht ſagen, mein Herz blutet zu ſehr.

„‚Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer
Und bittre, ſchwere Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer,
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

„‚Wer in das Bild vergang'ner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein ſüßes Weh hinunter zieht;

„‚Es iſt als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

„‚Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm;
Er ſchweift umher, allein und irre
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

„‚Ich fall' ihm weinend in die Arme!
Auch mir war einſt wie Dir zu Muth,
Doch ich genaß von meinem Harme
Und weiß jetzt, wo man ewig ruht.

„‚Dich muß wie mich ein Weſen tröſten
Das innig liebte, litt und ſtarb;
Das ſelbſt für die, die ihm am Wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

„‚Er ſtarb, und dennoch alle Tage
Vernimmſt Du ſeine Lieb' und ihn
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

„‚Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In Dein erſtorbenes Gebein,
Und wenn Du ihm Dein Herz gegeben
So iſt auch ſeines ewig Dein.

„‚Was Du verlorſt, hat Er gefunden;
Du triffſt bei ihm, was Du geliebt,
Und ewig bleibt mit Dir verbunden,
Was ſeine Hand Dir wieder giebt.‘

„‚Unter tauſend frohen Stunden
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur Eine mir getreu;
Eine, wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſei.

„‚Meine Welt war mir zerbrochen
Wie von einem Wurm geſtochen,
Welkte Herz und Blüthe mir.
Meines Leben ganze Habe
Jeder Wunſch lag mir im Grabe
Und zur Qual war ich noch hier.

„‚Als ich ſo im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte
Und nur blieb vor Angſt und Wahn,
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein gehoben
Und mein Inn'res aufgethan.

„‚Wen ich ſah, und wen an Seiner
Hand erblickte, frage Keiner
Ewig werd' ich dies nur ſehn;
Und von allen Lebensſtunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen ſtehn.'

„Deine Dich ewig liebende, vor Dich betende, arme Mutter

Auguſte von Hardenberg."

Es ist Novalis nicht bestimmt gewesen, in ernster Arbeit als Mann in dem Werke zu stehen, das der Jüngling begeistert verkündigte: „hinauszugehen auf allen Wegen und die Irrenden hereinzuholen“; mit dem unmittelbaren Wort hat er nur zu Wenigen sprechen können, aber im Geiste ruft er heute noch Allen denen, die hören wollen, zu:

„Ich sag' es Jedem, daß Er lebt
Und auferstanden ist!“

571374

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

No author
FRIEDRICH VON HARDENBERG

Friedrich von Hardenberg

(genannt Novalis).

141

Eine Nachlese

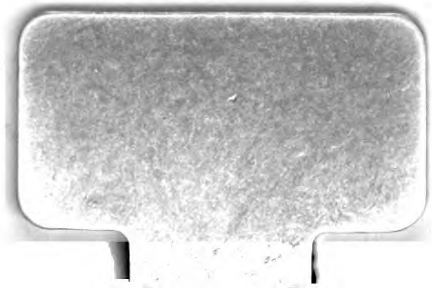
aus den Quellen des Familienarchivs

herausgegeben
von einem
Mitglied der Familie.

Zweite Auflage.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1883.

UNS. 34.t.22

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.